Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 45 (16 Seiten.) — Chicago, Sonntag, den 5. November 1899. — Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost“.)

Ausland.

Deutsche Streiflichter.

Entrüstung über die britischen Soldatenwerber in Deutschland.—Die Polizei ist denselben noch nicht nahe getreten.—Man freut sich über das britische Pech in Südafrika. — Des Kaisers Besuch in England soll eine rein private Angelegenheit sein. — Kein Minister geht mit.—Aussperrung der Metallarbeiter in Berlin? — Städtische Arbeiter-Wohnungen in Düsseldorf. — Der Samoa-Kuddelmuddel. — Deutschland möchte ihn los sein, aber England ist anderweitig beschäftigt.—Die neuen Flotten-Pläne.—Unglücksfälle und Brände. — Militär schützt Deutsch-Oesterreicher gegen Tschechen.—Allerlei.

Berlin, 4. Nov. Fast alle deutschen Blätter haben ihren weidlichen Spaß daran, daß die Briten in Südafrika so arg in der Klemme sind, und man in London so wüthend darüber ist. Nur wird es hier allgemein bedauert, daß der deutsche Oberst Schiel, welcher als der Urheber des, allgemein als vorzüglich anerkannten Feldzug-Planes der Buren gilt, sich in britischer Gefangenschaft befindet.

Nächstdem werden auch die deutschen Vertreter der Gesellschaft des Rothen Kreuzes nach Südafrika abfahren. Sie sollten noch eine Audienz bei der Kaiserin Auguste Victoria haben; aber diese ist wieder unwohl, und es ist zweifelhaft, ob sie dieselben empfangen kann.

Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ bringen einen scharfen Artikel gegen das Treiben der britischen Soldatenwerber in Deutschland; das Blatt sagt, es seien mindestens 150 britische Rekrutirungs-Offiziere ausgesandt worden, und dieselben hätten Weisung erhalten, namentlich Unteroffiziere anzuwerben zu suchen. „Es ist sonderbar“, fügt das Blatt hinzu, „daß die Polizei noch keinen dieser britischen Werber am Kragen gepackt hat“.

Im Krystallpalast in Leipzig wurde eine Massenversammlung von 4000 Personen (das ist Alles, was die Halle faßt. — viele Hunderte konnten keinen Zulaß mehr finden) zugunsten der Buren abgehalten, und es wurde eine Sympathie-Adresse an Dr. Leyds, dem diplomatischen Hauptvertreter der Transvaal-Republik in Europa, nach Brüssel gesandt. Allenthalben ist die Bewegung zugunsten der Buren eine anhaltend sehr lebhafte.

Es scheint, daß Kaiser Wilhelm seinen Besuch bei der Königin Victoria von England, der übrigens schon lange vor dem südafrikanischen Krieg vereinbart worden war, nicht rückgängig machen wird; doch wird erklärt, daß dieser Besuch eine strenge private Familien-Affäre sei, und daß kein Minister den Kaiser begleiten soll.

Während sich Alles so viel mit diesem Krieg beschäftigt, dürfte nächstdem auch ein sozialer Krieg dahier wieder viel von sich reden machen! Denn es wird angekündigt, daß nicht weniger als 40,000 Metallarbeiter in Berlin und Umgegend ausgesperrt werden sollen, wenn nicht die streikenden Arbeiter gewisser Zweige der Metall-Industrie die Arbeit wieder aufnehmen. Noch heute soll die Entscheidung hierüber fallen.

Eine andere wichtige Arbeiter-Nachricht kommt aus Düsseldorf in Rheinpreußen, wo der Stadtrath eine Million Mark für Arbeiter-Wohnungen verwilligt hat. Die dortigen Industrien leiden nämlich sehr an Arbeitermangel, lediglich weil die Unterkunfts-Gelegenheiten in Düsseldorf bisher unzulänglich waren. Daher drängten die industriellen Kreise den Gemeinderath zu diesem Beschluß, dessen Ausführung bald Wandel schaffen dürfte.

Es erscheint jetzt gewiß, daß die Forderungen für die deutsche Flotte vom Bundesrath gutgeheißen werden. Die bairische Regierung hat (wie schon kurz in der „Abendpost“ erwähnt) ihre Delegaten im Bundesrath angewiesen, die Forderungen zu unterstützen, und damit ist ihre Annahme in dieser Körperschaft jedenfalls gesichert. Vize-Admiral Tirpitz hat, in seiner Eigenschaft als Staatssekretär des Reichs-Marineamtes den Bundesrath offiziell in Kenntniß gesetzt, daß die vollständige Vorlage (die Grundrisse sind bereits dem Bundesrath übermittelt) im nächsten Januar unterbreitet werden wird.

Bei den Flotten-Angelegenheiten denkt man auch sogleich an die samoanische Frage. Kein Mensch kann sagen, wann die Verhandlungen über dieselbe zwischen den drei interessirten Mächten zum Abschluß gelangen werden. Im deutschen Amt des Auswärtigen wird erklärt, daß nur die Solomon- und die Gilbert-Inseln irgend eine Rolle als Vergütung für den völligen Rücktritt Deutschlands von den Samoa-Inseln spielen könnten.

Trotzdem noch eine gewisse Gefühls-Opposition gegen den völligen Verzicht auf die Samoa-Inseln besteht, macht sich doch auch immer mehr die Ansicht geltend, daß ohne einen solchen keine Einigung mit England erzielt werden könne. Die deutsche Regierung würde gewiß gern die Einzelheiten kurzerhand zum Abschluß bringen; aber sie findet es jetzt schwer, die volle Aufmerksamkeit des britischen Kabinets hiefür zu gewinnen, da dasselbe in anderer Hinsicht so stark „beschäftigt“ ist. Andererseits wäre das deutsche Amt des Auswärtigen nicht überrascht, wenn unter Umständen ein Vertrag, welcher diese Angelegenheit zur Erledigung bringt, binnen vierundzwanzig Stunden unterzeichnet würde; doch ist es zugleich auf ein unbestimmtes Hinausziehen der Geschichte gefaßt. Man glaubt, daß dies hauptsächlich von den weiteren Kriegs-Ereignissen in Südafrika abhänge.

Die Hamburger Dampfergesellschaft wird nächstdem wieder eine neue Zweig-Linie einrichten. Sie hat von der österreichischen Regierung die Erlaubniß erhalten, ein allgemeines Transportgeschäft über österreichische Gewässer zu betreiben.

Eine schlimme Feuersbrunst in einer Kirche ist wieder zu melden. Der Thurm der alt-ehrwürdigen Kathedrale in Hildesheim, Hannover, wurde durch Feuer schwer beschädigt.

Bei einem Brand in Reinerz, Schlesien, in der Gießhüblerstraße, wurden viele Häuser eingeäschert, und eine alte Frau kam in den Flammen um.

Zu Oberurf bei Kassel, wurden die Pferde des Prinzen und der Prinzessin von Hanau scheu und gingen durch; doch wurde Niemand bei diesem Unfall verletzt.

Dem Vorbild der unglücklichen Franziska v. Blumenreich oder Elmenreich (mit dem Familien-Namen Kapf-Essenther) folgend, hat wieder eine Schauspielerin dahier Selbstmord begangen, nämlich Helene v. Griminsky, welche aus einem Fenster des vierten Stockwerkes sprang. Sie war in Verzweiflung darüber gerathen, daß sie kein Engagement hatte finden können.

Der neue Kölner Erzbischof Simar wird, wie es heißt, wahrscheinlich bald zum Kardinal gemacht werden.

Oesterreichische Nachrichten.

Drüben in Oesterreich haben die Deutschen und die Juden anhaltend ihre liebe Noth. Neuerdings wird aus Wien gemeldet, daß wieder 5 Bataillone Infanterie von Linz nach Böhmen geschickt worden sind, um Angriffe von Tschechen auf Deutsche zu verhüten. Sämmtliche Soldaten sind mit scharfen Patronen versehen und haben Weisung, bei dem geringsten Zeichen von Ruhestorung zu schießen.

Die Vermählung der Erzherzogin Stefanie, der Wittwe des Kronprinzen von Oesterreich, mit dem ungarischen Grafen Lonyay, soll neuerlichen Angaben zufolge doch stattfinden, aber erst nachdem die Verheirathung ihrer Tochter Elisabeth mit dem Herzog Ulrich von Württemberg erfolgt ist. Es soll Stefanie sehr darum zu thun sein, daß letztere Vermählung bald vor sich gehe, und sie wird wahrscheinlich nicht über den nächsten Januar hinaus verzögert werden.

Zu Schallan bei Teplitz, Böhmen, sind drei Kinder der Wittwe Theresia Fischer durch Kohlengas erstickt!

Wie das „Wiener Tageblatt“ aus Belgrad berichtet, ist der serbische Hof sehr verstimmt darüber, daß Kaiser Franz Josef den Serbenkönig Alexander II. während dessen Aufenthaltes in Wien nicht empfangen hat. Franz Josef hatte den König von Griechenland besucht, ohne von der gleichzeitigen Anwesenheit des Serbenkönigs im nämlichen Hotel Vermerk zu nehmen. Graf Goluchowski, der österreichische Minister des Auswärtigen, erklärte dem Letzteren, der Kaiser sehe sich genöthigt, die kürzlichen politischen Prozesse in Serbien zu mißbilligen.

Propaganda in Cuba.

Gegen die amerikanische Verwaltung.

Havana, 4. Nov. Führer der „Cuba Libre“-Partei sind jetzt eifrig damit beschäftigt, auf jede mögliche Weise den Erfolg der Administration von General Brooke auf Cuba zu vereiteln. Drucksachen, in denen die amerikanische Administration heruntergerissen wird, werden über die ganze Insel hin verbreitet, um der Agitation für Angliederung der Insel an die Ver. Staaten entgegenzuwirken.

Dreyfus schwer krank?

So lautet ein Gerücht in der französischen Hauptstadt.

Paris, 5 Nov. Gestern Abend verbreitete sich hier das Gerücht, daß der vielgenannte Ex-Hauptmann Alfred Dreyfus schwer krank sei. Es heißt, er sei von einem starken Frostfieber befallen worden, erhole sich aber jetzt von demselben.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Umbria von Liverpool; St. Paul von Southampton; Thingvalla von Kopenhagen u.s.w.; La Champagne von Havre; Patricia von Hamburg. Liverpool: Cymric von New York.

Abgegangen.

New York: Augusta Victoria nach Neapel u. s. w.; Rotterdam nach Rotterdam; Campania nach Liverpool; California und Arcadian nach Glasgow; Galileo nach Hull.

Im Kanonendonner.

Heftiger Artillerie-Kampf um Ladysmith. — Diese Nachricht kommt aus Kapstadt. — Die Banken in Ladysmith machen zu. — Nachrichten immer noch dürftig. — Britischer Obergeneral Buller in Durban.—Das britische Kriegsamt und das Publikum. — Die Briten trösten sich mit Onkel Sams Freundschaft und Deutschlands Zurückhaltung.

Brüssel, 5. Nov. In der Agentur der Transvaal-Republik dahier wird erklärt, daß Dr. Leyds Nachricht von der Uebergabe von Ladysmith und der Gefangennahme des Generals White durch die Buren erhalten habe. Obwohl dies zutreffend sein mag, hat die belgische Regierung noch keine Bestätigung erhalten.

Ferner erklärt die Agentur, Dr. Leyds sei überzeugt, daß die kommende Unterredung zwischen dem russischen Zaren und dem deutschen Kaiser sich ausschließlich auf die Transvaal-Sachlage beschränken werde.

Kapstadt, 4. Nov. Eine Depesche, welche heute Abend aus Ladysmith (das heißt wohl, aus der Nähe von Ladysmith, denn es sind keine Nachrichten über Wiederherstellung der telegraphischen Verbindung da) eintraf, besagt, daß eine starke Streitmacht Buren damit beschäftigt sei, Batterien um die Stadt herum zu errichten. Die britische Flottenbrigade eröffnete Donnerstag früh auf die Buren Feuer; diese erwiderten prompt mit den Geschützen, welche sie in Stellung gebracht hatten, und es folgte ein schreckliches Artillerie-Duell, welches noch immer im Gange war, als die Depesche abgesandt wurde. Keine weiteren Nachrichten über diesen Kampf sind eingetroffen.

Dieselbe Depesche meldet, daß die Banken in Ladysmith plötzlich geschlossen wurden, was große Bestürzung unter ihren Kunden hervorrief, welche sich solcherart der Möglichkeit, Gelder zu beschaffen, beraubt sahen.

London, 4. Nov. Man erwartet jetzt allgemein, daß Befehle behufs weiterer bedeutender Vermehrung der britischen Streitkräfte in Südafrika unverzüglich erlassen werden. Die Bedenklichkeit der Lage in Transvaal für die Briten liegt für Jedermann offenkundig da, und wenn das britische Kriegsamt geneigt ist, den thatsächlichen Stand der Dinge immer noch zu verhüllen, so ist die Decke, welche es darüber ziehen kann, jedenfalls sehr dünn. Die britischen Zensoren der Nachrichten, welche von Südafrika, sowohl von der Kapkolonie wie von Natal und anderen Lokalitäten, kommen, lassen nur die offiziellen Nachrichten durch, nebst einer gelegentlichen Trost-Notiz für das britische Publikum in Gestalt einer kleinen Mittheilung über irgendwelche Neben-Angelegenheiten. Dadurch — so scheinen die Behörden zu erwarten — soll die Aufmerksamkeit des Publikums von der thatsächlichen Lage der Dinge abgelenkt werden, bis das Blatt sich zugunsten der Briten wendet.

Das Schlamassel, in welchem sich jetzt General White in Natal befindet, ist ohne Zweifel das schlimmste, in dem sich irgend ein britischer Befehlshaber befunden hat, seit General Gordon in Khartum eingeschlossen und der Apathie des britischen Ministeriums geopfert wurde. Indeß kann sich White nicht darüber beklagen, daß das jetzige Ministerium apathisch sei; dieses wird ihm vielmehr alle mögliche Hilfe bieten.

Einstweilen aber bleibt ihm weiter nichts übrig, als sich streng in der Defensive zu halten und das Eintreffen von Entsatz abzuwarten. Da indeß die Buren jetzt Colenso und andere Punkte südlich von Ladysmith (zwischen Ladysmith und der Hauptstadt Pietermaritzburg) besetzt halten, so wird der einzige wirkliche Entsatz für White in einer weiteren Streitmacht von 15,000 bis 20,000 Mann bestehen, und so viele werden noch mehrere Wochen hindurch nicht beisammen sein, jedenfalls nicht lange vor Weihnachten. White's Rückzug von Ladysmith nach dem Meere zu mit seiner jetzigen Streitmacht würde im Kleinen dem Rückzug Napoleons von Moskau gleichen.

Das britische Publikum wird täglich entschlossener zugunsten einer kräftigen und rücksichtslosen Betreibung dieses Feldzuges. Die „Ausländer“, die ursprüngliche Veranlassung des Krieges, sind in Vergessenheit gerathen, ungefähr ebenso wie die „Reconcentrados“ nach dem Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges, und der einzige Gedanke, welcher jetzt das britische Publikum beseelt, ist die Unterjochung der Buren!

Die „korrekte“ Haltung der deutschen Regierung und der, ohne Weiteres gehegte Glaube, daß die Regierung der Ver. Staaten in vollkommener Sympathie mit England stehe, haben die britische Regierung und das Publikum wesentlich beruhigt, da man hierin eine Garantie gegen die Möglichkeit einer Einmischung europäischer Mächte erblickt.

Heute Abend wird aus amtlicher Quelle gemeldet, daß der britische Obergeneral Redvers Buller heute in Durban, Natal, angekommen sei und sich auf dem Weg nach dem Kampfschauplatz befinde, um dem General White aus der Klemme zu helfen. Doch muß ihm dafür auch eine bedeutende Heeresmacht zu Gebote stehen.

Da das Kabel in Mozambique noch immer nicht arbeitet, so können unmöglich Depeschen, welche nicht die Zensur passirt haben, Europa erreichen, — mit Ausnahme jedoch der Depeschen auswärtiger Regierungen, von deren Vertretern in Südafrika oder an dieselben. Auf letztere Weise können immerhin manche nicht-britische Nachrichten hindurchsickern; doch glaubt man in London nicht, daß ein neuer positiver Erfolg der Buren von besonders großer Bedeutung zu melden sei, da sonst von burenfreundlicher Seite einer solchen Kunde die weiteste Verbreitung gegeben würde. (Es sind indeß in den letzten Tagen verschiedene Nachrichten über Brüssel telegraphirt worden, die hinterher von den Briten wenigstens zu einem gewissen Theil zugegeben werden mußten. Auch die Kunde, daß Colenso von den Buren genommen sei, war zuerst aus dieser Quelle gekommen.)

Es ist übrigens auch sehr verdächtig, daß das britische Kriegsamt, während es nicht mehr bestreitet, daß Colenso gefallen ist, nicht einmal die Zeit seiner „Räumung durch die Briten“ angibt. Und es ist wahrscheinlich, daß die Räumung nicht ohne neue Kämpfe erfolgte, bei denen die Briten den Kürzeren zogen.

Britische Militärs belächeln den angeblichen Plan der Buren, Durban zu erobern, um die Landung britischer Truppen daselbst zu verhindern. Sie sagen, dieser Plan rechne nicht mit der britischen Flotte, unter deren Kanonen die Eroberung von Durban unmöglich sein werde.

Die heutigen Nachrichten lassen erkennen, daß Streitkräfte des Oranje-Freistaates endlich zum Eindringen in die Kapkolonie bereit sind. Diese Streitkräfte sind nicht überwältigend groß; aber sie rechnen wohl nicht ohne Grund auf die Freundschaft der Holländer in der Umgegend von Colesburg und Burghersdorp.

General White und General Joubert behandeln einander beständig sehr höflich und leihen z. B. einander Ambulanzen zur Beförderung von Verwundeten.

Es wird berichtet, daß der Oranjefluß noch immer so hochgeschwollen ist, daß seine Passirung ausgeschlossen erscheint, und der einzige Punkt, an dem er überquert werden kann, nämlich die Wagenbrücke zu Philipolis, in Händen der Buren ist.

Berlin, 5. Nov. Der Kaiser und die Kaiserin gaben am Samstag dem deutschen Ambulanz-Korps, welches nach Südafrika abgeht, eine herzliche Abschieds-Audienz.

(Siehe auch das Betreffende unter „Deutsche Streiflichter“.)

Ladysmith, Donnerstag, 2. Nov. (Verspätet!) Der Artilleriekampf zwischen den Buren und den Briten, welcher schon den ganzen Tag im Gange ist, wird noch immer mit großer Heftigkeit auf beiden Seiten fortgesetzt. Heute Nachmittag wurde die 40pfündige Kanone der Buren, welche durch Tragweite und Treffsicherheit mehr Schaden gethan hatte, als alle übrigen Geschütze des Feindes zusammen, durch wohlgezielte Schüsse von der britischen Artillerie getroffen und zerstört.

Die britische Flotten-Artillerie richtet wieder große Verheerung unter den Buren an.

Man hört auch deutlich in der Richtung von Colenso Geschützdonner.

London, 5. Nov. Eine Depesche, welche der „Daily News“ gestern Abend aus Pretoria, der Hauptstadt der Transvaal-Republik, zuging, besagt, daß die dort befindlichen britischen Gefangenen der Buren sich wohl befinden und gut behandelt werden. Man gestattet ihnen, sich auf jede, billiger Weise zulässige Art uneingeschränkt zu amüsiren. Meistens spielen sie im Freien Fußball, und häufig spielen auch die Buren mit.

Kapstadt, 5. Nov. Aus der belagerten Stadt Kimberley wird neuerdings gemeldet, daß die Buren-Streitkräfte, welche die Stadt bedrohen, aus 5000 Mann mit einer guten Artillerie-Ausrüstung bestehen. Kimberley ist sehr stark befestigt, die Garnison hat Lebensmittel genug und kann sich nach Ansicht der Offiziere gegen jeden Angriff behaupten.

Paris, 5. Nov. Dr. Leyds, der Hauptvertreter der Transvaal-Republik in Europa, macht die Mittheilung, Präsident Krüger habe den europäischen Mächten die Versicherung gegeben, daß, wenn die Transvaal-Truppen einen völligen Sieg über die Briten errungen hätten, die Buren-Regierung ihre Streitkräfte entwaffnen und so durch Verminderung der außerordentlichen Ausgaben, welche die Beibehaltung der Kriegs-Präsenzstärke erfordern würde, auch die Aufhebung der Bergwerk-Steuern ermöglichen würde.

Inland.

Hobarts Zustand

Scheint sich wieder etwas gebessert zu haben.

Paterson, N. J., 4. Nov. Der Puls des schwerkranken Vizepräsidenten Hobart geht wieder etwas stärker, und einen Theil des heutigen Nachmittags und Abends konnte der Kranke ruhig schlafen. Trotzdem ist seine Aussicht auf ein Aufkommen noch immer ziemlich schwach.

Am Vorabend der Wahlen.

Mit großer Spannnng sieht man dem nächsten Dienstag entgegen. — Das Resultat läßt sich größtentheils nicht voraussagen. — Wird Maryland demokratisch stimmen? — Der Kampf in Nebraska und Kentucky.

Baltimore, 4. Nov. Beide großen politischen Parteien in Maryland stehen in voller Kampfesordnung für die Wahlschlacht, die am nächsten Dienstag vor sich gehen wird. Der Wahlkampf ist einer der heißesten in der Geschichte unseres Staates. Beide Parteien beanspruchen den Sieg; bei den Wetten zeigen sich die Demokraten im Allgemeinen zuversichtlicher, als die Republikaner, und die Aussichten scheinen in der That diesmal mehr zu Gunsten der Demokraten zu sein. Ein Versuch, die Golddemokraten zur Unterstützung des republikanischen Stimmzettels zu organisiren, ist fehlgeschlagen, und es heißt, daß nur sehr wenige der hervorragenden Golddemokraten, welche 1896 mit den Republikanern gestimmt hatten, diesmal mit ihnen gehen würden. Die Demokraten halten sich in Maryland an örtliche Fragen, während die Republikaner, die übrigens auch unter sich nicht einig sind, mit Berufung auf nationale Fragen zu siegen suchen.

In Maryland sind ein Gouverneur, ein Kontrolleur und ein General-Anwalt zu erwählen. Auch haben die Counties und die Stadt Baltimore Mitglieder der Staatslegislatur zu wählen, und Baltimore außerdem einen Richter des Appellationsgerichtes. Für letzteres Amt haben die regulären Demokraten keinen Kandidaten aufgestellt, und obwohl sie auch nicht den republikanischen Kandidaten Richter Schumcker (welcher dieß Amt bereits provisorisch, kraft Ernennung durch den Gouverneur, ausfüllt) indossirt haben, dürfte dieser auch viele demokratische Stimmen erhalten und über den unabhängigen Demokraten Taylor gewählt werden.

Philadelphia, 4. Nov. Obwohl Pennsylvanien diesmal keine Staatswahlen hat, war die, soeben zum Abschluß gebrachte Wahlkampagne eine der erregtesten seit Jahren. Besonders bitter war der Kampf um das Staatsschatzmeister-Amt. Ein wichtiges Ereigniß in der Kampagne war auch der Rücktrit von Josiah R. Adams von der republikanischen Kandidatur für das Superiorrichter-Amt, auf die Angriffe eines republikanischen Blattes in Philadelphia hin, welches ihn beschuldigte, mit gewissen Schwindel-Unternehmungen in Verbindung zu stehen.

Der republikanische Staats-Schatzmeister-Kandidat James E. Barnett, Oberstleutnant im 10. pennsylvanischen Freiwilligen-Regiment, wurde in der demokratischen Presse heftig angegriffen und beschuldigt, unter falscher Flagge zu segeln und sich für einen Militärhelden auszugeben, während er sich auf den Philippinen-Inseln um seine Soldatenpflichten gedrückt habe.

Boston, 4. Nov. Massachusetts wird am Dienstag ein vollständiges Staats-„Ticket“ zu erwählen haben. Die Wahlkampagne wurde nicht besonders lebhaft geführt. Obwohl die sanguinistischen Demokraten erwarten, daß der demokratische Gouverneurskandidat R. T. Paine jr. diesmal gewählt werde, geht die unparteiische Meinung dahin, daß die Republikaner wieder ihren ganzen Stimmzettel durchbringen werden, wenn auch mit verringerten Mehrheiten. Der republikanische Gouverneurskandidat Crane (gegenwärtiger Vizegouvernur) ist ein sehr populärer Politiker, während Paine wenig über Boston hinaus bekannt ist und von den Golddemokraten nicht unterstützt wird.

Das sozialistische Votum wird diesmal wahrscheinlich steigen, aber nicht genügend, um das Ergebniß zu beeinflussen.

Omaha, Nebr., 4. Nov. Am Montag Abend wird die Wahlkampagne in Nebraska von W. J. Bryan zum Abschluß gebracht werden. Es ist unmöglich, das Ergebniß mit einiger Genauigkeit vorauszusagen; denn dasselbe wird zum großen Theil davon abhängen, wie viele Stimmgeber zu Hause bleiben. Im letzten Jahr betrug deren Zahl etwa 30,000. Die Wahlen an und für sich haben diesmal für Nebraska eine sehr geringfügige Bedeutung, da nur ein Mitglied des Statsobergerichtes und zwei Regenten der Staatsuniversität zu erwählen sind. Der Kampf wurde hauptsächlich auf nationale Fragen hin geführt und war in dieser Beziehung ein sehr heißer. James C. Dahlman, der Vorsitzende des demokratischen Staatsausschusses, erwartet eine Mehrheit von nicht weniger, als 12,000 Stimmen für den fusionistischen (demokratisch-populistischen) Stimmzettel. Andererseits erwartet der Vorsitzende des republikanischen Staatsausschusses, Orlando Teft, eine republikanische Mehrheit von 5000 bis 10,000 Stimmen. In Omaha dürften die Republikaner eine Mehrheit von nicht unter 2500 Stimmen erhalten, und in der Staatshauptstadt Lincoln eine solche von 1500 Stimen.

Louisville, 4. Nov. Kentucky hat jetzt ungefähr die Krise in der denkwürdigsten Wahlkampagne erreicht, die je in seiner politischen Geschichte vorgekommen ist. Beide große Parteien sind in geradezu desperater Aufregung, und die friedliebenden Bürger fürchten daher, daß es am Wahltag zu manchen offenen Gewaltthaten und blutigen Auftritten kommen werde!

Es sind der Gouverneur und das ganze Staats-„Ticket“ zu erwählen, sowie auch der ganze untere und der halbe obere Zweig der Staatslegislatur.

Um Louisville dreht sich die ganze Staatskampagne hauptsächlich, und die hervorragenderen Parteiredner haben daher die Stadt mit ihrem oratorischen Feuerwerk förmlich überschwemmt.

Beide Hauptparteien beanspruchen Alles, was überhaupt zu beanspruchen ist. Sowohl Goebel (der reguläre demokratische Gouverneurskandidat) wie sein republikanischer Gegenkandidat Taylor sind Jeder „völlig sicher“, eine Mehrheit von etwa 30,000 Stimmen zu erhalten. Auch der unabhängige Demokrat Brown stellt ein sehr starkes Votum für seinen Stimmzettel in Aussicht.

Es wäre möglich, daß die Republikaner im ganzen Staat mit einer starken Mehrheit siegen würden, trotz aller Behauptungen der Goebel- und der Brown-Fraktion.

Cleveland, 5. Nov. Einer der bemerkenswerthesten Wahlkämpfe in der Geschichte von Ohio hat am Samstagabend in der Hauptsache seinen Abschluß gefunden.

Drei Kandidaten bewerben sich um das Gouverneursamt: Der Republikaner Nash, der Demokrat McLean und der Unabhängige „Golden Rule“ Jones, der republikanisch-sozialistische Bürgermeister von Toledo. Und jeder der Drei beansprucht einen Sieg am Dienstag!

Die Nash-Leute behaupten, daß der Staat eine republikanische Mehrheit von 50,000 bis 70,000 Stimmen abgeben werde; die McLean-Leute behaupten, daß die Demokraten eine Mehrheit von 30,000 bis 40,000 Stimmen erhalten werden. Die Jones-Leute sagen blos, sie würden siegen.

Augenblicklich scheinen die Aussichten ziemlich gleichmäßig vertheilt zu sein, mit vielleicht einer zu erwartenden kleinen Mehrheit für Nash. Das Jones-Votum, das nach allgemeinem Zugeständniß ein starkes sein wird, macht alle Voraussagungen bezüglich des Haupt-Ergebnisses sogut wie werthlos.

Senator Mark Hanna hat mit Hilfe republikanischer Geschäftsleute verzweifelte Anstrengungen gemacht, Jones das Arbeiter-Votum zu entfremden. Sowohl republikanische wie demokratische Kampagneführer gaben Geld mit vollen Händen aus. Der Kampf gegen Nash in der republikanischen Partei selbst war hauptsächlich ein Kampf gegen Mark Hanna.

McKinley als Stimmgeber.

Wird am Montag nach Ohio fahren.

Washington, D. C., 4. Nov. Der Präsident wird am Montag von hier nach Canton, O., seiner Heimath, abfahren, um seine Stimme für den republikanischen Gouverneurskandidaten Geo. K. Nash abzugeben. Er wird am Dienstag Vormittag um 10 Uhr in Canton eintreffen. Mittwoch früh wird er nach der Bundeshauptstadt zurückkehren.

Er erwartet bestimmt, daß Ohio den Republikanern eine Pluralität von 40,000 bis 70,000 Stimmen geben werde. Es sind Vorkehrungen getroffen, daß der Präsident schon Dienstag Abend während der Rückreise Nachrichten über die Wahl-Ergebnisse auf dem Zug erhalten kann.

Die Effektenbörse.

Im Allgemeinen stetig, industrielle Papiere steigen.

New York, 4. Nov. Nachdem er heute erst einen etwas ungewissen Ton und einen geringen Umsatz gezeigt hatte, entwickelte der Effektenmarkt weiterhin größere Thätigkeit und Stetigkeit. In einigen Fällen kam es zu bemerkenswerthen Preissteigungen, besonders in der Gruppe der industriellen Papiere. Die Geschäfte in „United States Leather“-Aktien waren anhaltend sehr stark; aber die Papiere zeigten doch weniger Flottheit, als während dieser Woche. Es fehlte noch immer an irgend welchen bestimmten Nachrichten, welche die besondere Thätigkeit in diesem Fall hätten erklären können.

Die Eisenbahn-Liste war nur mäßig thätig, aber fest. Der Londoner Markt war diesmal kein Faktor von Wichtigkeit in den örtlichen Transaktionen; die Notirungen von jener Seite zeigten nur geringe Veränderungen, und es wurden hier wenig Geschäfte auf auswärtiges Konto gemacht.

Vermuthungen über den dieswöchigen Ausweis der Banken nahmen, wie gewöhnlich, die Aufmerksamkeit stark in Anspruch, bis die betreffenden Ziffern veröffentlicht wurden; aber obwohl der Ausweis günstiger war, als man allgemein erwartet hatte, wurden die Erwartungen nicht mehr stark davon beeinflußt.

$350,000 Brandschaden.

Großes Feuer in der Nachbarstadt Waukegan.

Waukegan, Ill., 4. Nov. Die Washburn & Moen'sche Anlage der „American Steel & Wire Co.“ dahier wurde heute Nachmittag und Abend durch eine Feuersbrunst völlig zerstört. Man fürchtet, daß auch mehrere Leichen in den Trümmern liegen! Die Flammen verbreiteten sich so rasch, daß die 200 Angestellten sich nur mit knapper Noth retten konnten. Finanzieller Schaden etwa $350,000.

Die drahtlose Telegraphie.

Unser Armee-Signaldienst probirt sie nicht.

Washington, D. C., 4. Nov. General Greeley erklärte heute, es sei beschlossen worden, daß keine praktische Veranschaulichung des Marconi'schen Systems drahtloser Telegraphie in Verbindung mit dem Signaldienst der Armee stattfinden solle. Er sagte, die Instrumente, welche Marconi nach den Ver. Staaten gebracht habe, eigneten sich nicht für größere Entfernungen, als 12 Meilen auf dem Lande und 30 Meilen auf dem Wasser. Das Signalkorps, das sein eigenes System in Betrieb hat, will sich nicht auf Proben einlassen, solange nicht für größere Entfernungen garantirt werden kann.

Damit sind die diesbezüglichen Unterhandlungen abgeschlossen, die seit einiger Zeit im Gange waren. Prof. Marconi wird am Montag nach England abfahren. Es heißt, die britische Regierung habe ihn zurückgerufen, in Verbindung mit der geplanten Anwendung des drahtlosen Telegraphen-Systems in Südafrika.

Der Philippinen-Feldzug.

Hat General Wheeler ihn schon satt?

New York, 4. Nov. Das amerikanische Transportboot „Thomas“ ist heute Abend um 6 Uhr nach Manila abgefahren, mit dem 47. Bundes-Freiwilligenregiment unter Oberst Walter Howe, und einer Hospitalkorps-Abtheilung von 53 Mann. Die Fahrt wird natürlich über den Suez-Kanal gehen.

Das 47. Regiment ist eines der neuen, welche für den Kriegsdienst auf den Philippinen-Inseln organisirt wurden, und umfaßt 1380 Offiziere und Mannschaften. 80 Prozent dieser Leute haben bereits in der Armee gedient.

Nashville, Tenn., 5. Nov. General Joseph Wheeler hat in einem Brief aus Manila an Richter W. J. Wood in Florence, Ala., erklärt, er werde seinen Sitz im Kongreß einnehmen, sobald diese Körperschaft zusammentrete. Er sagt indeß noch nicht, um welche Zeit er die Philippinen-Inseln verlassen will.

Hat keine Hände.

Kann aber schwunghaft fälschen.

Baraboo, Wis., 4. Nov. Chas. L. Borg, ein Mann ohne Hände, wurde heute unter der Anklage verhaftet, eine Postanweisung gefälscht zu haben. Er hält beim Schreiben den Federgriff mit den Zähnen und hatte eine große Geschicklichkeit im Schreiben auf diese Art erlangt. Zum großen Theil ist seine Handschrift — oder vielmehr Zähneschrift! — eine sehr zierliche. Borg war schon einmal im Jahre 1895 unter der Anklage verhaftet worden, die Post betrogen zu haben. Damals hatte er seine Bürgschaft im Stich gelassen und war nach Schweden entflohen. Im vorliegenden Fall handelt es sich um eine gefälschte Anweisung im Betrag von $6.75, datirt aus Baraboo, Wis., und zahlbar an E. E. Rogers & Borg. Die Fälschung war, obwohl mittels der Zähne verübt, fast gar nicht von der echten Handschrift Rogers' zu unterscheiden!

Zur jüngsten Preisklopferei.

Der besiegte Sharkey „kickt“ gegen die Entscheidung.

New York, 4. Nov. Der Faustkämpfer und Matrose Sharkey erklärt geradeheraus, man habe ihn um den verdienten Siegespreis gebracht; sein Gegner Jeffries sei in 21 Gängen im Nachtheil gewesen, und obwohl derselbe in den letzten 4 Gängen in Vortheil gekommen sei, so sei dies nicht gleichbedeutend mit einem Sieg. Gewiß ist allerdings, daß der Sieg kein „durchschlagender“ war, in dem Sinne, wie die beiden vorigen großen Preisklopfereien; aber der Kampfrichter Siler sagt, Jeffries habe die bessere „Arbeit“ geleistet und die kräftigeren Schläge geführt.

Frost im Süden.

Er verscheucht auch die Gelbfieber-Gefahr.

New Orleans, 4. Nov. Der erste Frost für diese Saison war heute zu vermelden, und damit scheint auch die Gelbfieber-Seuche, wenigstens soweit der Staat Louisiana in Betracht kommt, sogut wie ertödtet zu sein. Eis und Frost waren allgemein an den Bahnlinien entlang, welche hierher laufen. Man fürchtet, daß Zuckerrohr, Obst und Gemüse dabei gelitten haben. Trotzdem ist man froh, daß es mit den Gelbfieber-Quarantäne-Schererereien jetzt aus ist.

Nicht im Grab,

Sondern in einem Armenhaus.

La Salle, Ill., 4. Nov. Nördlich von Peru war kürzlich eine Leiche gefunden und von Frau John Roberts als diejenige ihres Gatten identifizirt worden. Die Geschworenen erklärten, daß der Tod durch Bloßstellung eingetreten sei, und der Leichnam wurde beerdigt. Auch wurde der Frau Roberts die Lebensversicherung ausgezahlt.

Heute erhielt sie einen Brief von ihrem todtgeglaubten Gatten, welcher sich „wohl und munter“ im County-Armenhaus zu Ottawa befindet!

Muthmaßliches Wetter.

Abermals die Gunst des Himmels verheißen.

Washington, D. C., 4. Nov. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

An beiden Tagen schön und wärmer; leichte und weiterhin lebhafte südwestliche Winde.

Lokalbericht.

Politik und Verwaltung.

Gouv. Tanner konferirt mit seinen hiesigen Parteigenossen.

Den Chicagoer Demokraten wird eine journalistische Kampagne-Unterstützung in Aussicht gestellt.

Die bevorstehende Inspektionsfahrt durch die Gelände des Drainagekanals.

Eine interessante Studie des Stadtkämmerers über die Finanzlage der Stadt.

Allerlei aus Rathhauskreisen.

Wird Gouverneur Tanner sich um Wiederwahl bewerben, oder nicht? Bis heute ist dies immer noch eine offene Frage, und sosehr man sich auch bemüht hat, das Staatsoberhaupt dieserhalb auszupumpen, so hat der Gouverneur sich bisher doch nicht bewogen gefühlt, seine Karten aufzudecken. Wie schon früher einmal erwähnt wurde, wird Tanner seine Zukunftspläne voraussichtlich erst dann kundthun, wenn das Ergebniß der Wahlen in Ohio, Nebraska und anderen Staaten bekannt ist, da diese ihm als politischer Wegweiser dienen sollen. Gestern verweilte der Gouverneur den ganzen Tag über im „Great Northern Hotel" und konferirte mit seinen engeren Parteifreunden, die indessen ebenfalls das strengste Stillschweigen über Tanners Absichten bewahren.

Im demokratischen National-Hauptquartier sprach gestern unter Anderen auch Mayor Rose, von Milwaukee, vor. Derselbe ist Kandidat für Wiederwahl und setzt alle Hebel in Bewegung, um die Partei zu veranlassen, die National-Konvention in Bier-Athen abzuhalten, da er sich hiervon schon für seine eigene Sache viel Gutes verspricht. Wie Mayor Rose erklärte, wollen auch die Deutschen in seiner Heimathstadt von der McKinley'schen Expansionspolitik durchaus nichts wissen, und selbst die eifrigsten Republikaner unter ihnen würden sich dieses Mal auf die Seite der Demokraten schlagen, um dem Imperialismus den Todesstoß zu versetzen.

Die hiesigen Demokraten sollen sich einmal wieder mit der Absicht tragen, ein eigenes, tägliches Parteiorgan zu gründen. Es heißt, daß G. W. Hitchcock, der Eigenthümer des „Omaha World-Herald" — und ein persönlicher Freund Bryans, an dessen Erfolg ihm sehr viel gelegen — hinter der ganzen Geschichte steckt, während Andere wiederum wissen wollen, daß kein Geringerer, als John R. McLean, der demokratische Gouverneurs-Kandidat von Ohio, die Mittel zur Gründung der Tageszeitung hergeben wolle, indessen nur, wenn er gewählt werde.

Der „Republikanische Klub der 4. Ward" hielt gestern Abend in seinem Hauptquartier, Nr. 216 35. Str., eine Versammlung ab, in welcher „Die Philippinenfrage" eifrigst erörtert wurde. Referenten waren: Col. W. B. Sherman, Lloyd Jones, W. W. Maxwell, A. J. Pflaum, John C. Buckner, E. A. Munger, Rush C. Butler, Hoyt King und Joseph Strauß.

Der „Republikanische Klub der 34. Ward" hat gestern Abend folgende neue Beamte gewählt: Edward W. Sims, Präsident; Fred Wild, Erster Vizepräsident; W. M. Gemmil, Zweiter Vizepräsident; D. E. Ertsman, Sekretär und Charles Deutschman, Schatzmeister.

* * *

Bekanntlich soll die Staatslegislatur ersucht werden, der Stadt Chicago die Erlaubniß zu geben, zur Vornahme unbedingt benöthigter munizipaler Verbesserungen ihre Bondschulden von 2½ Prozent auf 5 Prozent des eingeschätzten Steuerwerthes zu erhöhen. Wenn nun auch das Gemeinwesen augenblicklich keine flüssigen Gelder an Hand haben mag, so ist es um die Finanzen der Stadt doch keineswegs schlecht bestellt, was schon zur Genüge daraus hervorgeht, daß munizipale Werthpapiere zu 3½ Prozent, die noch vor wenigen Jahren 7 Prozent Zinsen brachten, sehr gesucht sind.

Laut einem Berichte, den Hilfs-Stadtkämmerer Ackermann zu allgemeiner Information angefertigt hat, betragen die Bestände der Stadt — womit der Werth des städtischen Eigenthums gemeint ist — mehr als 63 Millionen Dollars, denen eine verbriefte Schuld von nicht einmal ganz 17 Millionen Dollars gegenübersteht. Von dieser verbrieften Schuld entfallen $4,040,500 auf das Wasseramt, doch repräsentiren die ausgedehnten Wasserwerke allein schon einen Werth von $30,220,952.53, zu denen noch die hohen Einnahmen des Wasseramtes kommen. Die Erziehungsbehörde besitzt Bestände in Höhe von $21,216,437, denen eine verbriefte Schuld von $1,095,000 gegenübersteht, und der Rest der städtischen Schuld vertheilt sich auf die übrigen Departements und ist mehr als zur Genüge durch den Werth des öffentlichen Eigenthums gedeckt.

Detaillirt verfügt das Gemeinwesen über folgende Bestände:

Oeffentliche Bibliothek	$ 2,446,759.95
Schul-Departement	21,216,437.00
Wasseramt	30,220,952.53
Polizei-Departement	1,145,222.60
Feuerwehr	2,621,812.03
Elektrizitäts-Departement	969,720.04
Abzugskanal-Departement	66,425.00
Verschiedenes	5,260,123.71
	$63,947,452.86

Bei dieser Abschätzung ist der Werth des der Stadt gehörigen Grundeigenthums auf etwas über 10½ Millionen Dollars taxirt worden, was dem ursprünglichen Ankaufspreise desselben entspricht, doch sind im Laufe der Jahre die Baustellen, auf denen Schulen, Polizei-Revierwachen und Spritzenhäuser errichtet wurden, im Werthe bedeutend gestiegen, wie dies überhaupt bei sämmtlichem städtischen Grundeigenthum der Fall ist. Durchschnittlich ist in obiger Aufstellung das städtische Grundeigenthum von 25 bis 50 Prozent niedriger taxirt worden, als der augenblickliche Marktwerth desselben thatsächlich ist.

Die verbriefte Gesammt-Schuld, für welche die Steuerzahler von Cook County aufzukommen haben, setzt sich folgendermaßen zusammen:

Stadt	$16,901,950
Drainage-Kanal	11,040,000
Park-System	2,778,000
West Chicago Town	438,000
County	3,736,000
Zusammen	$34,893,950

Ein Vergleich mit den einschlägigen Verhältnissen in anderen Städten des Landes fällt sehr zu Gunsten von Chicago aus, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

	Bevölkerung.	Verbriefte Schuld.
New York	3,550,053	$287,971,527
Chicago	1,851,588	34,893,950
Philadelphia	1,240,000	40,756,545
Brooklyn	1,189,000	52,943,423
Boston	541,842	57,630,257

* * *

In den Kampf der HydePark-Mucker gegen die „Flüsterkneipen", scheint Mayor Harrison jetzt persönlich eingreifen zu wollen, denn derselbe hat gestern an Polizei-Inspektor Hunt den Befehl ergehen lassen, unter allen Umständen darauf zu sehen, daß in dem vielgenannten Smith'schen „Roadhouse", an Vincennes Ave. und 51. Str., fortan weder Bier noch Spirituosen irgendwelcher Art mehr verabfolgt werden. Inspektor Hunt hat sich sofort beeilt, das bürgermeisterliche Dekret auszuführen, und die Wassersimpel geben sich jetzt der Hoffnung hin, daß dies der Anfang vom Ende jeglichen „Trinkübels" in dem frommen Hyde Park ist.

* * *

Die Inspektionsfahrt den Drainagekanal entlang, welche die Abwasserbehörde für nächsten Dienstag arrangirt hat, verspricht ein denkwürdiges Ereigniß zu werden. Eine ganze Anzahl von Gouverneuren, Bundes-Senatoren und National-Abgeordneten haben die an sie ergangene Einladung angenommen, und man erwartet, daß sich etwa 1000 Gäste an der Exkursion betheiligen werden. Die Abfahrt wird um ½10 Uhr Vormittags vom Dearborn Str.-Bahnhof aus erfolgen, und in Lemont, Willow Springs, Lockport und Joliet soll längererAufenthalt genommen werden, um den Gästen Gelegenheit zu geben, die gewaltigen Schleusenwerke daselbst eingehend in Augenschein zu nehmen. Um 5 Uhr Abends gedenkt man wieder in Chicago einzutreffen.

* * *

Die Neupflasterung der Rush Str.-Brücke ist jetzt endlich fertiggestellt, doch hat man für dieselbe nicht ausschließlich mit Creosot getränkte Holzblöcke verwandt, da deren nicht genugsam vorhanden waren. Sobald indessen die bereits bestellten Holzblöcke aus dem Osten angelangt sind, wird auch der zweite Fahrweg auf der Brücke mit einem solchen Pflaster versehen werden.

* * *

Die städtischen Bureaux wurden auch gestern Nachmittag offen gehalten, da mit Ende Oktober der für dieSommermonate geltende Samstag-Halbfeiertag wieder außer Kraft getreten ist.

Großes Reformations-Fest.

Wohl hat bereits eine jede der hiesigen evangelischen Gemeinden das Reformationsfest in ihrer eigenen Kirche gefeiert; doch ist es das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches die evangelischen Gemeinden von Chicago treibt, auch noch ein gemeinschaftliches Reformationsfest, und zwar heute Nachmittag, zu feiern. Sowohl der Evangelische Verein als auch die Chicagoer Pastoral-Konferenz haben entsprechende Beschlüsse gefaßt. Die Zentral-Musikhalle ist gemiethet worden; die Chöre haben fleißig geübt; als Festredner werden die Pastoren G. Lambrecht und G. Dietz fungiren; Festorganist ist Prof. C. A. Weiß; Festdirigent Herr C. S. Döhring; von dem aus den Pastoren C. Krafft, E. Rahn und P. Foerster bestehendenKomite wurden alle nur denkbaren Vorbereitungen zu einer eindrucksvollen, würdigen Feier des Reformationsfestes getroffen; mögen nun auch die evangelischen Gemeinden das Ihrige thun und sich recht zahlreich an der hehren Feier betheiligen. Anfang punkt 3 Uhr.

Der Kanalbau in der 39. Straße.

Die Stadtverwaltung, die sich verpflichtet hatte, sich in ihrem Streit mit der „Star Construction Co." — wegen der Bezahlung für die Arbeit am Schwemmkanal in der 39. Straße — der Entscheidung des Hilfsrichters Barber zu fügen, möchte jetzt diese Zusage zurückziehen. Ob das angängig ist, wird Richter Brentano morgen entscheiden. Herr Barber hat bekanntlich das Gutachten abgegeben, daß die Stadt für den Bau des Kanals $98 statt $68 per Fuß zahlen soll, weil sich herausgestellt hat, daß die Unternehmer zur Verzimmerung der Kanalwände kein Tannenholz gebrauchen können, sondern Eichenholz verwenden müssen.

Leichenfund.

Die Leiche einer unbekannten, etwa 25 Jahre alten Frauensperson wurde gestern Nachmittag aus der Lagune im Humboldt Park, naheKedzie und North Ave., gezogen und vorläufig in demBestattungsgeschäft No. 1481 Milwaukee Ave. aufgebahrt. Die Ertrunkene ist etwa 5 Fuß groß; sie hat braunes Haar und blaue Augen. Bekleidet war die Todte mit schwarzer Blouse und einem Rock von gleicher Farbe. Bei der Leiche fand sich nichts, was zur Identifizirung derselben hätte dienen können.

Betheuert seine Unschuld.

In der Maxwell Str.-Revierwache befindet sich ein gewisser Charles Arndt unter der Anklage hinter Schloß und Riegel, einer der Banditen gewesen zu sein, welche den Apotheker James Guthrie in seinem Geschäfte, Nr. 601 W. 14. Str., überfallen und um $15 beraubt haben. Der Angeklagte behauptet, er werde durch einen Alibi-Beweis seine Unschuld beweisen können.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Die Wirren in der Piano-Industrie.

Eine Fabrik nach der andern stellt den Betrieb ein.

Der Bau-Gewerkschaftsrath übernimmt die Vertheidigung von Sullivan und Genossen.

Seit am Donnerstag der Pianofabrikant Adam Schaaf anläßlich der Reibereien mit der Pianomacher-Union seinen Geschäftsbetrieb bis auf Weiteres eingestellt hat, sind auch andere Fabrikanten in diesem Industriezweige seinem Beispiele gefolgt. Gestern Vormittag schlossen Bauer & Co. die Thore ihrer Fabrik, und gleich darauf stellte die Hamilton Organ Co. ihren Betrieb ein. Im Laufe des Tages thaten dann noch M. Schulz & Co. und die Story & Clark Co. das Gleiche. Es ist anzunehmen, daß morgen auch George P. Bent, die W. W. Kimball Co. und andere Firmen zu dem Mittel der Arbeitssperre greifen werden, da sie sonst wahrscheinlich doch einen Streik zu gewärtigen haben werden.

Bei der vorliegenden Differenz scheint es sich lediglich um die Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisation der Pianomacher zu handeln, welche von diesen verlangt, von den Fabrikanten aber ziemlich einmüthig verweigert wird. Die Vertreter der einzelnen Firmen erklären übereinstimmend, daß sie jederzeit bereit seien, mit ihren eigenen Angestellten zu unterhandeln und etwaige Gründe für gerechtfertigte Beschwerden abzustellen, so weit solches angängig. Aber sie sind übereingekommen, die Union als solche nicht anzuerkennen und die Vertreter derselben überhaupt nicht zu empfangen. Die Clark & Story Co. trifft, wie schon vor einigen Tagen mitgetheilt, Anstalten zur Verlegung ihres Geschäfts auf's Land hinaus, wo es keine Gewerkschafts-Verbände gibt. Die anderen Firmen wollen gemeinsam einen Versuch machen, die Arbeiter von ihren Organisations-Gelüsten abzubringen, indem sie dieselben der Erwerbs-Gelegenheit berauben. Die Arbeiter andererseits verlassen sich darauf, daß die Fabrikanten nicht lange zusammenhalten werden, sobald sie merken, daß Bestellungen, die sonst in Chicago gemacht werden, nach anderen Städten gehen. Der Organisator Dold erklärt, die Pianofabrikanten hätten gerade am allerwenigsten Ursache, sich über Organisations-Bestrebungen auf Seiten der Arbeiter zu verwundern oder zu beklagen. Sie selber hätten nur durch ihre Vereinbarungen die hohen Preise aufrecht zu erhalten vermocht, vermöge deren sie das Publikum all die Jahre geschröpft hätten. Mit Rohmaterial im Werthe von $60 und mit Arbeit, für die sie weitere $60 bezahlten, stellten sie Instrumente her, die für $700 verkauft würden, und nun schrieen sie Gewalt, weil die Arbeiter Miene machten, an diesem Unternehmergewinn in bescheidenster Weise theilzunehmen. — Allerdings vergißt Herr Dold hierbei ganz, daß gerade im Pianogeschäft die Konkurrenz eine sehr scharfe ist, und der weitaus größte Gewinn nicht in die Taschen der Fabrikanten fließt, sondern in die von Agenten und Zwischenhändlern. Außerdem werden nur verhältnißmäßig wenige Pianos zu $700 das Stück verkauft.

Der Bau-Gewerkschaftsrath hat am Freitag beschlossen, aus der Verbandskasse die Kosten der Vertheidigung jener Herren zu bestreiten, die wegen Ehrabschneidung in Anklagezustand versetzt sind, weil sie im „Inter-Ocean" ohne jeden vernünftigen Grund wie Fischweiber auf den Zeitungsherausgeber H. H. Kohlsaat geschimpft haben. Zu Mitgliedern eines Vertheidigungs-Ausschusses ernannt wurden Präsident James E. Daly von der Chicago Federation of Labor, Präsident Frank Buchanan von der Bauschmiede-Union, und Thomas Preece von der Maurer-Union. — Die fünf Angeklagten sind: Präsident Gubbins von der Maurer-Union, Präsident Joseph Sullivan und Richard Croak von der Steinhauer-Union, M. B. Madden und J. J. Ryan von der Union der Dampfheizungs-Einrichter. Madden hat gestern schon Bürgschaft dafür gestellt, daß er sich zum Prozeß einfinden wird, die vier Andern werden voraussichtlich morgen Bürgschaft stellen.

Konzert in der Nordseite-Turnhalle

Für das heute Nachmittag in der Nordseite-Turnhalle stattfindende Konzert hat Dirigent Karl Bunge mit seinem tüchtigen Orchester das nachstehende, im hohen Grade genußversprechende Programm vorbereitet:

Erster Theil:

1. Marsch, „Y. M. C. A." .... Bunge
2. Ouvertüre, „Egmont" .... Beethoven
3. Serenade, „Aubade Printaniere" .. Lacombe
4. „Peer Gynt", Suite No. 1 ...... Grieg

Zweiter Theil:

5. Ouverture, „Maximilian Robespierre" . Litolff
6. Largo für Violine, Harfe und Orgel-Begleitung .... Handel
   Carl Becker, Emma Bichl und Karl Wunderle.
7. Walzer, „Du und Du", aus der Operette „Fledermaus" .... Strauß
8. Kavallerie-Attacke .... Lueders
9. Potpourri volksthümlicher Melodien . Boettcher

Dritter Theil:

10. Hottentotten-Wachtparade .... Reddermeyer
11. „Mandolina", mexikanische Serenade . . Langey
12. Marsch, „Naval Militia" .... Tomaso

Des Amtes entsetzt.

Richter Baker verurtheilte gestern den Konstabler Kelly, welcher vor einiger Zeit des Amtsmißbrauchs schuldig befunden wurde, zur Amtsentsetzung undZahlung einer Geldbuße von $400. Falls der Verurtheilte die Geldstrafe nicht entrichtet, wird er auf mehrere Monate dasCountygefängniß oder das Arbeitshaus beziehen müssen. Kelly war überführt worden, eine Quantität Haushaltungsgegenstände, welche er im Auftrage einer auf der Westseite wohnhaften Frau gepfändet hatte, der rechtmäßigen Besitzerin vorenthalten zu haben.

Schlußbericht der Grand-Jury.

Sie hat im Ganzen 349 Anklagen erhoben.

Friedensrichter LaBuy einer der Angeklagten.

Der Schlußbericht, welchen die ausscheidende Oktober-Grand Jury gestern dem Kriminalrichter Baker überreichte, ist sehr kurz gehalten und bringt nichts weiter als trockene Zahlen. Dem Berichte zufolge haben die Großgeschworenen im Ganzen 349 Anklagen erhoben und in 89 Fällen das Verfahren niedergeschlagen. Vier Anklagesachen blieben unerledigt.

Die Grand Jury hat gestern gegen den Friedensrichter La Buy eine auf Verschwörung lautende Anklage erhoben. In Verbindung mit diesem Falle waren schon vorgestern die Konstabler Josef Kristian und David Goetz, sowie David Hallman, H. M. Olson, J. K. Tennant, Louis Lebrecht und T. T. Murth von den Großgeschworenen in Anklagezustand versetzt worden. Wie Zeugen vor der Grand Jury bekundeten, verübten die Angeklagten systematische Erpressung an Inhabern von kleinen Tabaksgeschäften, indem sie ihnen mit gerichtlicher Verfolgung wegen Uebertretung des Gesetzes, welches den Verkauf von Tabak an Minderjährige verbietet, drohten. Um Belastungsbeweise gegen die zu schröpfenden Ladenbesitzer zu sammeln, wurde angeblich von den Verschwörern der minderjährige Ollie Frederick von 410 W. Division Straße in die Läden geschickt, damit er dort Tabak kaufe. Anton Lage, welcher einen Tabaksladen an Milwaukee Ave. betreibt, theilte den Großgeschworenen mit, er sei unter der Anklage, Tabak an Minderjährige verkauft zu haben, verhaftet worden, und habe sich losgekauft, indem er in einer Wirthschaft an die Konstabler und ihre Helfershelfer $3.00 zahlte. Eine sehr große Anzahl Personen soll von den Angeklagten auch unter dem Schutze des Flaggengesetzes geschröpft worden sein. So erpreßten dieselben angeblich von einem kleinen, Nr. 335 Ogden Ave. wohnhaften Mädchen, Namens Melvina Glattner, $3.00, indem sie ihr mit Verhaftung drohten, weil sie blau, weiß und roth angestrichene Griffel feilgeboten hatte. Die Großgeschworenen erhoben eine Anklage gegen den Friedensrichter La Buy, weil sie die Ueberzeugung gewannen, daß derselbe von dem verbrecherischen Treiben der Konstabler und ihrer Helfershelfer gewußt haben müßte, da er fast in allen jenen Fällen die Angeklagten nach Zahlung der Gerichtskosten entlassen habe. Hilfs-Korporationsanwalt Woodruff, welcher das Beweismaterial gesammelt hat, erklärte, daß dasselbe stark genug sei, um sämmtliche Angeklagte, den Friedensrichter La Buy mit eingeschlossen, zu überführen.

Desgleichen haben die Großgeschworenen gestern gegen die nachgenannten Grundeigenthums-Makler, bez. Grundeigenthümer, welche beschuldigt werden, Zimmer in Häusern der inneren Stadt an notorisch verrufene Personen für unmoralische Zwecke vermiethet zu haben, Anklagen erhoben: J. B. Knight, Ph. J. Marshall, J. W. Johnstone, Josef H. Andrewa, Frank Riedle, J. Reiting und Antonio Hopper.

Angeklagt wurden endlich die Knaben James McGovern, Josef Scully, William Gillan, Thomas Nugent und Chester Pease, weil sie angeblich den Nr. 1361 W. Harrison Straße wohnhaften J. J. Hertz überfallen und beraubt haben.

Deutsches Theater.

Zum ersten Male: „Mathias Gollinger", Lustspiel von Blumenthal und Bernstein.

Der Novität, welche heute Abend hier zum ersten Male in Amerika zur Aufführung gelangt, geht ein sehr guter Ruf voraus. Die Verfasser hatten es ermöglicht, daß ihr neues vieraktiges Lustspiel auf drei großen deutschen Bühnen—in Berlin am Lessing-Theater, in Hamburg am Karl Schultze-Theater und in Hannover am Residenz-Theater — am zweiten Weihnachtsfeiertage vorigen Jahres gleichzeitig zum ersten Male in Szene gehen konnte. Auf jeder der drei Bühnen erzielte die Novität einen durchschlagenden Erfolg. Seitdem ist das Lustspiel ein beliebtes Repertoir-Stück aller größeren Bühnen geworden. Hier wird es heute Abend in vielversprechender Rollenbesetzung gegeben. Dieselbe lautet:

Mathias Gollinger	Otto Strampfer
Veronika, seine Frau	Victoria Welb-Markham
Therese, seine Tochter	Trude Lobe
Karl Krüger, Rentier	Hermann Orlop
Robert Krüger, sein Sohn	Karl Fischer
Hedwig, seine Tochter	Isa Monnard-Dubois
Friedrich Wilh. Winternitz, Assessor	A. Metzer
Von Ramberg, Kommerzienrath	Ludwig Kreiß
Kappler, Buchhalter	Ferd. Welb
Corvirian, Kutscher	Gust. Hartheim
Mali, Dienstmädchen	A. Roithmeyer
(Letztere Drei bei Gollinger.)	
Josef, Diener bei Krüger jr.	Karl Koenig
Regie	Otto Strampfer

Die Theaterkasse wird heute von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr, und Abends von 6 Uhr an geöffnet sein.

Danksagung.

Wie schon seit vielen Jahren, so durfte sich das Direktorium des Uhlich'schen Waisenhauses auch heuer wieder eines im Namen des „Schwaben-Vereins" von Herrn Peter Almendinger überbrachten Geschenkes von $100 erfreuen, wofür den Beamten und Mitgliedern dieses für die edelsten Zwecke der Menschheit thätigen Vereins der innigste Dank der erwähnten Anstaltsbehörde hierdurch ausgesprochen wird.

John Bauer, Sekretär.

* Der Bierfahrer Shrame von der Westside Brewing Co. ist gestern im Polizeigericht an der W. Chicago Ave. zu $5 Strafe verurtheilt worden, weil er seine drei Kinder bisher ohne allen Schulunterricht hat aufwachsen lassen. Er hat reumüthig versprochen, dieKinder nunmehr in die Schule schicken zu wollen.

Feldlager der G. A. R.

Die Vorbereitungen für dasselbe in Angriff genommen.

Der große Verband der Veteranen des Bürgerkrieges wird im nächsten Jahre sein „Nationales Feldlager" bekanntlich in Chicago aufschlagen. Man erwartet bei dieser Gelegenheit den Besuch von mindestens 40,000 Veteranen, und die Zusammenkunft der altenKrieger dürfte zugleich Hunderttausende von anderen Besuchern nach Chicago bringen. In einer Versammlung, die gestern, unter dem Vorsitz von Ex-Staatsanwalt Longenecker, im Sherman House stattgefunden hat, sind die ersten Schritte gethan worden, um Zurüstungen für den Empfang und die Unterhaltung der zu erwartenden Gäste zu treffen.

Zu Mitgliedern des Exekutiv-Ausschusses der Festbehörde wurden die nachstehend verzeichneten Herren ernannt: Col. J. H. Wood, Vorsitzer; Major E. A. Bigelow, Sekretär; John McLaren, zweiter Vorsitzender; Beisitzer — General Charles Fitz Simons, Fred. B. Upham, Col. Edward C. Young, Volney W. Foster, James J. Healy, J. A. Montgomery, Robert F. Wilt, R. H. Peters und James R. Fitch. — Als Mitglieder des Rechnungs-Ausschusses zu fungiren werden die Herren W. D. C. Street, W. K. Ackerman und Frank O. Lowden ersucht werden. Der Finanz-Ausschuß wurde zusammengesetzt, wie folgt:

Wm. H. Harper, Vorsitzer; Jas. H. Eckels, zweiter Vorsitzer; John R. Walsh, Schatzmeister; Hope Reed Cody, Sekretär; Carter H. Harrison, J. Ogden Armour, S. W. Allerton, E. L. Brand, Thomas B. Bryan, J. R. Carter, Paul Morton, F. H. Cooper, Joseph Beifield, John Cudahy, William J. Chalmers, Col. George B. Davis, Joseph Downey, M. J. Carpenter, W. S. Eden, C. F. Gunther, Charles U. Gordon, Thomas Gahan, J. H. Gilbert, F. W. Buskirk, E. G. Foreman, J. V. Farwell, Jr., Gen. Charles Fitzsimons, Willis Howe, J. A. Hamlin, R. W. Harris, E. G. Keith, W. G. Purdy, F. C. Logan, Gen. John McNulta, John McLaren, Stanley McCormick, Hiram R. McCullough, James W. Nye, Gen. W. C. Newberry, Washington Porter, J. R. Perry, J. A. Giles, J. Irving Pearce, Col. W. P. Rend, A. M. Rothschild, M. J. Russell, Jesse Spaulding, D. G. Hamilton, J. H. Witbeck, Col. R. E. Clowry, W. C. Brown, W. W. Gurley, William Penn Nixon, F. W. Upham, John B. Sherman, F. D. Meacham, A. J. Earling, R. S. Lyon, Capt. J. H. Moore, Capt. J. B. Rumsey, F. M. Blount, William C. Seipp, Gen. R. J. Smith, John C. Spry, J. M. Smith, A. S. Gage, George B. Swift, Orson Smith, Gen. Joseph Stockton, Col. E. C. Young, Harvey T. Weeks, Col. J. H. Wood, Alonzo Wygant, E. S. Conwey, G. B. Shaw, Charles H. Wacker, H. R. Deering, R. H. Southgate, Charles A. Cook, J. W. Gates, Dr. William R. Harper, Lafayette McWilliams, J. V. Clarke, Col. John Lambert, Arthur Dixon, B. R. Austin, Theodore Oehne, Col. A. J. Smith, David Mayer, Andrew McLeisch, Leon Mandel, E. M. Phelps, Adolph Nathan, C. W. Ruggles, Legrand W. Perce, Volney W. Foster, B. A. Eckhart, R. W. Patterson, Jr., Capt. J. C. Neeley, Holmes Hoge, George W. Hinman, George E. Adams, A. H. Revell, Victor F. Lawson, S. B. Raymond, Graeme Stewart, H. H. Kohlsaat, Martin B. Madden, L. W. Noyes, John S. Miller, C. G. Seymour, H. B. Wickersham, E. C. Dewitt, E. G. Paulding, James A. Patten, Col. George R. Moulton, Maj. E. A. Blodgett, Capt. A. H. Parker, George W. Miller, R. B. Ream, Morris Selz, Frank O. Lowden, Melville E. Stone, E. S. Lacy, J. H. Strong, W. S. Smith, Gen. John C. Black, Frank Baker, George E. Cole, A. E. Glennie, C. H. Tebbitts, Col. H. L. Turner, A. S. Trude, W. B. Wadham, E. R. Bliß, A. T. Ewing, Walter S. Bogle, Harry J. Powers, D. F. Bremner, M. W. Kirk, George Mason, William P. Williams, E. G. Halle, L. F. Swift, Eduard Morris, W. B. Conkey, J. P. Brosseau, B. J. Rosenthal, F. A. Riddle, John M. Roach, Roy O. West, Maj. F. B. Tobey, Gen. H. A. Wheeler, R. A. Cummings, E. B. Butler, Edward E. Ayer, J. C. Irey, W. K. Ackerman.

Der Finanz-Ausschuß wird sich bemühen müssen, einenGarantiefonds von mindestens $100,000 für das Fest aufzubringen, denn dieser Betrag wird wohl erforderlich sein, um die Veteranen so zu ehren, wie sie's bei ihren jährlichen Zusammenkünften gewohnt sind.

Der Fest-Ausschuß hat im Zimmer No. 611 des „Woman's Temple" ein ständiges Bureau eröffnet, dem Major Bigelow vorstehen wird. Die nächste Sitzung des Exekutiv-Komites findet Samstag, den 18. November, Nachmittags um halb drei Uhr, im Sherman House statt.

Die Verhandlung verschoben.

Vor längerer Zeit wurde der Wirth Anton Zindt, welcher am 1. Juli 1898 in seinem auf der Südseite gelegenen Lokal einen gewissen Wm. J. Dougherty erschossen hat, von einer Jury vor Richter Baker des Todtschlags schuldig befunden und zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Jury war, ehe sie sich zurückzog, mit Einwilligung des Angeklagten vom Richter die Erlaubniß gegeben worden, nach Hause zu gehen, sobald sie sich geeinigt haben würde. Am nächsten Tage wurde dann das versiegelte Verdikt in Abwesenheit der Geschworenen im Gerichtssaal geöffnet und verlesen. Später machte der Vertheidiger des Verurtheilten geltend, daß der Wahrspruch ungiltig sei, weil das Verdikt in Abwesenheit der Jury verlesen wurde. Richter Baker, vor welchem gestern der Fall verhandelt werden sollte, verschob seine Entscheidung bis zum 11. November. Zindt befindet sich gegen $10,000 Bürgschaft auf freiem Fuße.

Eine mißliche Situation.

Der Anstreicher Edward Topper, Nr. 494 Blue Island Ave., lebte mit seiner Ehehälfte nicht in gutem Einvernehmen. Gestern kehrte er nach mehrtägiger Abwesenheit nach Hause zurück und fing mit der Frau aus irgend einem Anlaß Skandal an. Da er Miene machte, thätlich zu werden, mischte sich Max Kromberg, ein Kostgänger der Familie, ein. Topper ließ denn auch von der Frau ab. Er verließ das Haus, kam aber bald wieder zurück, und zwar mit einem Revolver bewaffnet. Aus diesem hat er mehrere Schüsse auf Kromberg abgegeben und demselben drei Wunden beigebracht, eine am rechten Arm, eine am rechten Beine und eine an der linken Seite. Kromberg ist in's County-Hospital geschafft worden. Topper hat sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen.

Der Räuber identifizirt.

Im Hospital des Countygefängnisses wurde gestern ein gewisser Patrick Flaherty von dem Kleiderhändler Josef Kauffmann mit aller Bestimmtheit als jener bewaffnete Bandit identifizirt, welcher am letzten Dienstag in seinen — Kauffmanns — Laden, Nr. 408 39. Str., kam und ihn zu berauben versuchte. Der Angegriffene leistete energischen Widerstand, sodaß der Räuber die Flucht ergriff. Zwei Detektives machten auf den Flüchtigen Jagd und brachten ihn durch einen wohlgezielten Schuß zur Strecke.

* Unter der Anklage, in einerWirthschaft an Sherman Straße acht Billardbälle gestohlen zu haben, wurde gestern ein gewisser William Williams dem Polizeirichter Prindiville vorgeführt und zu einer Geldstrafe von $25 verurtheilt. Das gestohlene Gut fand man in einem vor dem Lokal befindlichen Wagen versteckt vor.

* Im Zimmer 412 des Freimaurer-Tempels wird nächsten Donnerstag, um 4 Uhr Nachmittags, die Jahresversammlung der „Vereinigten Wohlthätigkeits-Anstalten" eröffnet werden. Auf der Tagesordnung heißt es: Bericht des Geschäftsführers, und Erwählung von 34 Direktoren. — Geschäftsführer Bicknell hat im Laufe des Jahres sieben Zweigbureaux der Organisation eingerichtet.

Turnverein „Freiheit".

In seiner Halle Nr. 3417—21 So. Halsted Straße feierte gestern der Turnverein „Freiheit" seinen dreizehnten Geburtstag mit einem großen Schauturnen, verbunden mit Konzert und Ball. Das Fest, welches überaus zahlreich besucht war, gestaltete sich nach jeder Richtung hin zu einem glänzenden Erfolg. Das Schauturnen wurde von der Damenklasse mit Keulenschwingen eröffnet. Die Turnschwestern machten dabei ihre Sache so gut, daß sie fortwährend mit stürmischem Beifall belohnt wurden. Auch die Zöglingsklassen zeichneten sich durch vortreffliche turnerische Leistungen aus und machten ihren Lehrmeistern alle Ehre. Der Turnverein hat sich, wie das gestrige Schauturnen bewies, in seinen Zöglingen einen Nachwuchs gesichert, auf den er mit Recht stolz sein kann. Den Glanzpunkt des Schauturnens lieferten natürlich die aktiven Turner, welche wirklich Gediegenes beim Turnen am Pferd und am Barren leisteten. Durch den Vortrag fröhlicher Lieder erfreuten die Mitglieder des Schweizer Männerchors die Anwesenden, dadurch viel zur Verschönerung des Festes beitragend. Bei der Festlichkeit waren auch die Südseite Turnerschaft, der Englewood Turnverein und der Teutonia Turnverein durch zahlreiche Mitglieder vertreten. Nachdem das reichhaltige und interessante Vergnügungs-Programm auf's Beste durchgeführt war, spielte die Musik zum Tanze auf und ein flotter Ball begann. Es war sehr spät, oder vielmehr sehr früh, als die Festtheilnehmer in bester Stimmung von einander schieden. Der Festausschuß bestand aus den Turnern F. Kagemann, A. Kaspar, F. Meier, C. Markmüller, A. Mohl und Albert Rose.

's ist sein Schicksal.

Von Raphael hieß es, daß er ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er ohne Hände geboren worden wäre. Zum Maler hat der seiner Hände beraubte Schwede Charles L. Borg kein Talent, wohl aber zum Fälscher, und weil er, die Feder mit dem Munde führend, auf einer Postanweisung über $6.75 lautend — den Namen eines gewissen E.E.Rogers gefälscht haben soll, sitzt er jetzt im Arrest. Borg betreibt sonst an der Ecke von 39. u. State Str. einen Kramladen. Vor einigen Jahren ist er schon einmal mit den Bundesbehörden in Konflikt gerathen, und zwar wegen Mißbrauchs der Post. Damals erlangte er durch Stellung von Bürgschaft seine Freiheit wieder und entfloh dann nach Schweden.

Kurz und Neu.

* Der Polizist Michael Riley fiel gestern Abend an der W. Madison Str. vom Trittbrett eines Straßenbahnwagens herunter und wurde dann von einem Lastwagen überfahren. Er erlitt einen Bruch des rechten Schulterblattes.

* Die People's Water, Gas and Electric Light Co. hat ihren Kunden in Oak Park und Austin angekündigt, daß der Gaspreis von diesem Monat an von $1.25 auf $1 per Tausend Fuß ermäßigt sei. Die Gesellschaft soll zu dieser Maßregel durch ein Gerücht von eine im Entstehen begriffenen Konkurrenz-Gesellschaft veranlaßt worden sein.

Feste und Vergnügungen.

Liedertafel Freiheit.

In Muellers Halle, Ecke North Ave. und Sedgwick Straße, wird heute ein sehr genußreiches Konzert geboten werden. Der Gesangverein „Liedertafel Freiheit“ veranstaltet nämlich daselbst sein Herbst-Konzert, verbunden mit Bühnen-Aufführungen und Ball. Die Glanznummern des von Dirigent Ottomar Gerasch und seinen Sängern sorglich vorbereiteten Programms bilden Weinzierls neueste Komposition „Winterfreuden“ und der Massenchor „Am Altar der Wahrheit,“ gesungen von den Gesangvereinen der „Städte-Vereinigung Chicago,“ des Arbeiter-Sängerbundes. Erwähnenswerth sind auch die beiden Lieder „Heute ist heut“ und „Waldgesang,“ welche durch den festgebenden Verein zum Vortrag gebracht werden. Auf allgemeines Verlangen der Freunde des Vereins gelangt die urkomische Posse „Fideles Studentenleben“ zur Wiederaufführung, ferner wird die neueinstudirte Operette „Ein närrisches Jubiläum“ oder „25 Jahre Zuchthaus,“ in sorgfältiger Vorbereitung gegeben. Der „Sozialistische Männerchor“ von Milwaukee hat einstimmig beschlossen, sich zum Konzert einfinden und in corpore mitwirken zu wollen. Der Eintrittspreis ist im Vorverkauf nur 15 Cents die Person, an der Kasse 25 Cents. Das Arrangements-Komite ist aus den Sängern Adam Arnold, Charles Weyland, Peter Zimmer, Albert Lehnert, Rudolph Berner und Herm. Burghard zusammengesetzt.

Harugari-Liedertafel.

Unter der Leitung ihres bewährten Dirigenten F. A. Kern veranstaltet heute die Harugari-Liedertafel in Schönhofens Halle ein großes Konzert, für welches ein überaus genußversprechendes Programm vorbereitet ist. Als Hauptnummern dürften sich die nachverzeichneten erweisen: „Der Reiter und sein Lied“, Chorlied (neu), von Edwin Schultz, Harugari Liedertafel; Szene u. Arie a. d. Oper: „Der Freischütz“, von C. M. v. Weber, gesungen von Fräulein Meta Ulrich; Chorlied, „Abends“, von Schulken, zum ersten Male, zum Vortrag gebracht von der Harugari Liedertafel; Auftreten des Knabensopranisten S. Silberberg in dem Lied: „The Red Cross of Gold“, von Rosenfeld; „Die drei Liebchen“, Ballade von Speier, Herr Woltnen; „Der zauberische Spielmann“, von F. A. Kern, für Männerchor, Sopran-Solo und Orchester, Harugari Liedertafel, Frl. Meta Ulrich und Orchester; „An der Weser“, Lied für Tenor, von Pressel, Herr Louis Brueck; „Das Herz am Rhein“, Chorlied, von Edw. Schultz, Harugari Liedertafel; „Loreley“, Lied für Sopran, von Liszt, Frl. Meta Ulrich; das Xylophon-Solo des Herrn C. Schreyer, und „Unser Mann“, Chorlied, von C. Zoellner, im Vortrag der Harugari-Liedertafel. Anfang des Konzertes 4 Uhr Nachmittags.

Plattdeutsche Gilde „Lake View No. 3.“

Die „Lake View Nr. 3“ ist al[s] eine der ältesten, stärksten und in geselliger Hinsicht leistungsfähigsten Plattdeutschen Gilden bekannt. Dieser Ruhm, auf den ihre Mitglieder stolz sind, dürfte durch die „Geistiggemüthliche“, welche die Gilde heute Nachmittag in der Sozialen Turnhalle, Ecke Belmont Ave. und Paulina Str., veranstaltet, nur noch befestigt werden. Von dem mit den Vorbereitungen beauftragten Komite, welches aus den Herren Fritz Kruse, Karl Bunge, John Felten, Fried. Kölpien, Theodor Vosgerau, Ad. Rehberg und Hugo Kosel besteht, ist ein genußversprechendes Unterhaltungs-Programm entworfen worden, das auch an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Besonders sei auf das Auftreten der berühmten Duettisten „The Vollmers“ aufmerksam gemacht.

Turnverein „Lincoln“.

Heute Abend findet das diesjährige Herbstschauturnen des „T.-V. Lincoln“ statt, für welches schon seit geraumer Zeit die umfassendsten Vorkehrungen getroffen worden sind. Der Name des festgebenden Vereins ist eine hinreichende Bürgschaft für einen in jeder Beziehung glänzenden Erfolg. Das interessante Programm ist wiederum so zusammengestellt, daß es den Eltern der Turnschüler, wie auch den Mitgliedern und Freunden des Vereins einen Ueberblick über den Betrieb der Turnschule und den Fortschritt bietet, welcher während des letzten Jahres erzielt worden ist. Der Anfang des Schauturnens ist auf punkt 8 Uhr festgesetzt. Nach Schluß des Turnens findet ein gemüthliches Tanzvergnügen statt.

Schauturnen beim „Vorwärts“.

Der alte, bewährte und populäre „Turnverein Vorwärts“ veranstaltet heute, Nachmittags und Abends, in seiner neuen Turnhalle, No. 1168—1170 West 12. Str., nahe Western Ave., ein großes Schülerfest und Schauturnen. Das mit den Arrangements dieses ersten diesjährigen Winterfestes des Vereins betraute Komite hat keine Mühen und Kosten gescheut, um allen Besuchern einen angenehmen Nachmittag und Abend zu verschaffen, und Jeder, der Feste im „Vorwärts“ mitgemacht hat, weiß, daß dieselben stets einen schönen Verlauf nahmen.

Kurhessischer Unterstützungs-Verein.

Der „Kurhessische Unterstützungsverein“ hält seine diesjährige (12.) Kirmeß heute, von Nachmittags 3 Uhr an, in Yondorfs Halle, Ecke Larrabee Str. und North Ave., ab. Wie die früheren, so ist auch dieses an die Heimath so sehr erinnernde Fest auf's Beste vorbereitet worden und das mit der Arrangirung desselben betraute Komite hat sich bemüht, den wohlverdienten Ruf des Vereins als bester Kirmeß-Veranstalter aufrecht zu erhalten. Die Kirmeß wird nicht nur allen Kurhessen, sondern auch den Landsleuten aus anderen deutschen Gauen viel Freude und Belustigung bringen.

Deutsche Krieger-Kameradschaft.

Sein dreizehntes Stiftungsfest begeht der vorgenannte, vielbewährte deutsche Soldatenverein am nächsten Samstag in Schönhofens großer Halle. Das Fest verspricht ein hochinteressantes und genußreiches zu werden. Ein aus bewährten Mitgliedern bestehendes Arrangements-Komite hat die Vorbereitungen getroffen und nichts ist unterlassen worden, um den Besuchern wahrhaft vergnügte, frohe Stunden zu bereiten. Inmitten der ehemaligen Soldaten aus der alten Heimath hat die echt deutsche Gemüthlichkeit noch immer Verbreitung gefunden; bei dem Stiftungsfest der „Deutschen Kriegerkameradschaft“ wird sie wieder mächtig zum Durchbruch kommen und auf alle Theilnehmer ansteckend wirken.

Orpheus-Männerchor.

In der zweiten Hälfte des letzten Winters hatte der Orpheus-Männerchor unter Mitwirkung tüchtiger Solisten in der Nordseite-Turnhalle ein Konzert veranstaltet, das sich für alle Besucher zu einem musikalischen Genusse ersten Ranges gestaltete. Derartig künstlerisch-vollendeten Darbietungen war man bisher weder von den Sängern des „Orpheus“, noch von den in ihren Konzerten mitwirkenden Solisten gewöhnt gewesen. Der „Orpheus“ ist durch den damals erzielten Erfolg zu noch größeren Anstrengungen ermuntert worden. Für das erste Konzert seiner diesjährigen Wintersaison, welches am Sonntag, den 12. Nov., in der Nordseite-Turnhalle stattfindet, hat der Orpheus-Männerchor den berühmten Baritonisten Arthur van Eweyk zur Mitwirkung gewonnen, welcher als Solist für die am 15. und 16. Dezember stattfindenden Konzerte des Symphonie-Orchesters bereits engagirt ist, im Konzert des „Orpheus“ jedoch nach neunjähriger Abwesenheit wieder zum ersten Male hier auftreten wird. Herr Van Eweyk hat inzwischen in Berlin und anderen großen Städten Deutschlands durch sein Auftreten in größeren Konzerten sich einen beneidenswerthen Namen gemacht. Besonders als Liedersänger soll er selbst in Deutschland nur wenige ebenbürtige Rivalen haben. Zu der Gewinnung dieses berühmten Baritons für ihr Konzert kann man die Orpheusler nur beglückwünschen. Das vollständige Programm lautet:

1. Ouvertüre — Die Entführung aus dem Serail ... Mozart
2. „Die Heimath am Rhein“ — Chor und Solo-Quartett ... Attenhofer
   Orpheus Männerchor.
3. a. „Greisengesang“ ... Schubert
   b. „Fridericus Rex“ ... Loewe
   c. „Hab' mein Wagen vollgeladen“ — Niederländisches Volkslied, bearbeitet von C. v. Boß.
   Herr Arthur van Eweyk.
4. „Phantasie“, Violin-Solo ... Wieniawski
   Herr Carl Becker.
5. „Mutterseelenallein“ ... Braun
   Orpheus Männerchor.
6. a. „Träumerei“ ... Schumann
   b. „Menuett“ ... Boccherini
   Streich-Quartett.
7. „Frühlingsnacht“ ... Weinzierl
   Männerchor und Bariton-Solo, mit Begleitung von Streichinstrumenten und Harfe.
8. „Kol Nidre“ — Cello-Solo ... Bruch
   Herr Franz Wagner.
9. a. „Drei Wanderer“ ... Hans Hermann
   b. „Daheim“ ... Hugo Kaun
   c. „Wohl wandelt ich heimliche Pfädchen“ ... Wm. Berger
   d. „Bonn“ ... A. Bungert
   Herr Arthur van Eweyk.
10. „An die Freude“ ... Greger
    Chor und Solo-Quartett.
    Orpheus-Männerchor.

Dirigent des Orpheus: Herr Gustav Ehrhorn.
Klavier-Begleitung: Herr Eugen Kauffer.

Concordia-Männerchor.

Am Sonntag, den 12. d. M., tritt dieser leistungstüchtige Gesangverein in der Arbeiter-Halle, an West 12. und Waller Str., mit einem großen Konzert und Ballfest vor seine zahlreichen Freunde. Unter der Leitung seines strebsamen Dirigenten Konrad Lotz wird der aktive Chor die Lieder „Der Gesang“ von Haeser, „Blau-Aeugelein“ von Witt, das Potpourri „Wein, Weib und Gesang“ von Schreiner und „Die drei Gläser“ von Zoellner zu Gehör bringen. Die Liedertafel „Einigkeit“ hat ihre Mitwirkung zugesagt und wird einige ihrer schönsten Lieder singen. Die herrliche Schmötzer'sche Komposition „Abschied von den Alpen“ wird von den Herren Henry Schmidt, Lehmann, Maier, Kirchner, Leh, Vogel, Mader und Blessing zu Gehör gebracht werden, und auch das komische Duett „Der verspätete Urlauber“ mit den Herren Dries und Leh als Ausführenden dürfte ebenso wie das Bariton-Solo des Herrn Gebele mit großem Beifall von den Hörern aufgenommen werden. Schon aus vorstehenden Mittheilungen geht hervor, daß viel, und für Jeden Etwas im Konzert des Concordia-Männerchores geboten wird, und daß dasselbe aus diesem Grunde recht zahlreich besucht werden sollte.

Konzert des Lake View-Männerchors.

In der Lincoln-Turnhalle findet am nächsten Sonntag das diesjährige Herbst-Konzert des beliebten Gesangvereins „Lake View Männerchor“ statt. „Der Herzensfrühling“ von Max von Weinzierl, „Das einsame Röslein im Thal“ von Ed. Hermes, „Wunsch“ von J. Witt, „Schön Aennchen“ von Dubois und „Waldmeisters Hochzeit“ von R. Tschirsch sind die Nummern, mit denen der festgebende Verein auf dem genußversprechenden Programm verzeichnet steht. Herr F. E. Link, der beliebte Herbergsvater des Lincoln Turnvereins und tonangebendes Mitglied des Lake View Männerchors, wird das stimmungsvolle Lied für Tenor „Noch sind die Tage der Rosen“ von Baumgartner zu wirkungsvollem Vortrag bringen. Ein leistungstüchtiges Orchester ist für die Konzert-, wie auch für die Ball-Musik engagirt worden, und nichts wird verabsäumt werden, um das bevorstehende Konzert für alle Theilnehmer zu einem genußreichen und denkwürdigen zu gestalten.

* Zwei Männer, Namens Thomas Prendergast und John Mackey, wurden gestern unter der Anklage des Einbruchs verhaftet und in der Deering Str.-Polizeistation hinter Schloß und Riegel gebracht. Die Arrestanten sind beschuldigt, in das Haus von Frau R. Burkhardt, Nr. 3846 Ellis Ave., eingebrochen zu sein und eine Anzahl Wasserröhren gestohlen zu haben.

Chicago Turnbezirk.

Eröffnung der 39. Tagsatzung in der Halle des T. V. „Gut Heil“ zu Avondale.

Aus den Berichten der verschiedenen Bezirks-Beamten.

Offizielles vom Bundes-Vorort und der Philadelphiaer Festbehörde.

In der Halle des Turnvereins „Gut Heil“ zu Avondale hat gestern Abend die 39. Tagsatzung des Chicago Turnbezirks ihren Anfang genommen.

Nachdem die Tagsatzung vom Sekretär des Bezirks-Ausschusses zur Ordnung gerufen worden war, konstituirte sie sich durch die Erwählung des folgenden Bureaus: 1. Sprecher, Otto Greubel, vom „Vorwärts“; 2. Sprecher, L. Saltiel, vom „Garfield“; 1. Schriftwart, Adolph Rosenau, vom „Voran“; 2. Schriftwart, Otto Siebenbrodt, vom Turnverein „Eiche.“ — Nachdem Sprecher Greubel die stehenden Ausschüsse ernannt hatte, trat Vertagung bis heute Vormittag ein, doch blieben die Delegaten natürlich noch einigen Stunden mit ihren gastfreundlichen Wirthen vom „Gut Heil“ beisammen.

In dem halbjährlichen Bericht des Bezirks-Ausschusses — welch Letzterer aus den Turnern Fritz Czolbe, prot. Schriftwart, Georg Roeber, korresp. Schriftwart, Wm. Kopp, Turnwart, Emil Kirmse, Schatzmeister, sowie den Beisitzern Chas. Stengel, Paul Pause, Helmuth Witt, Thilo Toll, Jos. W. Errant, Rob. Kaestner und Jos. Roedel besteht — ist Folgendes von allgemeinem Interesse:

Dem Chicago Turnbezirk gehörten am 1. Januar d. J. 26. Vereine mit insgesammt 3085 Mitgliedern an. Von Letzteren waren 579 aktive Turner und 2173 Bürger der Ver. Staaten. Die Altersriegen zählten 154 Mitglieder, die Damen-Turnklassen 332, die Damen-Sektionen 746, und die Zöglingsvereine 126 Mitglieder. Die Anzahl der Turnschüler betrug 2347, der Turnschülerinnen 1471. 11 Vereine haben ihre eigene Halle, deren Werth sich, einschließlich des Grundeigenthums, auf $217,155 beläuft; die Turngeräthe und Waffen repräsentiren einen solchen von $19,903, während die Bibliotheken, das Mobiliar und sonstiges Eigenthum $44,555 werth ist. Der Gesammtwerth des Eigenthums stellt sich somit auf $281,613, dem Verbindlichkeiten in Höhe von $132,200 gegenüberstehen; demnach beträgt das schuldenfreie Vermögen $158,143.

Der von der letzten Tagsatzung gegebene Auftrag, den Bundesvorort anzugehen, um eine Urabstimmung wegen der Kriegs-Resolution und um Abänderung der Festordnung, wurde prompt ausgeführt; jedoch ohne Erfolg. Der Bundesvorort verweigerte die Urabstimmung und zwar aus dem Grunde, weil die erforderlichen 3000 Unterschriften fehlten. Wir überweisen der jetzigen Tagsatzung das entsprechende Antwortschreiben.

In der Schulrath-Angelegenheit hat der Bezirks-Ausschuß nur erreichen können, daß Turner Christ. Meier im Amt belassen wurde. Bürgermeister Harrison hat sich auf schlaue Weise die Forderung von noch einem oder zwei Schulräthen vom Halse zu schaffen gewußt, ohne mit der Farbe herauszukommen zu brauchen. Wenn immer das betreffende Komite ihn sprechen wollte, war Herr Harrison dermaßen beschäftigt, daß es vergebliche Liebesmühe war.

Wir empfehlen der Tagsatzung, den Bezirks-Ausschuß zu beauftragen, ein Blatt, 4 Seiten stark, Format 11 bei 16, einmal wöchentlich erscheinend, in das Leben zu rufen. Die Herstellung und Versendung wird annähernd 30 Dollars pro Nummer betragen. Die redaktionelle Leitung übernimmt Turner Dr. Menke vom Lincoln und zwar das erste Jahr unentgeltlich. Die Kosten des Unternehmens sollen dadurch gedeckt werden, daß eine Kopfsteuer von 50 Cents pro Mitglied durch die Vereine gezahlt wird. Als Entschädigung erhalten die Vereine entsprechenden Raum im Anzeigentheil, den sie beliebig verwerthen können. Das Blatt selbst wird jedem Turner des Bezirkes kostenfrei in's Haus geschickt. Der Ausschuß ist der festen Ueberzeugung, daß nur eine eigene Zeitung den Zweck vollständig und ganz erfüllt, weil das Blatt unparteiisch gehalten werden kann, was bei den bestehenden Zeitungen nicht der Fall ist.

Von der „Chicago Public School Association“ haben wir nicht viel zu hören bekommen. Dieselbe wird aber einen Bericht an die Tagsatzung abgeben.

Vom „geistigen Turnen“ erfahren wir leider wenig. Trotz wiederholter Aufforderung schicken die Vereine die Namen und Adressen von Rednern für Geistig-Gemüthliche und Debattirabende nicht ein.

Folgende Vereine verlangten und erhielten Redner: Freiheit, Voran, Einigkeit und Harlem. Außerdem wurde dem Ausschusse über nur drei Geistig-Gemüthliche Mittheilung gemacht, und zwar vom Aurora, Garfield und Lincoln.. Es ist unbedingt nothwendig, daß sämmtliche Vereine über das „geistige Turnen“ an den Ausschuß berichten.

Der Ausschuß empfiehlt, daß die Tagsatzung Schritte thue um zu veranlassen, daß die Vereine sich der reorganisirten „Anti-Imperalistic League“ sammt und sonders anschließen.

Auf Veranlassung des Turnvereins Garfield wurden die Bezirksvereine ersucht, dafür zu agitiren, daß in den verschiedenen Parks der Stadt Badeanstalten errichtet werden sollen. Sobald etwas Propaganda für die Sache gemacht worden ist, sollte der Bezirksausschuß die Sache in die Hand nehmen und sich an die zuständigen Behörden wenden.

Zum Schlusse bringen wir noch Folgendes zur Kenntniß der Tagsatzung: Der Turnverein Freiheit bewirbt sich um die Tagsatzung im Mai 1900.“

Laut Bericht des Bezirk-Turnwarts Wm. Kopp wurden während des Jahres vier Fechtertage abgehalten, von denen je einer in der Lincoln-, Chicago Turngemeinde-, Sozialen- und Südseite Turngemeinde-Turnhalle stattfand.

Besuchsabende wurden während des Jahres vierzehn abgehalten. Fünf auf der Nordseite und zwar in den Hallen der Chicago Turngemeinde, Lincoln, Garfield, Sozialer und Turngemeinde, mit einer Durchschnittsbetheiligung von 90. Vier auf der Nordwestseite, Aurora, Central, Westseite und Almira, Durchschnittsbetheiligung 70. Zwei auf der Südwestseite, Vorwärts und Freiheit, Durchschnittsbetheiligung 35. Zwei auf der Südseite, Südseite-Turnerschaft und Südseite-Turngemeinde, Durchschnittsbetheiligung 35. Außerdem fand ein gemeinschaftlicher Besuchsabend der Altersriegen der Nordseite in der Halle des Lincoln statt. Während des Jahres wurden vier Altersriegen-Turntage abgehalten, von denen je einer in der Grand Crossing-, Südseite Turnerschaft-, Lincoln- und Freiheit-Turnhalle stattfand.

Die Gesammt-Einnahmen beliefen sich nach dem Bericht des Bezirksschatzmeisters Emil Kirmse auf 1345.43, die Gesammt-Ausgaben auf $1005.42, sodaß ein Kassenbestand von $340.01 verbleibt. Hierzu kommt noch ein Ausstand an Noten von Thomas Greif im Betrage von $358.50.

Im Vergleich zum vorigen Jahr ist in der Zahl der Mitglieder des Chicago Turnbezirks eine Abnahme von 269 zu verzeichnen, während das gesammte Vereins-Vermögen um $10,646 geringer ist, als im Jahre 1898.

An den korrespondirenden Schriftwart liefen insgesammt 1129 Schriftstücke ein, während 3792 Schriftstücke versandt wurden.

* * *

Der Ausschuß für geistige Bestrebungen des N. A. T.-B. empfiehlt den Bundes-Vereinen folgende weiteren Fragen behufs eingehender Besprechung an Debattir-Abenden:

Thema 19. Ist die Behauptung in der Unabhängigkeitserklärung, daß alle Menschen gleich geboren und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, richtig? Gibt es überhaupt angeborene Rechte?

Thema 20. Bundesstatut A, 11 lautet: „Sobald 3000 Mitglieder des Bundes schriftlich eine Urabstimmung über eine wichtige Frage, den Erlaß eines Gesetzes, die Reform oder Abschaffung eines alten Gesetzes u. s. w. fordern, so soll der Bundesvorort verpflichtet sein, sofort eine Urabstimmung über solche ihm unterbreitete Vorlagen anzuordnen.“ — Soll dieses Statut unverändert beibehalten werden? Wenn nicht, welche Aenderungen schlägt Ihr Verein vor?

Nebenfragen. a) Soll die Zahl der erforderlichen Unterschriften herabgesetzt werden? (Bei der Urabstimmung über die Forderungen, die sich auf die Jugenderziehung, die Todesstrafe und das australische Wahlsystem beziehen, wurden 3855, 3743, resp. 3635 Stimmen abgegeben.) b) Soll der Bundesvorort zur Anordnung einer Urabstimmung ermächtigt, beziehungsweise verpflichtet sein, wenn eine solche von der Tagesordnung oder dem Vorort eines Bezirks, oder von den Tagsatzungen oder Vororten mehrerer Bezirke mit einer bestimmten Minimalmitgliederzahl verlangt wird? c) Welche anderen Aenderungen oder Erweiterungen des Bundesstatuts A, 11 bringt Ihr Verein in Vorschlag?

* * *

Der Ausschuß für geistiges Turnen für das im Jahre 1900 zu Philadelphia stattfindende Bundesturnfest hat beschlossen, als obligatorische Preisdeklamation L. Uhlands Ballade „Das Glück von Edenhall“ zu wählen.

Nebst dieser obligatorischen Deklamation hat jeder Preisbewerber noch ein selbstgewähltes Gedicht zum Vortrag zu bringen.

Bei Beurtheilung der Deklamation soll maßgebend sein: a) Auswahl und Tendenz des Gedichtes; b) Die Art des Vortrages.

Eine Deklamation darf nicht länger als acht Minuten in Anspruch nehmen und muß frei aus dem Gedächtniß gehalten werden.

Jeder Preisbewerber ist verpflichtet, den Preisrichtern drei Abschriften seines Vortrages zu übergeben.

Bezüglich der Stegreifreden wird auf die Bestimmungen der revidirten Festordnung des Nordamerikanischen Turnerbundes vom Jahre 1898 verwiesen.

* * *

Für das Preissingen auf dem Bundesturnfest hat der geistige Ausschuß nachstehende Regeln aufgestellt:

Das Preissingen wird in drei Klassen abgehalten.

Zur ersten Klasse gehören Gesangsektionen von 36 Sängern und darüber.

Zur zweiten Klasse Gesangsektionen von 24 bis 36 Sängern.

Zur dritten Klasse Gesangsektionen von 8 bis 24 Sängern.

Für jede der drei Klassen ist ein obligatorisches Preislied, die Schwierigkeit desselben der betreffenden Klasse entsprechend, ausgewählt worden, wobei der volksliederartige Charakter oder das „Lied im Volkston“ bei den Preisliedern der zweiten und dritten Klasse besondere Berücksichtigung fand; während von den in der ersten Klasse singenden Sektionen eine den modernen Anforderungen entsprechende Kunstleistung auf dem Gebiete des Männergesanges „a capella“ erwartet wird.

Jede Gesangsektion hat für die Massenchöre und besonders auch für die vorhergehende Hauptprobe ihre sämmtlichen Mitglieder zu stellen. Diejenigen Sektionen, welche sich bei der Hauptprobe oder den Massenchören nicht oder nur schwach betheiligen, werden vom Preissingen und von eventuell zu veranstaltenden Konzertvorträgen ausgeschlossen.

Jeder Sänger kann sich unbedingt nur beim Preissingen seiner eigenen Gesangsektion betheiligen.

Für jede der unter Punkt 2 erwähnten drei Klassen sind zwei Preise ausgesetzt, und zwar Diplom und Kranz für die beste und Diplom für die zweitbeste Leistung.

Der Festausschuß wird drei kompetente Preisrichter ernennen.

Das Preissingen findet am Abend des geistigen Turnens, jedoch räumlich getrennt von den übrigen Wettbewerben, statt, und wird in einer der schönsten und geeignetsten Hallen Philadelphias abgehalten werden.

Anmeldungen zum Preissingen müssen spätestens bis 1. Januar 1900 erfolgen; dabei ist die Anzahl der Stimmen, erste und zweite Tenöre und Bässe, wie auch die Klasse anzugeben, in welcher die betreffende Gesangsektion zu singen wünscht.

Anmeldungen, sowie Anfragen, die sich auf das Preissingen, die Massenchöre, u. s. w. beziehen, sind zu richten: An den geistigen Ausschuß für das 28. Bundesturnfest, 435 N. 6. Str., Philadelphia, Pa.

„Der Mutter Ansichten“

sollten von den jungen Leuten befolgt werden.

„Mein kleiner Enkel kommt oft zu mir um mir zu zeigen, wie groß seine Armmuskeln sind.

„Er war ein zartes Kind, hat sich aber zu einem starken, gesunden Knaben entwickelt und Postum Cereal Food Kaffee hat dazu am meisten beigetragen.

„Ich gab ihm Postum Kaffee auf Grund eigener Erfahrung.

„Ich bin sechzig Jahre alt und bin ein Opfer nervöser Dyspepsia seit vielen Jahren. Habe alle Arten Patent-Medizinen versucht und bin von vielen Aerzten behandelt worden, aber dauernde Heilung stellte sich nicht ein. Ich glaube nervöse Dyspeptiker leiden mehr als andere Kranke, da sie geistig wie körperlich angegriffen sind.

„Ich pflegte die Postum Cereal Anzeige alle Woche in unserer Zeitung zu lesen. Zuerst kümmerte ich mich nicht viel darum, denn ich hielt es für Schwindel, wie so vieles andere was ich versucht hatte, aber schließlich las ich etwas in einer Anzeige das mich veranlaßte einen Versuch zu machen. Ich gab mir große Mühe es genau nach Vorschrift herzustellen und gebrauchte guten süßen Rahm dazu. Es war thatsächlich sehr schön und ich sagte zu den Mitgliedern der Familie, daß ich glaubte mich besser zu befinden. Eines lachte und meinte, das ist wiedr eine Einbildung von Muttern, aber die Einbildung hat mich noch nicht verlassen.

„Ich besserte mich fortwährend nachdem ich Kaffee aufgegeben und Postum Cereal Food Kaffee trank und jetzt, nach dreijährigem Gebrauch, fühle ich so wohl, daß ich beinahe jung bin. Ich weiß Postum war die Ursache von der Besserung meines Befindens und ich kann nicht zu viel zu seinen Gunsten sagen. Ich wünschte ich könnte alle nervösen Leute überreden, es zu gebrauchen. Meinetwegen können Sie meinen Namen veröffentlichen und wenn es nur einem Leidenden zu Gute kommt.“ Frau M. L. Turner, 2619 Capitol Ave., Omaha, Neb.

Gefährliches Spiel.

Auf einem freien Platz an W. 12. Place spielten gestern Abend einige Knaben „Räuber“. Dabei [wurde] der 14jährige Arthur King von dem 11jährigen Louis Block durch einen Revolverschuß an der rechten Hand verwundet worden.

Mit Musikbegleitung.

In Evanston kamen neulich Abend Rudolf Koelsch und Miß Mary Nellison auf der Suche nach dem Friedensrichter Levere in großer Eile in den Alpha Epsilon Klub. Dort verständigten sie die genannte Magistratsperson, daß sie getraut zu werden wünschten, aber möglichst schnell, denn man sei ihnen „von Hause aus“ muthmaßlich schon auf den Fersen. Der Kadi ließ sich denn auch nicht lange bitten, und verschiedene Klubmitglieder ließen es sich nicht nehmen, vor der Abfahrt des Zuges, der das junge Paar nach Milwaukee bringen sollte, ein kleines Hochzeitsfest zu improvisiren. Als Herr Koelsch und Gemahlin sich dann auf den Weg machten, begleiteten sie die Klänge der „Entführung aus dem Serail“, welche Herr Paul W. Schlorf mit kundigen Fingern dem Piano entlockte.

* Der Viehhändler Henry Soper aus Putnam, Jll., hat sich gestern im Garden City Hotel, Ecke Sherman und Van Buren Str., in seinem Zimmer mittels Leuchtgas zu ersticken gesucht. Die Polizei hat ihn in Schutzhaft genommen und seine Angehörigen benachrichtigt.

* In der Wohnung der Frau Edna Downs, im dritten Stockwerk des Gebäudes Nr. 114 18. Str., kam gestern Abend Feuer aus. Frau Downs hat bei der Rettung ihres fünfjährigen Knaben aus den Flammen schmerzhafte Brandwunden erlitten. Der angerichtete Schaden beziffert sich auf $800.

* Als gestern der Fuhrmann A. B. Cole, von No. 574 Ogden Ave., mit seinem Gefährt die Ecke von Paulina und 12. Str. kreuzte, fiel ein Draht der elektrischen Straßenbahn-Leitung gerade auf die Pferde herab. Eines der Thiere wurde durch den elektrischen Schlag getödtet, während der Rosselenker mit knapper Noth dem Tode entging.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost“-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Mit- und Nachwelt.

Da die Nachwelt noch gar nichts für uns gethan hat, wir aber schon sehr viel für die Nachwelt gethan zu haben glauben, so ist es offenbar recht und billig, daß wir ihr auch einige Lasten überliefern. Es ist allerdings möglich, daß sie unsere Schöpfungen für überflüssig oder stümperhaft hält und alles wieder einreißt, was wir gebaut haben, aber das ist dann ihre eigene Sache und braucht uns nicht weiter anzufechten. Wenn ein Mann seinen Erben ein Haus hinterläßt, auf dem eine Hypothek ruht, so müssen sie letztere auch dann bezahlen, wenn das Haus unmodern geworden ist und ihnen nicht gefällt. Im Uebrigen — und das ist die Hauptsache — kann sich die Nachwelt nicht gegen die Schulden wehren, die wir in ihrem Namen zu machen gedenken.

Somit ist es die einmüthige Ueberzeugung aller lebenden Bürger Chicagos, daß eine Anleihe von 20 oder 25 Millionen aufgenommen werden soll, um der Stadt ein einigermaßen anständiges Aussehen zu verleihen. Um ihr Aeußeres ganz und gar ihrem Weltstadtrange anzupassen, müßten nach den Schätzungen unanfechtbarer Autoritäten sogar 80 bis 100 Millionen auf ihre Verschönerung verwendet werden, aber da müßten ja wir selber schon 3 bis 4 Millionen Dollars jährlich an Zinsen bezahlen, während wir doch die Nachwelt heranziehen wollen. Daher wollen wir uns mit höchstens 25 Millionen begnügen und nur die nothwendigsten Verbesserungen vornehmen. Vor der Hand sollen blos die Straßen gepflastert oder mit Asphalt belegt, die gebrochenen Brücken erneuert, genug Schulhäuser gebaut, sowie Anlagen für die Herstellung elektrischen Lichtes und die Verbrennung der Abfälle errichtet werden. Die Nachwelt soll nicht sagen können, daß wir unbescheiden gewesen sind. Wir wollen uns blos etwas wohnlicher einrichten, aber keinen Luxus treiben und uns so betragen, wie es guten und weisen Vorfahren geziemt.

Nun fragt es sich nur noch, in wessen Hände die Verausgabung der 25 Millionen gelegt werden soll. Leider müssen wir der Nachwelt das beschämende Geständniß ablegen, daß uns diese Frage seinerzeit schwere Sorgen gemacht hat, weil es uns trotz unserer Thatkraft und Klugheit noch nicht gelungen war, eine städtische Verwaltung zu begründen, der man ohne Rückhalt und Bedenken große Summen anvertrauen konnte. Am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts hatte die Stadt Chicago nahezu zwei Millionen Einwohner, die nach den derzeitigen Begriffen für zivilisirt gelten konnten, und sich auch in Gemeindeangelegenheiten des allgemeinen gleichen Wahlrechts erfreuten. Dennoch war sie von berufsmäßigen Politikern beherrscht, die selbst den Bürgermeister unter ihrem Daumen hielten und von allen öffentlichen Ausgaben Prozente beanspruchten. War ein Straßenpflaster oder eine Kloake zu legen, so mußte die betreffende Arbeit gewissen Kontraktoren übergeben werden, die entweder selbst zu der Sippe der Handwerkspolitiker gehörten oder ihnen Tribut zahlten. Diese durften dann nur Leute anstellen, die von den politischen „Bossen“ empfohlen waren und hielten sich für deren geringe Leistungsfähigkeit an den Bürgern schadlos. Oder wenn die Stadt selbst die Arbeiten besorgen ließ, so ließen sich ihre Aufseher von den Lieferanten bestechen, die Arbeiter, die ihren „Job“ als Belohnung für politische Dienste betrachteten, schafften verzweifelt wenig, und die Ausgaben waren mindestens doppelt so groß, wie sie hätten sein sollen.

Es würde zu weit führen, der Nachwelt an dieser Stelle erklären zu wollen, warum sich die gescheuten Vorfahren auf diese freche Art betrügen und bestehlen ließen. Nur so viel mag angedeutet werden, daß die Spitzbuben für unentbehrlich galten, weil sie bei jeder National- oder Staatswahl das Vaterland zu retten hatten. Sie schieden sich dem Namen nach in zwei Parteien und befehdeten einander in der Oeffentlichkeit auf das Bitterste, während sie insgeheim sich gegenseitig unterstützten, wenn es galt, die Erwählung unabhängiger Kandidaten zu vereiteln. Dagegen hörte in Geldfragen die Gemüthlichkeit bei ihnen auf. Namentlich wenn ein recht großer Raubzug zu machen war, suchte jede der beiden Banden die andere wegzudrängen. In dem vorliegenden Falle waren die sogenannten Republikaner aufrichtig empört über den Vorschlag, daß einer demokratischen Stadtverwaltung 25 Millionen Dollars auf einem Brett hingezahlt werden sollten. Mit so viel Geld, meinten sie, könne ja der ganze Staat Illinois demokratisch gemacht, und mittelbar die Präsidentenwahl zu Gunsten der Demokraten entschieden werden. Dagegen ließ sich nicht viel sagen, aber auf der anderen Seite konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die derzeitigen republikanischen Bosse mit dem Heidengelde noch viel „liberaler“ umgehen und noch bedeutend mehr in ihre eigene Tasche stecken würden.

Wie der Streit entschieden wurde, wird die Nachwelt ja wissen. Zur Stunde ist noch nichts Sicheres bekannt, aber es läßt sich ziemlich bestimmt voraussagen, daß eine republikanische Staatslegislatur einer demokratischen Stadtverwaltung nimmermehr 25 Millionen zur beliebigen Verwendung vor einer Präsidentenwahl übergeben wird. Allenfalls mag sie ihr so viel zur Verfügung stellen, daß sie wenigstens die abgerissenen Brücken durch neue ersetzen kann, aber auf die anderen Verbesserungen wird Chicago warten müssen, bis im Rathhause wieder die Republikaner herrschen. Das gehört nun einmal zu den volksthümlichen Einrichtungen.

„Hast du den Brief besorgt?“

Wenn auf irgend einen Brief, den die sorgliche Hausfrau schreibt, nach mäßiger Frist keine Antwort kam, wenn heute Mittag der Sonntagbraten fertig und der Tisch gedeckt ist, und Alles wartet auf die Gäste, die man brieflich einlud und die nicht kommen wollen, dann kommt die Frage: „Hast Du auch den Brief besorgt?!“ Sie wird in scharfem, drohenden Ton gesprochen und Karl, Wilhelm oder Theobald, oder wie der „would be“-Hausherr heißen mag, kriegt einen Schreck, fühlt unwillkürlich nach seiner Brusttasche und versichert dann in starkem Ton gekränkter Unschuld: „Aber natürlich, lieber Schatz!“ Diese Antwort erfolgt auch, wenn er gar keine blasse Erinnerung hat, überhaupt einen Brief zur Besorgung bekommen zu haben. Das steht unzweifelhaft fest. Das hat eine Umfrage gezeigt, die einst ein Ehemann von germanischem Forschergeiste unter den Männern seines großen Bekanntenkreises anstellte. Er hatte einmal im ersten Schreck ob jener strafedrohenden Frage im Brustton der Wahrheit geantwortet „Ja“ und erst nachher war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er den Brief garnicht bekommen hatte, aber das half ihm nun nichts mehr, und er litt seither unter dem Schatten seines „vergessenen“ Briefes. Er entschloß sich in seinem Leiden zu jener Nachfrage und die ergab, daß 99 Prozent aller von ihm befragten Ehemänner antworteten, sie hätten jene Frage immer und unter allen Umständen mit „Ja„ beantwortet, und derjenige, welcher die eine Ausnahme machte, war ein Franzose, der hatte geantwortet “oui, oui Madame”.

Jenem Forschergeiste fehlte es aber doch an Gründlichkeit, denn er unterließ es, nach den Gründen der Ja-Antwort zu fragen. So sind wir in dieser Hinsicht auf Vermuthungen angewiesen. In nicht wenigen Fällen wird der kalte Schauer, der den Durchschnittsehemann bei der Frage: „Hast Du den Brief besorgt“, überläuft, berechtigt gewesen sein. Es gibt Männer, die ihre Pflichtvergessenheit so weit treiben, Briefe ihrer Gattinnen in der Tasche zu behalten und zu vergessen, bis jene schreckliche Frage fällt, die sie zum Lügner macht, den ehedem so leichten Papierstücken Zentnerlast gibt und die schuldbewußten Männer jede Bewegung vermeiden läßt, (aus Angst, das Knistern des Papiers könne die Anwesenheit des Briefes in ihrer Brieftasche verrathen) bis sich eine Gelegenheit findet, das Zimmer zu verlassen und den schrecklichen Brief unbeachtet an einen sicheren Ort zu bringen. In solchen Fällen ist der Schreck und das „Ja“ leicht genug erklärlich.

Für den anderen Fall — wenn der Brief gar nicht zur Besorgung übergeben wurde und die Antwort auf die Frage doch „Ja“ lautet — sind verschiedene Erklärungen annehmbar. Im Bewußtsein früherer Sünden in dieser Hinsicht und der dadurch gegebenen Unsicherheit, mag Manchen das Ja entfahren und Andere mögen „Ja“ sagen, weil sie es schon erfahren haben, daß der Ehemann doch i m m e r die Schuld trägt, was da auch vorkommen mag; ihr „Ja“ ist das „Ja“ der Resignation, der völligen Ergebung in das Schicksal und der Beugung unter einem höheren Willen.

Kommt endlich das dritte Ja, das stolze, wahre Ja. Wohl Dem, der es sprechen kann in solcher Lage! Dann sollte man Onkel Sam auf Schadenersatz verklagen. Dann ist die nichtswürdige und liederliche Post daran Schuld! Das mag so sein, aber wahrscheinlich ist's nicht. Es gibt da noch andere Möglichkeiten.

* * *

In Washington besteht ein Amt, das sich „Dead Letter Office“ nennt. Es ist der Sammelplatz aller unbestellbaren Briefe, und deren gibt's alljährlich eine ganze Menge.

Im Rechnungsjahre 1899 wurden nicht weniger als 6,855,983 Stücke Postgut in die „Dead Letter Office“ eingeliefert und obgleich viele derselben unwichtig waren, gab sich die Regierung doch alle Mühe, sämmtliche Briefe u. s. w. doch an ihre Adresse zu befördern, und das kostete viel Mühe, Zeit und Geld. Dank den auf den Umschlägen vermerkten Adressen der Absender konnten von den als unbestellbar eingelieferten Briefen 756,013 an die Absender zurückgeschickt werden (gegen 692,939 im Vorjahre), aber es war nöthig 6,101,590 Briefe, Packete u. s. w. zu öffnen in der Hoffnung, womöglich die Adressen der Absender zu erfahren. In vielen Fällen war man darin erfolgreich, in andern wurde auf andere Weise der Name des Absenders oder des Adressaten noch in Erfahrung gebracht, aber es blieben da immer noch 3,775,643 Poststücke, die man nicht anders los werden konnte, als daß man sie den Flammen übergab — ein ganz hübsches “bon-fire!”

Wenn über die Unzuläßigkeit des Postdienstes räsonnirt wird, so kann man ganz sicher sein, daß unter den Tadlern die 43,308 Personen zu finden sind, welche Briefe abschickten mit insgesammt $37,875 in Baargeld und die 33,976 Personen, welche der Post Briefe übergaben mit Wechseln, Checks und Postanweisungen zum Nennwerthe von $1,130,185 an andere Personen, deren Wohnungen, Geschäftsplätze oder Aufenthalt nicht ausfindig gemacht werden konnten. Viel von diesem Postgut hat schließlich noch sein Ziel erreicht oder konnte an die Absender zurückgeschickt werden, aber in allen Fällen hätte doch durch deutliches Adressiren oder Vermerkung der Adressen der Absender auf den Briefumschlägen viel Zeitverlust, Aerger und Schlimmeres vermieden werden können. Die Mahnung, schreibt die Adressen klar und deutlich und sorgfältig und bringt Eure eigene Adresse auf den Briefumschlägen an, kann nicht oft genug wiederholt werden.

Viel der Arbeit, welche die Dead Letter Office hat, ist zweifellos zurückzuführen auf die mangelhafte Schreibkunst der Absender, die ihre Fähigkeit, einen Brief richtig zu adressiren, überschätzen. Aber die Zahl dieser Fälle wurde nicht festgestellt. Man darf keinesfalls aus der Thatsache, daß 6,101,- Poststücke geöffnet werden mußten, schließen, daß diese sämmtlich unleserlich adressirt waren. Die 367,469 falsch adressirten Poststücke mögen sehr leserlich falsch adressirt gewesen sein und dasselbe mag gelten für die 294,739 Briefe usw., die nach Hotels adressirt waren für Leute, welche diese wahrscheinlich verließen, ohne ihren künftigen Aufenthaltsort anzugeben. Fremde, im Auslande und hier in den Ver. Staaten, haben jedenfalls auch ihren Theil unbestellbarer Briefe beigetragen, aber es ist ebenfalls nicht bekannt, wie groß dieser Theil sein mag. Während 593,191 Poststücke vom Auslande in unsere Dead Letter Office „als unbestellbar“ einliefen, damit sie womöglich an die Absender zurückgestellt würden, schickte unser Amt 580,366 solcher Poststücke in's Ausland, damit die auswärtigen Aemter für unbestellbare Briefe auch etwas zu thun hätten.

* * *

Es kommt ja gewiß auch vor, daß Briefe und sonstige Poststücke durch Nachläßigkeit der Postverwaltung, oder ihren Beamten, bei Unfällen usw., verloren gehen, die Zahl ist aber verhältnißmäßig sehr gering, und ist verschwindend klein im Verhältniß zu der Zahl der Sünden dieser Art, die der Post in die Schuhe geschoben werden. Nicht alle Briefe, die keine Antwort brachten, gelangten n i c h t in die Hände der Leute, für die sie bestimmt waren. Es kommt auch vor, daß der Empfang eines Briefes geleugnet wird — es ist ja so bequem, den Onkel Sam oder sonst Jemanden der Nachläßigkeit zu beschuldigen und sich selbst als den reinen Engel hinzustellen, der ja „natürlich“ sofort und ohne Murren alles gethan haben würde, um das man ersucht wurde! Es bleiben auch nicht alle Briefe in den Taschen der Eheherren stecken. Manche kommen gar nicht dort hin und sind doch irgendwo stecken geblieben, ehe sie in der Post Hände kamen — es soll auch Frauen geben, die einmal etwas „verlegen“—und schließlich kommen auch viele in die Dead Letter Office, wie wir gesehen haben; auch solche, die von guten Ehefrauen adressirt wurden. Das freilich ist dann wieder die Schuld der Ehemänner, warum nehmen sie ihren Frauen, die sie doch auf den Händen zu tragen haben, oder zu tragen vor der Hochzeit geschworen haben, die Arbeit des Briefschreibens nicht ab?!

Eine „großartige Industrie.“

In den letzten Jahren ist von der „Automobile“, dem „Selbstfahrer“, so viel geredet und geschrieben worden, daß das Publikum nachgerade zu dem Glauben gekommen ist, das Morgenroth der pferdelosen Zeit sei angebrochen und binnen wenigen Jahren würden die Pferdefuhrwerke jeglicher Art ersetzt sein durch Automobilen — irgendwelcher Art. So war der Boden gut beackert für die Armee der „Promoter“, der Gründer von Gesellschaften zur Herstellung von Selbstfahrern der verschiedensten Arten und heute schon ist Dank deren Bemühungen eine solch' üppige Saat aufgegangen, daß man wohl sagen kann, der hauptsächlichste Dienst, zu dem die „Automobile“ hierzulande herangezogen wird, ist der Verkauf von Aktienscheinen. Es wird jetzt sehr viel geredet und geschrieben von der Automobilen-Industrie, aber nach dem Zeugniß des Fachblattes „Engineering News“ und des New Yorker „Journal of Commerce“ ist neun zehntel davon eitel Börsenspiel oder -Schwindel und nur ein Zehntel wirkliche ehrliche Industrie. Es läßt sich eben, Dank der Anregung die der öffentlichen Meinung in dieser Hinsicht gegeben wurde und gegeben wird, durch Gründung von großen Fabrikationsgesellschaften und den Verkauf von deren Aktien, die Wind sind, mehr verdienen als durch die Herstellung von Selbstfahrern irgend welcher Art. Und nach dem schnellen „Verdienst“ laufen ja die Leute, wenn er sich auch zumeist als ein schneller Verlust entpuppt.

Das New Yorker „Journal of Commerce“ veröffentlichte unlängst eine Liste von 81 Gesellschaften, die zur Förderung und Ausnutzung der Automobile bezw. des Automobile-Gedankens gegründet wurden und die sich insgesammt eines Aktien-„Kapitals“ von $430,900,000 rühmen. Die Liste schließt Gesellschaften jeder Art ein, von den offenbarsten Schwindelunternehmen die Stufenleiter hinauf bis zu ehrlichen Fabrikations-Gesellschaften. Die meisten stehen in der Mitte. Sie haben mehr oder weniger greifbare Bestände, als Maschinen, Fabrikgebäude u. s. w. und fabriziren wohl auch in kleinem Maßstabe irgend eine Art Selbstfahrer, den Hauptpunkt in ihren „Beständen“ bildet aber der „gute Wille“, d e r schwillt ihr Kapital an um Hunderte und Millionen Dollars und ist doch weiter nichts, als der gute Wille der „Promoter“, den Leichtgläubigen ihr gutes Geld abzunehmen.

Jene Zusammenstellung des New Yorker Handelsblattes untersuchen nun „Engineering News“ in ihrer jüngsten Ausgabe etwas näher und sie finden, daß unter den „Motor Concerns“ mehrere sind, welche als bewegende Kraft Druckluft anwenden wollen, und die bereits zu der Kleinigkeit von $85,000,000 „kapitalisirt“ sind.. Darunter ist eine, die vielgepriesene International Power Co., mit $8,000,000 „Kapital“ und einer Anzahl „Töchter - Gesellschaften“, die je $5,000,000 bis $10,000,000 Kapital haben sollen. Die Gesellschaft erfreut sich eines starken politischen Rückhalts und wird eine „Fabrikationsgesellschaft“ genannt, hat aber noch nicht angefangen, zu fabriziren. Das angezogene Fachblatt erklärt, seines Wissens sei überhaupt noch gar kein Fuhrwerk irgend welcher Art, das mit Druckkraft betrieben wird, in den Markt gekommen, ja es sei überhaupt erst ein einziger solcher Wagen gebaut worden. Möglich sei es ja, daß ein Fuhrwerk hergestellt werden könne, das mit Druckluft vorwärts getrieben wird, aber von dieser Möglichkeit bis zu einer praktischen „Druckluft-Automobile“ sei es doch noch ein sehr weiter Weg.

Solider ist schon die „elektrische Automobilen-Industrie“. Mit Elektrizität getriebene Selbstfahrer sind im Gebrauch, und haben sich gut bewährt, und es ist immerhin recht gut möglich, daß diese Art der Selbstfahrer einmal der „amerikanische Typ“ werden wird. Aber auch diese elektrischen Automobilen haben ihre großen Fehler, sie sind Dank den Vorrathszellen-Batterien, sehr schwer und sind viel zu theuer in der Herstellung und der Instandhaltung, als daß sie in absehbarer Zeit etwas anderes sein könnten, als Luxusfahrzeuge für die Reichen. Eine elektrische Kutsche kostet zwischen $2000 und $3000, und es läßt sich leicht überschlagen, wie viele solche Fuhrwerke wahrscheinlich Abnehmer finden werden. Es sind aber Gesellschaften gebildet worden, deren „Aktienkapital“ sich auf insgesammt etwa 200 Millionen Dollars beläuft und deren viele, wenn nicht alle, 10 Prozent Dividende versprechen. Das wären $20,000,000 Dividende und rechnet man $500 Reingewinn an jedem $2500-Fuhrwerk, so müßten im Jahre 40,000 solcher elektrischer Automobilen verkauft werden, oder 20,000 bei $100,000,000 Gesammtkapital, oder immer noch 10,000 wenn die Inhaber der $100,000,000 in Aktien mit 5 Prozent begnügen wollten. Daß ein solcher Absatz aber erreicht werden sollte, angesichts der Thatsache, daß man sehr gute und brauchbare Dampf- und Gasolin-Automobilen schon für $600 bis $1000 kaufen kann, das ist nicht sehr wahrscheinlich.

Als dritte Klasse sind die Gas- und Gasolin-Automobilen u. s. w. zu betrachten, und auch zu deren Herstellung finden wir eine große Anzahl Gesellschaften bereit. Darunter sind drei, die sich je $25,000,000 Kapital zuschreiben, zwei mit je $10,000,000, eine von $8,000,000, acht mit je $5,000,000 und so weiter bis herab zu Gesellschaften mit lumpigen $100,000 Kapital (die übrigens vielleicht die Besten sind). Diese Art Automobilen, die ihre Triebkraft durch Verbrennung von Petroleum in dieser oder jener Form erzielen, sind schon vielfach im Gebrauche und geben ziemliche Befriedigung. Ihre Hauptschattenseiten sind der Lärm und der Geruch, den sie verursachen. Ihre Fabrikation ist nicht monopolisirt, es besteht auf diesem Gebiete im Gegentheil ein starker Wettbewerb, welcher die Preise auf einer mäßigen Höhe halten wird. Dank diesen niedrigen Preisen werden sie ziemlich guten Absatz finden, sollten aber alle Gesellschaften, die gegründet wurden, wirklich fabriziren wollen, so würde der Markt hoffnungslos überschwemmt werden.

Bleibt noch die letzte Art, die Dampf-Automobile. Die billigste von Allen! Und diejenige, die nach Ansicht vieler Fachleute die Aussicht auf den größten Erfolg hat im Gebrauche auf gewöhnlichen Straßen. Man hat in der jüngsten Zeit Dampf-Automobilen gebaut, welche ganz außerordentlich befriedigten und deren Preis sich verhältnißmäßig sehr niedrig stellte. Die Dampf-Automobile ist „ein gutes Ding“ und daher sind mit ihr auch nicht so viel „Schemes“ verbunden, wie mit ihren anspruchsvolleren Schwestern. So geht's ja in der Regel.

Lokalbericht.

Für die „Sonntagpost.“

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Das Geschäft für die zehn Monate, welche während der verflossenen Woche abliefen, war im Allgemeinen zufriedenstellend; die Zahlen für die Bauthätigkeit jedoch sind die schlechtesten seit 1890. Die gerichtlichen Verkäufe, von denen die große Mehrzahl Zwangsverkäufe sind, zeigen eine erhebliche Besserung namentlich in Bezug auf Zwangsverkäufe zu Gunsten von Bauvereinen. Die statistische Aufstellung für die genannte Zeitperiode ist wie folgt:

Grundeigenthums-Verkäufe.

1899	$97,483,052	1894	$100,102,808
1898	88,023,363	1893	108,042,698
1897	101,705,002	1892	154,951,013
1896	86,792,648	1891	152,068,981
1895	109,811,714	1890	168,130,232

Gerichtliche Verkäufe.

	Zusammen		Bauvereine	
	Zahl	Betrag	Zahl	Betrag
1899 ...	2178	$10,155,112	172	$496,982
1898 ...	2621	11,480,344	307	649,815
1897 ...	2141	10,887,688	335	968,924
1896 ...	1440	6,466,919	250	706,190
1895 ...	1272	5,412,330	288	701,350
1894 ...	999	4,704,299	247	765,981
1893 ...	689	2,396,053	131	316,808
1892 ...	457	1,927,823	71	198,786

Neue Gebäude.

	Zahl	Kosten		Zahl	Kosten
1899 .	3128	$18,758,000	1894 .	8804	$29,861,300
1898 .	3315	18,911,516	1893 .	7860	25,863,790
1897 .	4401	19,017,063	1892 .	9265	49,983,610
1896 .	5729	21,082,030	1891	11,805	54,001,800
1895 .	7544	36,222,336	1890	11,608	47,322,100

Die Grundeigenthums-Börse hat jetzt die Angelegenheit der zwischen Kontraktoren und Bauherren einerseits und den organisirten Bauhandwerkern andererseits schwebenden Zwistigkeiten in die Hand genommen. Die Mitglieder der Börse sind sehr stark bei der Sache interessirt, nicht allein weil die Nachfrage nach Bauanleihen fast gänzlich aufgehört hat, sondern auch weil die Kostspieligkeit von Reparaturen und sonstigen Verbesserungen ganz ernstlich zu beeinflussen droht. Es wurde z. B. in der am Mittwoch stattgehabten Versammlung der Börse ein Fall konstatirt, in welchem für die Reparatur eines Badezimmers, die Erneuerung von vier Marmorfließen $11.60 bezahlt werden mußten. Hiervon betrug der Arbeitslohn $10, nämlich acht Stunden zu $1.25, während das Material nur $1.60 kostete. Der Architektenverein wird nächsten Dienstag eine Versammlung halten betreffs derselben Angelegenheit halten.

Eine andere Angelegenheit, in welcher die Börse ebenfalls thätig ist, betrifft die Spezialsteuern für Straßenverbesserungen. Ein Ausschuß der Börse hat in einer Anzahl von Städten Nachfrage gehalten und dabei ermittelt, daß in Illinois, außerhalb Chicago, und in Indiana Brickpflaster durchschnittlich $1.10 bis $1.50 per Quadratyard kostet; Asphalt $1.75, während die Chicagoer Preise sich auf $3.50 für Brick und $3.75 für Asphalt belaufen. Granitpflaster kostet in Philadelphia z.B. $2.47 per Quadratyard, und hier in Chicago von $5 bis $6. Der Ausschuß wird seine Arbeiten in dieser Angelegenheit fortsetzen und eventuell wird die Börse gerichtlich einschreiten, um dem Kontraktorenunwesen ein Ziel zu setzen.

* * *

Die im Laufe der Woche eingetragenen Verkäufe waren nach Zahl und Betrag:

Stadt	367	$2,219,812
Landbezirke	75	223,311
Zusammen	442	$2,443,123
Vorhergehende Woche		3,114,672
Entsprechende Woche von 1898		1,691,017
Entsprechende Woche von 1897		1,853,907
Entsprechende Woche von 1896		2,150,721
Entsprechende Woche von 1895		2,408,604

Die jetzigen Pächter des Columbia-Theater, Hayman & Davis, deren Pacht am 1. Oktober nächsten Jahres abläuft, haben sich die Grundpacht der alten Waffenhalle des Ersten Regiments, 22—26 Jackson Boulevard, 81 x160½ Fuß auf 99 Jahre gesichert. Die Einzelheiten des Vertrages werden vor der Hand noch geheim gehalten, doch erklärte Herr Hayman, daß sich die Gesammtsumme der Pacht auf über $1,000,000 beläuft. Eine Baugesellschaft zum Zwecke der Erbauung eines neuen Theaters ist bereits mit einem Aktienkapital von $250,000 organisirt worden, und der Bau soll in Angriff genommen werden, sobald das gegenwärtige Gebäude abgetragen ist. Das Columbia-Theater ist von Kohl & Castle, denen auch das Haymarket, Chicago Opera und Olympic Theater gehört, für zehn Jahre vom 1. Oktober nächsten Jahres in Pacht genommen worden.

Hibbard, Spencer, Bartlett & Co. haben Dockeigenthum am Flusse nahe der Rush Str.-Brücke für $90,000 gekauft. Das Eigenthum hat 120 Fuß Front an der North Water Str., wo die Geleise der Northwestern Bahn liegen; 127 Fuß Front am Fluß; 421 Fuß am Dock der Western Transit Co. und 463 Fuß am Dock der Lehigh Valley Transportation Co. Die Firma wird großartige Waarenlager und Versandt-Depots auf dem Eigenthum anlegen lassen.

Es heißt, daß ein Konsortium von östlichen Kapitalisten im Begriffe steht 30 Acres von dem aufgefüllten Land am nördlichen Seeufer, zwischen Chestnut und Pearson Str., zu kaufen. Das Land gehört Charles Fitz Simmons, Cuthbert W. Laing und dem McNeil Nachlaß. Der Grund wird auf $25,000 per Acre geschätzt, welches einem Preise von $100 per laufenden Fuß gleichkommt, doch heißt es daß die jetzigen Besitzer auf einem Preise von $150 per Fuß bestehen.

Im Bundesgericht ist ein Dekret erlassen worden, welches den Verkauf des Athenäum-Eigenthums, 18—26 Van Buren Str., anordnet, um Hypothekenansprüche von zusammen $343.081 zu liquidiren. Das Land ist 91x 97 Fuß und etwa $273,000 werth, während das Gebäude auf $120,280 geschätzt ist.

Das Eigenthum der Monarch Cycle Co., 125 bei 182 Fuß, an der Südwest-Ecke der Fulton und N. Halsted Str. ist formell an John W. Kizer, den Präsidenten der genannten Gesellschaft, für $250,000 übertragen worden. Die Angelegenheit ist Formsache und Zwecks Uebertragung an den Bicycle Trust vorgenommen worden.

Eine Reihe von Flatgebäuden nebst 100 Fuß Grund an der Cornell Ave., 400 Fuß südlich von 53. Str., ist von Walter Merchant an den Nachlaß von Joel P. Harris für $110,000 verkauft worden. Der Käufer zahlte $6000 baar, übernahm eine Belastung von $44,000 und überschrieb 21 Baustellen an der Western Avenue und Flournoy Str. für $60,000.

Von dem bekannten Stinsonschen Eigenthum, 358 bei 589 Fuß an der Nordwestecke des Drexel Boul. und 45. Str., welches kürzlich im Wege des Zwangsverkaufs von Robert H. Law für $170,000 erworben wurde, sind 358 bei 120 Fuß an der Nordost-Ecke der Cottage Grove Ave. und 45. Str. an die Chicago Title & Trust Co. für $50,000 überschrieben worden.

Brice Worley verkaufte an Henry H. Evans von Aurora das Eigenthum 3635 State Str., 52 Fuß Front, mit siebenstöckigem Store und Flatgebäude, für $40,000.

Der Schulrath wird demnächst über einen Grundpachtvertrag des Eigenthums an der Nordwestecke der State und Monroe Str., 96 bei 120 Fuß, zu entscheiden haben. Ein Konsortium von Hotelunternehmern hat sich erboten, das Eigenthum für 99 Jahre zu übernehmen und dafür jährlich $50,000 für 15 Jahre und $62,500 per Jahr für den Rest des Termins zu bezahlen. Während der ersten 15 Jahre wollen die Unternehmer Verbesserungen zum Betrage von $100,000 übernehmen und später ein permanentes Gebäude errichten, welches nicht weniger als $350,000 kosten soll.

* * *

Im Hypothekenmarkte war die verflossene Woche ziemlich ruhig. Angebot von Geld übersteigt die Nachfrage bedeutend und gute Sicherheiten für Geldanlagen sind schwer zu haben. Eine hiesige Firma, welche aus Farm-Hypotheken eine Spezialität macht, hat den folgenden sehr zufriedenstellenden Ausweis bekannt gemacht:

Am Schlusse des Geschäftes:	Gesammt-Außenstände	Zinsenschuld für zwölf Monate	Ueberfällige Zinsen
25. Okt. 1898 ...	$9,014,162	$609,985	112
25. Nov. 1898 ...	9,255,987	613,531	112
23. Feb. 1899 ...	9,375,471	637,104	691
20. März 1899 ...	9,565,796	652,305	616
24. April 1899 ...	9,655,796	655,673	1429
20. Juli 1899 ...	9,743,114	673,424	84
19. Aug. 1899 ...	9,793,644	674,979	Keine
19. Sept. 1899 ...	9,945,669	680,535	Keine
19. Okt. 1899 ...	10,127,019	684,855	Keine

Billiges Geld hat seine Nachtheile für die Bauvereine. Hier in Chicago gibt es eine ganze Anzahl derartiger Gesellschaften, welche während des gegenwärtigen Jahres keine Gelegenheit hatten, Geld zu den in Bauvereinen üblichen Bedingungen auszuleihen und für die sich auch in absehbarer Zeit keine Geschäfte in Aussicht stellen. Früher ausgegebene Serien nähern sich dem Verfallstermin und bedeutende Fonds werden nöthig sein, diese einzulösen. Die Beamten sind daher darauf bedacht, so viel Geld wie möglich zur Verfügung zu haben, allein in einzelnen Fällen wird sich ein Abschluß nur dadurch möglich machen lassen, daß den Mitgliedern eingezahlte Antheile zu 4 oder 5 Proz. gegeben werden.

Eine von Peabody, Houghteling & Co. gemachte Anleihe von $20,000 für vier Jahre zu 5 Prozent ist deswegen von Interesse, weil eine anerkannte konservative Firma die Anleihe auf einen durch das Torrens-Verfahren etablirten Besitztitel vorstreckte. Das betreffende Zertifikat wurde am Dienstag ausgestellt auf 97 bei 127 Fuß an der Südwest-Ecke der Hoyne Ave. und W. Van Buren Str., mit vierstöckigem neuem Fabrikgebäude; am Mittwoch Vormittag wurde die Anleihe gemacht, und am Nachmittage desselben Tages registrirt. In diesem Falle wird für zukünftige Anleihen oder Verkäufe des Eigenthums nur eine Gebühr von $3 statt wie bisher von $35 bis $50, nothwendig sein.

Die Northwestern Mutual Lebensversicherungs-Gesellschaft hat auf das Eigenthum 226 — 227 Michigan Ave., 41 bei 172 Fuß mit vierstöckigem Gebäude, eine Anleihe von $40,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. gemacht. Der Werth der Sicherheit ist auf $158,980 angegeben.

Eine Bauanleihe von $30,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz. wurde auf 150 bei 133 Fuß, 5626—5628 Calumet Ave., gemacht. Das Gebäude, ein dreistöckiges Flat mit achtzehn Wohnungen, soll $50,000 kosten.

Andere bemerkenswerthe Anleihen sind: $15,000 für drei Jahre zu 6 Prozent, auf 25 bei 178½ Fuß an der State Str., zwischen 35. und 36. Str.; $14,500 für sechs Jahre zu 5 Proz., auf 30 bei 161 Fuß an der Indiana Ave., zwischen 57. und 58. Str.; $18,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 50 bei 150 Fuß an Grand Boulevard, zwischen 42. und 43. Str.; $20,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 50 bei 203 Fuß an der Darkin Ave., zwischen Robey und N. Halsted Str., Lake View; $15,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf das Eigenthum 531—533 State Str., 40 bei 83 Fuß, mit dreistöckigem Gebäude, auf $63,720 bewerthet; $30,000 für zehn Jahre zu 4 Proz., auf 200 bei 138 Fuß, an der Nordwestecke der 55. Str. und Kimbark Ave., mit der katholischen St. Thomas-Kirche.

* * *

Die Neubauten, für welche während der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren nach Zahl und Kosten, nach Stadttheilen geordnet:

Südseite	17	$77,750
Südwestseite	9	53,000
Nordseite	8	64,000
Nordwestseite	10	53,000
Zusammen	44	$247,750
Vorhergehende Woche		267,550
Entsprechende Woche von 1898		1,522,550
Entsprechende Woche von 1897		358,425
Entsprechende Woche von 1896		212,700
Entsprechende Woche von 1895		464,115

Der Bauausschuß der Achten Presbyterianer-Kirche hat von einem in Aussicht genommenen Baufond von $30,000 über $20,000 gesammelt und die Vorarbeiten für die neue Kirche an der Nordwestecke des Washington Boul. und Robey Str., an Stelle des durch Feuer zerstörten Holzgebäudes, sind in Angriff genommen worden.

William H. Bush, der bekannte Piano-Fabrikant, hat zum Bau eines Methodisten-Altenheim $10,000 baar und einen werthvollen Bauplatz 200 bei 100 Fuß nahe der Kreuzung von North 59. Str. und Southport Ave. beigesteuert, und die Arbeiten für ein Gebäude von 40 bei 100 Fuß Grunddimensionen sind bereits in Angriff genommen.

Die Verwaltung des E. J. Lehmannschen Vermögens läßt an der Stelle der ehemaligen Railroad Chapel, 1417—1419 State Str. und dem nördlich angrenzenden Bauplatze ein großartiges Gebäude, 65 bei 143 Fuß und sieben Stock hoch, erbauen, welches in den unteren Räumlichkeiten als Stallung und oben als Waarenlager dienen soll. Der Stall wird zunächst gebaut und soll $40,000 kosten.

Swift & Co. lassen an der 42. und Justine Str. ein Kesselhaus, 58 bei 78 Fuß, und ein Maschinenhaus, 46 bei 95 Fuß, zum Kostenpreis von $30,000 erbauen.

An der Wayne Ave., zu beiden Seiten der Berwyn Ave., in Edgewater, läßt J. L. Cochran zwölf Wohnhäuser zu einem Gesammt-Kostenpreis von $50,000 aufführen.

Fand keine Gnade.

Ein gewisser John Miller, der sich ein Vergnügen daraus machte, Pferden die Schwänze auszurupfen, ist deshalb kürzlich zu einer Geldstrafe von $500 verurtheilt und, weil er nicht zu zahlen vermochte, in die Bridewell geschickt worden. Gestern hat Miller einen Versuch gemacht, mit Hilfe des Richters Gibbons auf dem Wege des Habeas Corpus-Verfahrens seine Freiheit wieder zu erlangen, als der Richter aber erfuhr um was es sich handelte, wies er Miller's Gesuch rundweg ab.

Dr. Challoners Schulden.

Sie sind ausgelöscht mit Einschluß einer Alimentenforderung der Mrs. Challoner.

Im Oktober vorigen Jahres erwirkte die Gattin des Dr. Robert Challoner auf gute und gewichtige Gründe hin im Superior-Gericht von Cook County die Scheidung ihrer Ehe und zugleich ein Urtheil gegen den Doktor, welches diesen anwies, der Frau wöchentlich $10 Alimente zu zahlen. Dem Doktor war das Zahlungsurtheil unbequem. Nach einigen Monaten begann er, sich um die Befriedigung desselben herumzudrücken, und als schließlich garnichts mehr half, entschloß er sich, wie weiland Möller Voß: „Bankerott to spälen“. Er erklärte sich demgemäß im Bundes-Distriktsgericht für zahlungsunfähig. Als seine Gattin, bezw. deren Anwalt den Doktor trotzdem zur Einhaltung seiner Verpflichtungen zwingen wollte, schützte sich der Widerhaarige durch einen Einhaltsbefehl. Seither ist seine Zahlungsunfähigkeit vom Bankerottgericht in aller Form anerkannt worden. Richter Kohlsaat hat gleichzeitig entschieden, daß Dr. Challoner kraft dieser Bestätigung bis zu dem Tage hin, an welchem dieselbe erfolgt ist, auch für die rückständigen Alimente nicht mehr zu haften braucht. Was sich davon aber nun wieder ansammelt, das kann mit Hilfe der Staatsgerichte eingetrieben werden.

Erhält seine Kommission.

Im Kreisgericht wurde gestern, nach mehrtägigen Verhandlungen, die unter dem Vorsitz von Richter Gibbons stattfanden, Robert Dady von Waukegan zur Zahlung einer Kommission von $7500 an den hiesigen Grundeigenthums-Makler John M. Hendricks verurtheilt. Der Kläger hatte im Jahre 1892 für Dady einen großen Trakt Land bei Waukegan für $165,000 an Herrn Truman Woodford verkauft. Es war ihm vorher zugesichert worden, daß er als Kommission für seine Bemühungen die Hälfte der Summe erhalten sollte, die er mehr als $150,000 für das Land herausschlagen würde. Nachher verweigerte Dady unter allerlei Ausflüchten die Bezahlung der Kommission, aber auf die Dauer hat ihm das nichts genützt.

Ihre Strafe.

Frau Therese Goltz, welche vor einigen Tagen von einer Jury der Hehlerei schuldig befunden worden war, wurde gestern von Richter Baker zu einjähriger Haft im Arbeitshause verurtheilt. Der Anklage gemäß hatte die Frau Knaben zum Stehlen verleitet und ihnen die Beute gegen höchst geringem Entgelt abgenommen. Die Jury empfahl die Angeklagte der Gnade des Richters, was sie vor dem Zuchthaus bewahrte.

Musik.

Zwei sehr interessante Novitäten waren auf dem Programm des dritten Thomas-Konzertes der Saison verzeichnet: Tschaikowskys vierte Symphonie in F-Moll und Siegfried Wagners Ouvertüre „Der Bärenhäuter", das Erstlingswerk des jugendlichen Komponisten.

Beethovens dramatische Egmont-Ouvertüre, in solchem reich schattirten, prächtigem Zusammenspiel nur selten gehört, eröffnete das Konzert. Die klangvollen, wuchtigen Akkorde des Hauptmotivs wurden von den Streichinstrumenten sehr schön markirt, ohne das Tempo zu verschleppen, was so häufig der Fall ist. Mit herrlichem Reinklang und guter Schattirung kam auch die effektvolle Arbeit der Blasinstrumente zur Geltung.

Tschaikowskys vierte Symphonie ist ein hochinteressantes Werk mit reicher polyphoner Arbeit, dabei abwechslungsreich in der orchestralen Behandlung, mit einer ausgesprochenen Vorliebe für die Holzinstrumente und das Cello als Melodienführer. Eine reiche Phantasie in Tönen, mit einer freien, sehr genialen Behandlung der konventionell viergetheilten Symphonieform — so wirkt Tschaikowskys Werk sehr unmittelbar auf den empfänglichen Zuhörer. Es ist eine Fülle von Abwechslung in der verschiedenartigen Durcharbeitung der klangreichen Themen, mit denen der Komponist Fangball spielt, dabei das Hauptthema immer wieder zurückrufend und den ersten Satz mit einer chromatischen Aufsteigung abschließend, die von allen Streichinstrumenten sehr wirksam gespielt wurde. In der Wiedergabe dieses ersten Satzes der Symphonie sei der weiche, sonore Klang des ersten Fagotts des Orchesters ganz besonders hervorgehoben.

Im zweiten Satz ist der Solo-Oboe einer jener melancholischen, reizenden russischen Volksweisen zugegeben, die sehr schön gespielt wurde. Drei stimmungsvolle Melodien durchziehen den zweiten Satz mit einer reich modulirenden Ueberleitung der Themen in einander Ein ungemein effektvoller Satz ist das Allegro (Pizzikato für die Streichinstrumente), prickelnd, balletartig, mit brillianter Wirkung und einer prächtig ausgeführten Schattirung in allen Streichinstrumenten sowohl, als später in der Wiederholung des Tempo durch die Bläser. Das figurenreiche Pikkolosolo im Mittelsatz wurde sehr fließend exekutirt. Das Finale bietet wieder viel interessante Verflechtung der Themen mit kunstvoll verschlungenem Koda-Satz.

Das Werk fand durch Inhalt und Ausführung sofort Anklang bei der Zuhörerschaft. Eine Wiederholung des dritten Satzes wurde sehr stürmisch verlangt und gegeben.

Jung Siegfried Wagners Erstlingswerk dagegen erfuhr eine etwas kühle Aufnahme. Die Instrumentation ist theilweis schlecht klingend; gegen den Schluß, bevor das Hauptthema wieder einsetzt, scheint die Form ganz aus den Fugen zu gehen. Trotzdem zeigt die Ouvertüre Stellen von sehr schöner klangreicher, zum Theil pikanter Instrumentation und frischer ungekünstelter Melodie. Es sind eine Reihe charakteristischer Motive aus der gleichnamigen Oper „Bärenhäuter" in der Ouverture ganz schlicht und tendenzlos dargestellt und zum Theil sehr hübsch bearbeitet. Die Oper selbst ist mit bedeutendem Erfolge über die größeren Bühnen gegangen und erwirbt sich dadurch ein Verdienst, daß es eine Volksoper ist, die dabei sehr geschickt inszenirt ist und als Erstlingswerk mit bedeutendem dramatisch-musikalischem Talent gearbeitet ist. Dies betrifft allerdings die Handlung und Inszenirung der Oper mehr als die Musik. Die Fehler der Ouverture sind nicht schwer herauszufinden; es wäre aber Unrecht, Siegfried Wagner das musikalische Können abzusprechen, Das Gewaltige seines großen Vaters fehlt ihm freilich; aus den lyrischen Stellen der Ouverture spricht aber doch sehr viel natürliche Empfindung.

Le Rouet d'Omphale von Saint Saens ist ein Paradestück französischer Programmmusik. Hervorzuheben ist dabei nur die sehr exakte Wiedergabe des koloraturreichen Werkes durch das Orchester und eine prächtige wohlausgeführte Arbeit der Violinen am Schluß desselben.

Rubinsteins Balletmusik Feramors ist nicht unbekannt durch frühere Aufführung in den Thomas-Konzerten. Graziös in der Form, mit hübscher effektvoller Instrumentirung und frischer Empfindung, doch dem Zweck entsprechend in leichter Tanzform.

Ein sehr reich ausgestattetes Werk mit überall gleichmäßiger, voller Klangwirkung, nobler Auffassung und einer kolossalen Klimax, die zum Star spangled banner überleitet — das ist Kauns prächtiger Festmarsch und Freiheitshymne, vom Orchester mit voller Orgel sehr markig gespielt.

* * *

Die Castlesquare Company in der Studebaker Halle bot eine recht gute Aufführung von Puccinis Oper „La Bohème" Die gesanglichen Hauptpartien waren durch die neue Primadonna Fräulein Yvonne De Treville und Herrn Reginald Roberts sehr gut vertreten. Frl. Treville hat eine kräftig wohlklingenden Sopran und gutes dramatisches Spiel. Als Oper ist Puccinis Werk übertrieben fortschrittlich; der Gesang tritt zurück und ist mehr Deklamation. Aus dem Lande des bel canto kommend, ist diese charakteristische Wendung der Jung-Italiener sehr überraschend.

Die einfache, aber dramatische Handlung der Oper spielt im Quartier Latin in Paris, dessen freies Leben aus den französischen Romanen bekannt ist.

Eugen Käuffer.

Lokalbericht.

Gastspiel der „Großen Oper."

Es wird am Montag, den 13. Novbr., im „Auditorium" eröffnet werden. — Konzert-Ankündigungen.

Die „Große Oper" — „groß" auch hinsichtlich der von ihrem Unternehmer geforderten Eintrittspreise — wird vom Montag der nächsten Woche an im „Auditorium" wieder zu kurzem Leben erweckt werden. Drei Wochen sind ihr zu ihrem hiesigen Dasein beschieden. Danach wird sie in New York erst zu ihrer vollen Entfaltung kommen. Zwei ihrer Hauptkräfte, der Tenor Alvarez und der deutsche Opernbariton Fritz Friedrichs, werden dort erst zur Mitwirkung herangezogen werden. Die Bewohner der östlichen Metropole werden freilich auch ebenso viele Monate hindurch die Oper zu patronisiren haben, wie sie in Chicago Wochen lang mit Mühe und Noth sich wird halten können; deßhalb kann man ihnen diese Begünstigung wohl gönnen. Der Apparat der „Großen Oper" ist ein gar kostspieliger. Die Gagen der Hauptsolisten sind, Dank der Freigebigkeit des Unternehmers, ganz enorm hohe; die Reise des großen Personals und die Verpflegung desselben in den Hotels kosten schweres Geld; die Kostümirung und auch die szenische Ausstattung jeder einzelnen Opernaufführung muß eine glänzende und kostbare sein, denn die Mehrzahl der Opernbesucher geht weniger zum Hören als zum Schauen in die Vorstellungen; da ist es denn kaum zu verwundern, daß der Unternehmer, der in erster Linie Geschäftsmann ist und nicht vornehmlich daran denkt, der aesthetischen Erziehung der Opernfreunde Opfer zu bringen, durch Forderung hoher Eintrittspreise sich gegen finanzielle Verluste sicher zu stellen sucht. Wenn man ferner in Betracht zieht, daß eine derartige Vereinigung berühmter Opernkräfte, wie Moritz Grau sie allwinterlich nach Amerika bringt, in keinem noch so namhaften Opernhause der alten Welt anzutreffen ist, so ist die Forderung des Unternehmers an das Publikum — die in dem Ausspruch Jago's gipfelt „Thue Geld in Deinen Beutel" — gar keine so unberechtigte, wie gewöhnlich angenommen wird. Freilich, so bewundernswerth die Leistungen der Solisten der Grau'schen Operngesellschaft auch sind, so beklagenswerth ist auch der Mangel an jedwedem Ensemble, an künstlerischer Abrundung der Aufführungen. In dieser Hinsicht werden selbst in den größeren Provinzialstädten der alten deutschen Heimath von den Leitern von Opernaufführungen weit vollkommenere Kunstgenüsse geboten, als Herr Grau sie in den Vereinigten Staaten zu Stande bringt. Doch ist das Musikleben in diesem Lande ja so arm an Opern-Darbietungen, daß dieser Mangel nicht so schwer in Betracht kommt, wie er es eigentlich verdiente. Die kurzbemessene Chicagoer Spielzeit der „Großen Oper" sollte deßhalb von den hiesigen Opern-Freunden so gründlich, wie nur möglich ausgenutzt werden. Gewährt dieselbe doch ein so großes und edles Vergnügen, wie es sonst weder im Konzertsaal noch auf der Schaubühne der hiesigen Musentempel zu finden ist — Impresario Grau hat auch für diese Saison die Auswahl der Solisten so getroffen, daß er die bekannten Opern seines schon seit Jahren feststehenden Spielplanes im Originaltext zur Aufführung zu bringen vermag. Richard Wagners Opern werden in der bevorstehenden Spielzeit deutsch gegeben. Zu diesem Zweck haben Eduard de Reszke, Emma Eames und David Bispham den deutschen Text der ihnen überwiesenen Wagner Opern-Partien studirt; zu diesem Zweck sind solche Zierden der deutschländischen Opernbühne, wie Milka Ternina, Marzella Sembrich, Frau Schumann-Heink, Ernst Van Dyck und Andreas Dippel, von Grau gewonnen worden. — Frl. Ternina ist vor zwei Jahren bereits im Metropolitan Opernhaus zu New York, als Mitglied von Grau's Operngesellschaft, mit glänzendem Erfolg aufgetreten. Hier wird sie jedoch am Montag der nächsten Woche ihr erstes Debut machen und alsdann hoffentlich noch recht oft sich vernehmen lassen. In München wird diese dramatische Sängerin — königl. Bairische Kammersängerin ist dort ihr offizieller Titel — vom Publikum geradezu vergöttert. Sie weilt seit dem 1. April 1890 am dortigen Hoftheater, dessen Intendanz ihr, nur um sie an das Institut zu fesseln, die Gewährung hochgeschraubter, im Münchener Hofopernhaus bisher unerhörter Bedingungen nicht verweigert hat. Milka Ternina, geboren am 19. Dez. 1863 in Vezisce, Kroatien, hat im Wiener Konservatorium ihre Ausbildung erhalten. Auf den Opernbühnen in Leipzig 1883/84, in Graz 84/86 und in Bremen 86/90 hat sie durch ausdauernden Fleiß sich eine unfehlbare Bühnenroutine angeeignet. Außer in Wagner-Partien wird sie auch als „Leonore-Fidelio", Donna Anna in Mozarts „Don Juan", Agathe im „Freischütz" und in den weiblichen Hauptpartien anderer deutscher Opern als musterhafte Sängerin wie Darstellerin gerühmt.

Die Besetzung von Wagner's „Tannhäuser," mit welcher Oper die Serie des Gastspiels am Montag der nächsten Woche eröffnet wird, lautet wie folgt: „Elisabeth"—Milka Ternina; „Tannhäuser" — Ernst Van Dyck; „Venus" —Susan Strong; „Landgraf"—Pol. Plançon; „Wolfram von Eschenbach" — David Bispham; „Hirtenknabe" — Ernestine Schumann-Heink. — Für die anderen Vorstellungen der ersten Gastspielwoche ist nachstehendes Programm aufgestellt worden:

Dienstag: „Hochzeit des Figaro" von Mozart.

Susanna	Marzella Sembrich
Gräfin	Emma Eames
Cherubino	Zelie de Lussan
Graf	Eduard de Reszke
Figaro	Sig. Campanari
Bartolo	Sig. Pini-Corsi

Mittwoch: „Die Hugenotten", von Meyerbeer.

Graf von Nevers	Sig. Scotti
	Erstes Auftreten in Amerika.
Valentine	Lillian Nordica
Page	Mme. Mantelli
Königin	Susan Strong
Raoul	Andreas Dippel
Marcel	Eduard de Reszke
St. Bris	Pol. Plancon

Donnerstag: „Carmen", von Bizet.

Carmen	Emma Calve
Don Jose	Albert Saleza
Toreador	Sig. Campanari
Micaela	Susan Adams

Freitag: „Lohengrin", von Richard Wagner.

Lohengrin	Ernst Van Dyck
Elsa	Emma Eames
Ortrud	Ernestine Schumann-Heink
König Heinrich	Eduard de Reszke
Telramund	Adolf Mühlmann

Samstag Nachmittag: „Faust", von Gounod.

Margarethe	Emma Calve
Faust	Albert Saleza
Mephistopheles	Pol. Plancon
Valentin	Sig. Campanari
Siebel	Mme. Mantelli
Martha	Frl. Bauermeister

Samstag Abend: „Mignon", von Ambroise Thomas.

Mignon	Zelie de Lussan
Philine	Susan Adams
Wilhelm Meister	Thomas Selignac
Friedrich	Frl. Olitzka
Der Harfner	Hermann Davies

Für die Vorstellung am Samstag Abend sind die Eintritts-Preise bedeutend ermäßigt. — Am Freitag, den 24. November, wird im Pabst-Theater in Milwaukee eine Vorstellung von Rossini's „Barbier von Sevilla" stattfinden, falls dem Unternehmer Grau eine Einnahme von $4000 garantirt wird. Herr Wachsner gibt sich zur Zeit große Mühe, die Garantie-Summe in Milwaukee durch den Verkauf von Billets aufzubringen.

* * *

In dieser, der Opernspielzeit vorangehenden Woche werden keine Symphonie-Konzerte stattfinden, da das Orchester bereits mit Proben für die Oper beschäftigt ist, aber andere Konzert-Veranstaltungen von hervorragender Bedeutung werden die Musikfreunde für den Ausfall der Symphonie-Konzerte reichlich entschädigen. Am nächsten Mittwoch Abend, wie auch Freitag Nachmittag, wird Wladimir de Pachmann, der mit Recht vielgefeierte Chopin-Virtuos, nach sechsjähriger Abwesenheit in der Zentral-Musikhalle wieder vor seine zahlreichen Chicagoer Freunde treten. Im ersten Konzert wird er außer fünf Chopin-Nummern auch Schumann's Phantasiestücke, Op. 12, Nr. 3, 4 und 5, und Waldszenen, Op. 82, C. M. von Weber's Klaviersonate Op. 39 und Rondo Capriccoso, Op. 14, von Mendelssohn-Bartholdi, spielen.

Das Spiering-Quartett eröffnet am nächsten Dienstag Abend in der „University Hall" des Studebaker-Gebäudes die Serie seiner dieswinterlichen Kammermusik-Abende. Das Eröffnungs-Programm umfaßt Beethoven's Streichquartett, Op. 18, Nr. 1, Gesangsnummern der Sopranistin Helene Buckley und das neue Streichquartett von E. Stenhammer, Op. 14, welches hier erstmalig in Amerika zur Aufführung gelangt.

Im großen Theatersaale des Studebaker-Gebäudes wird am Sonntag, den 12. November, das erste einer Serie von Abendkonzerten stattfinden, welche, nach Art der im Metropolitan Opernhaus in New York schon seit Jahren während des Winters an jedem Sonntag stattfindenden, unter Mitwirkung namhafter Solisten und eines tüchtigen Orchesters veranstaltet werden sollen. Die Unternehmerin ist Mrs. Florence Hyde-Jenckes aus New York. Für die orchestralen Nummern des Eröffnungs-Programms ist das hiesige „Philharmonische Orchester," unter Leitung des bewährten Dirigenten Karl Bunge, gewonnen worden. Als mitwirkende Solisten werden die Londoner Altistin Klara Butt, die Sopranistin Frau Dudley Tyng, der deutsche Bassist Hermann Dose und der Cellist Louis Amato, Mitglied des Thomas-Orchesters, angekündigt. Für das auf den 19. November angesetzte Konzert werden Signor Campanari und die Altistin Miß Nellie Sadie Hyde als Solisten angezeigt.

Am Sonntag, den 26. November, wird die Serie dieser Konzerte jedoch eine Unterbrechung erfahren. Der auch in deutschen Sängerkreisen bestens bekannte Männerchor „Amphion Singing Club" tritt nämlich, unter Mitwirkung eines starken, aus Thomas-Musikern zusammengesetzten Orchesters, an jenem Abend im Studebaker-Theater zum ersten Male vor die gesammte Chicagoer Musikwelt und hofft, daß deren Vertreter sich in sehr großer Anzahl einfinden werden. Frau Ida Hemmi, die beliebte deutsche Sopranistin, der vortreffliche Violinist Bruno Kühn und der Bassist Arthur W. Porter stehen mit Soli, der Amphion-Chor mit den Kompositionen für Männerchor „Am Altar der Wahrheit" von Hermann Mohr, Pilgerchor aus „Tannhäuser," „Im Sturm" von Schultz, „Ein Sonntag in den Alpen" von Koschat und anderen ebenso gediegenen Sachen auf dem Programm.

Der Violinvirtuos Jan van Oordt gibt unter Mitwirkung von Allen Spencer, Pianist, Frl. Louise Blisch, Sopranistin, morgen Abend in der Kimball-Halle ein Konzert, für welches ein genußversprechendes Programm vorbereitet worden ist.

Wegen Amtsmißbrauchs.

Countyrichter Carter überwies gestern Thomas Boddy, einen in der Vorstadt Melrose Park wohnhaften Konstabler, der auch ein Bureau im Chamber of Commerce-Gebäude unterhält, auf die Anklage des Amtsmißbrauchs hin unter $1000 Bürgschaft den Großgeschworenen. Der Angeklagte wird beschuldigt, fälschlich vor Gericht angegeben zu haben, daß er am 14. September um 8 Uhr Abends einem gewissen Albert Bryt und seiner Gattin, welche von einem Manne, Namens Kasper Wilt, verklagt worden waren, die von dem Friedensrichter Salisbury ausgestellte Vorladung persönlich zustellte. Das Ehepaar bestritt dies entschieden, und außerdem bekundete John Winters, ein Kostgänger, daß der Konstabler an dem bezeichneten Abend nicht in dem Hause gewesen sei.

Mehr Klagen.

Korporationen, die ihrer gesetzlichen Pflicht nicht nachgekommen sind.

Staatsanwalt Deneen hat gestern gegen weitere 25 Korporationen Strafanträge gestellt, die es versäumt haben, dem Staatssekretär eine eidliche Erklärung darüber zugehen zu lassen, ob sie sich einem Trust angeschlossen haben oder nicht. Die Liste der neuerdings namhaft gemachten säumigen Korporationen, von denen nun Strafgelder im Betrage von je $8,150 verlangt werden, fol[gt] nachstehend:

Cavanaugh & Co., 273 Kinzie Str.; Anglo-American Packing and Provision Co., 60 Board of Trade Bldg.; Art Marble Co., Flournoy und Rockwell Str.; American District Telegraph Co., von Illinois, Washington Str.; Albert Dickenson Co., 16. und Clark Strs; Alaska Co., 78 LaSalle Str.; American Diamond Co., 84 Adams Str.; American Printing Ink Co., 194 Randolph Str.; Anderson Art Co., Madison Str. und Wabash Ave.; American Brake Shoe Co., 84 W. Randolph Str.; American Bronze Foundry Co., 1119 Monadnock Bldg.; Abe Plamondon Mfg. Co., 57 Clinton Str.; Anderson Manufacturing Co., 90 Dearborn Str.; Arnold Bros., inkorporirt, 145 Randolph Str.; A. W. Straub, 30 W. Randolph Str.; Arthur Manufacturing Co., 248 Randolph Str.; Blakesley Expreß and Van Co., 108 S. Western Ave.; Crescent Type Foundry Co., 348 Dearborn Str.; B. F. Chase Sign Co., 128 Fifth Ave.; Chicago Coffin Co., 467 S. Canal Str.; Belding Hall Manufacturing o., 229 Franklin Str.; Butler Street Foundry & Iron Co., 3422 Butler Str.; Brewer & Hoffman Bottling Co., 43 S. Green Str.; Chicago Machinery & Iron Co., 63 W. Van Buren Str.; Chicago Light, Heat & Power Co., 213 State Str.

* Der „Badische Unterstützungsverein der Südseite", der in letzter Zeit stark an Mitgliederzahl zugenommen, hat sein Hauptquartier nach der „Südseite Turnhalle" verlegt.

* Im Harrison Str.-Polizeigericht hatten sich gestern fünfzehn Männer, welche in einer Spielbude an Clark Straße von der Polizei eingesammelt worden waren, wegen „Gämbelns" zu verantworten. Der Richter verschob die Verhandlung des Falles bis zum 11. November.

Zur Blumen-Ausstellung.

Dieselbe wird am Dienstag im Auditorium eröffnet.

Am Dienstag wird im Auditorium die jährliche Blumen-Ausstellung des Chicagoer Gartenbau-Vereins eröffnet. Die Beschickung derselben dürfte heuer sehr reich ausfallen, denn die Zahl der ausgesetzten Preise ist groß, und das für die Ausstellung gewählte Lokal gibt den Blumenzüchtern Gelegenheit, die duftenden Erzeugnisse ihrer Kunst zur besten Geltung zu bringen. Die Veranstalter der Ausstellung haben die Logen des Auditoriums für die Dauer der Ausstellung einigen Frauenvereinen überlassen, welche darin zum Besten von Wohlthätigkeits-Anstalten Verkaufsstände einrichten, bezw. Erfrischungen kredenzen lassen werden.

Dienstag ist Chrysanthemum-Tag auf der Ausstellung, Mittwoch Rosentag, Donnerstag ist für die Nelken reservirt, Freitag für Blumendekorationen aller Art, Samstag für geschnittene Blumen und Setzlinge.

Mit dem Preisrichter-Amt sind die nachgenannten Herren betraut worden: Professor John F. Cowell vom Botanischen Garten in Buffalo; A. Harrington, Betriebsleiter der Kunst-Gärtnerei von H. McK. Twombley in Madison, N. J.; Emil Buettner aus Park Ridge, Mitglied des Chicagoer Gartenbau-Vereins.

Unter falscher Flagge.

Die Polizei der Cottage Grove Ave.-Revierwache fahndet auf einen Gauner, der sich unter dem Vorgeben, ein Angestellter der Telephon-Gesellschaft zu sein, Eingang in die Wohnungen zu verschaffen pflegt und bei dieser Gelegenheit stiehlt, was ihm in die Hände fällt. Gestern kam der Kerl auch in das Haus von Chauncey Keep, No. 2825 Prairie Ave., doch schöpfte man dort Verdacht und fragte telephonisch an, ob der Mann wirklich ein Angestellter der Telephon-Gesellschaft sei. Ehe jedoch der Bescheid zurückkam, daß man es mit einem Gauner zu thun habe, hatte sich dieser schon aus dem Staube gemacht.

* Zur Zahlung von $7200 Patentgebühren an die Firma Hooper & Mason von Kansas City für die Benutzung von Maschinen sind gestern im Bundes-Kreisgericht die Kontraktoren Gahan & Byrne verurtheilt worden.

Deutsch-Amerik. Lehrerbund.

Eine Aufforderung zum Anschluß an denselben.

Von Herrn H. M. Ferren in Allegheny City, Pa., dem Sekretär des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes, geht der Redaktion dieses Blattes, mit der Bitte um Veröffentlichung desselben, der folgende, an Lehrer und Schulfreunden gerichtete Aufruf zu:

Wir laden Sie freundlichst ein, sich dem Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerbund anzuschließen. Die Zwecke unserer Vereinigung sind:

1. Das amerikanische Schulwesen auf jede Weise zu fördern.
2. Die deutsche Sprache und Literatur an den höheren und niederen Schulen Amerikas zu pflegen.
3. Die geistigen sowohl wie die materiellen Interessen unserer gesammten deutschen Lehrerschaft zu vertreten.
4. Tüchtigen Pädagogen einen ihren Verdiensten entsprechenden Wirkungskreis zu eröffnen.
5. Durch Heranbildung überlegener Führer dereinst eine schaffende, zukunftgestaltende Macht zu werden.

Das Bundesorgan wird stets einem vereinten Streben und Wirken das Wort reden, soweit es sich um die Erhaltung der deutschen Sprache handelt. Es wird bemüht sein, die Kenntniß der kulturellen Bedeutung der deutschen Sprache zu vertiefen und eben diesen ihren Kulturwerth zu einem wirklichen Faktor in der Entwicklung des amerikanischen Volkes zu machen. Die Redaktion wird nichts unversucht lassen, um die gesteckten Ziele zu erreichen; sie hofft, die besten Lehrkräfte für ihr Unternehmen zu gewinnen und durch systematische Eintheilung des Materials den mannigfaltigen Anforderungen Genüge zu leisten.

Lehrer und sonstige Freunde der deutschen Sprache, unter letzteren ganz besonders Redakteure und Mitglieder von Schulbehörden, können dem Bunde beitreten und werden hiermit aufgefordert, sich an dessen Versammlungen zu betheiligen. Der 30. Bundestag findet unmittelbar nach Schluß des Schuljahres in Philadelphia statt. Es steht ein vielseitiges Programm in Aussicht, in dem die Sonderinteressen der Lehrer an den Primärschulen, öffentlichen Hochschulen, Vorbereitungsschulen, Colleges und Universitäten gebührend berücksichtigt werden.

Der Sekretär (H. M. Ferren, High School, Allegheny City, Pa.) bittet um die Namen und Adressen Ihnen bekannter Lehrer und sonstiger Personen, die für den Bund zu gewinnen wären.

Eine lange Belagerung.

Schlimmer fast, als das Angeschossenwerden seitens des eifersüchtigen Schneiders Hammond muß dem Kürschner Shayne das Kreuzfeuer von Fragen vorgekommen sein, dem er gestern Nachmittag auf dem Zeugenstand in Richter Hutchinsons Abtheilung des Kriminalgerichts von dem Vertheidiger Scanlan ausgesetzt worden ist. Und Herr Scanlan, der sich stets bemüht zeigt, seine Anwaltsgebühren im Schweiße seines Angesichts redlich zu verdienen, ist noch nicht fertig mit dem bedauernswerthen Pelzhändler. Er wird das Kreuzverhör desselben fortsetzen, in der Hoffnung, denselben doch noch in Widersprüche zu verwickeln, die seinem Klienten nützen und das blutdürstige Vorgehen desselben in den Augen der Geschworenen zu rechtfertigen. Im direkten Verhör durch seinen Anwalt, Herrn Frank Walker, hat Shayne übrigens dem Gerichtshof einen aus dem Hochsommer vorigen Jahres datirten Brief Hammonds vorgelegt, worin dieser erklärt, er bezweifle, daß es ihm gelingen werde, sich mit seiner Frau für die Dauer wieder auszusöhnen und halte es für das Beste, daß sie Beide sich trennten. Daß Shayne diesen Brief aufbewahrt hatte, war dem guten Hammond offenbar gar nicht recht. Er lehnte sich entrüstet in seinen Stuhl zurück und sagte halblaut zu einem neben ihm sitzenden Bekannten von ihm: „Na, da sieht man ja, was für eine Sorte von Freund der Kerl gewesen ist; da hebt er diesen Brief sorgfältig auf, doch offenbar schon damals in der Absicht, ihn gelegentlich gegen mich auszuspielen!"

Neuer Prozeß verlangt.

Der Vertheidiger des Dr. Michael C. Jennings, welcher unlängst der Ermordung des Nähmaschinen-Agenten Thomas Levers schuldig befunden und zu Zuchthausstrafe von 5 Jahren verurtheilt wurde, suchte gestern bei Richter Baker um Bewilligung eines neuen Prozeßverfahrens für seinen Klienten nach. Die Verhandlungen über das Gesuch wurden vom Richter auf den 11. Nov. anberaumt.

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—Heute: Deutsche Vorstellung.
Studebakers'—„Glocken von Corneville."
Grand Opera House.—Mme. Modjeska in abwechselndem Repertoire.
Columbia—„A Runaway Girl".
McVickers.—„The Gree Ruby".
Lyric.—„On the Wabash".
Hopkins.—„Fanchon".
Great Northern.—„A Trip to Chinatown".
Alhambra.—„Devil's Island".
Dearborn.—„Countess Gucki."
Criterion.—„His better Half."
Haymarket.—Vaudeville.
Academy.—Robert Fitzsimmon's Co."
Bijou.—„On the Suwance River".
Schelles Konzerthalle.— Reilhofers Alpenjodler.
„Rienzi"—Konzerte: Sonntag Nachmittag, Mittwoch und Freitag Abend.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Buchstabenräthsel (169).

Von C. L. Scharien, Chicago.

Mit b oft eine harte Nuß,
Knackt freudig mich der Pfiffikus.
Mit m ward ich vor alter Zeit
Von Bruderhand gefällt im Streit.

Räthsel (170).

Eingeschickt von Franz Schmidt, Chic.

Von Zweien, die ihr Herz gereicht
Einer holden süßen Maid,
Wollt' Einer nicht dem Andern weichen —
Wie kann nun jeder sein Ziel erreichen?!
Er, welcher meinen Namen trug,
Empfand die Lage als wahren Fluch.
Ein Zweikampf, sagt er, soll entscheiden,
Wer sie erringe von uns Beiden.
Drum laute die Losung wie mein Nam',
Nachdem ein Kopf zu ihm noch kam.
Doch mußt Du diesen nun so lesen,
Als ob's der Wörter drei gewesen.

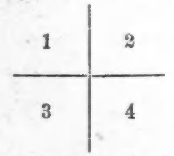
Silbenräthsel (171).

Von Geo. Geerdts, Maywood, Ill.

Als Deines Hauses schönste Zier
Zu lesen sei an Deiner Thür:
„Fern bleibe keins,
„Kommt all' herbei!
„Wer 2, 3, 1,
„Ist 1, 2, 3!"

Kreuz-Charade (172).

Eingeschickt von N. St.



Im 1—2 saß die schöne 1—4,
Sah auf die Straße hinunter.
Ein paar 2—3, die zogen durch's Feld
Und johlten frech und munter.
Dort, wo die 1—3 steht am Weg,
Da haben sie Halt gemacht.
Da kam der Flurschütz und hat sie gleich
In den 2—2 gebracht.
Warum: Der Eine hat in 3—1
Den Hafenmeister bestohlen;
Der Andre wird schon längst verfolgt,
Den will man nach Rußland holen.
Im fernen Osten, wo die 3—4
Hinwälzt die mächtige Fluth,
Da hat er verübt eine blutige That
Im frevlen Uebermuth.

Kreuzräthsel (173).

Von J. G. Romero, Chicago.

			A	A	A			
			A	A	A			
			C	C	C			
C	C	C	E	E	E	E	H	H
H	H	H	H	H	I	I	K	K
L	L	L	L	M	M	R	S	S
			S	S	S			
			S	U	U			
			U	U	W			

Obige Buchstaben müssen so verstellt werden, daß die Reihen von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, folgendes ergeben:

1. Eine feuchte Stadt, die Mancher von uns besucht hat.
2. Eine Krankheit, die Viele von uns gehabt haben.
3. Ein Gebäude, in dem wir Alle gewesen sind.

Bilderräthsel (174).

Von Geo. Rüdiger, 71 Ost Van Buren Str., Chicago.



Neben-Räthsel.

Kapselräthsel.

Von Frau Bertha Riemann, Chicago.

Gibst einem Körpertheile Du ein Zeichen,
So wird das neue Wort das Meer erreichen.

Viersilbige Charade.

Eingesch. von Frau E. Bonanomi, Chic.

1) Freiherrn die beiden Ersten sind,
Und unbegrenzt ihr Land;
Bald da, bald dort, schnell wie der Wind
Verändern sie den Stand.

2) Die beiden Letzten hängen sehr
Am väterlichen Herd,
Und ist auch eng und klein das Nest,
Ist es doch Goldeswerth.

3) Doch wo zum ersten Paare sich
Das zweite Paar gesellt,
Ist's mit der Freiheit sicherlich
Der Freiherrn schlecht bestellt.

Silbenräthsel.

Von Erna Schaefer.

Jetzt sieben Silben sollst Du finden
Und klug zum Ganzen sie verbinden.
Die Ein's ist Dir als Fluß bekannt,
Doch nenne ich Dir nicht das Land, —
Die 1—2 beugte kein Tyrann,
Der Dichter preist ihn als den Mann
Von freiem Wort und edlen Thaten.
2—3 umschließt die künft'ge Welt,
Und Segen bringt sie Deinem Feld.
2, 5 führt Dich in ferne Zeit,
Trägt ein phantastisch Märchenkleid.
3, 5 ist viel, drum hat's oft Macht,
Wer darauf baut ist unbedacht.
Die 4 ist, recht bedenk' es Dir,
Nichts mehr, nichts wen'ger als ein Thier.
5, 6, 7 machen gern vom Handelsstand die klugen Herrn.
6, 7 trägt man, und wohl gar
Trägst Du davon ein stattlich Paar.
Im Ganzen kann man vieles schauen;
Besonders kaufen dort die Frauen.

Zusammensetz-Räthsel.

Von W. Weiß, Chicago.

Aus nachfolgenden Silben und Buchstaben: a. ald, big. brl, chel, chen, eben, ect, ei, el, el, erl, aur, gam, gen, ib, ie, in, ka, lae, laub, neb, nus, og, ol, op, ow, ra, ra, ras, risch, th, the, ueb, vail, wil, sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Königreiches ergeben, während die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den dichterischen Namen dieses Reiches bezeichnen. Die einzelnen Wörter nennen:

1. Einen männlichen Vornamen.
2. Eine deutsche Stadt.
3. Einen Erdtheil.
4. Einen biblischen weiblichen Namen.
5. Eine egyptische Stadt.
6. Eine Wissenschaft.
7. Einen Schmuck des Siegers.
8. Einen Bundesstaat.
9. Einen vielgenannten Amerikaner.
10. Ein Eigenschaftswort.
11. Einen berüchtigten Franzosen.
12. Eine deutsche „Gottheit".

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (163).
Todtengräber.
Richtig gelöst von 55 Einsendern.

Logogriph (164).
Halle, Helle, Holle.
Richtig gelöst von 81 Einsendern.

Dreisilbig (165).
Fingerhut.
Richtig gelöst von 88 Einsendern.

Verwandlungsräthsel (166).
Daniel, Enkel, Rhone, Theodor, Arolsen, Unart, Chinese, Horden, Erich, Rangun. — „Der Taucher."
Richtig gelöst von 65 Einsendern.

Magisches Quadrat (167).
Homer, Oculi, Mumie, Elias, Riesa.
Richtig gelöst von 65 Einsendern.

Rösselsprung (168).
Holder Friede, sei du König auf dem ganzen Erdenrunde!
Binde die getrennten Stämme sanft und fest zum Bruderbunde!
Laß' sie ihrer Arbeit Früchte liebend nehmen, liebend geben,
Laß' sie tauschen und befruchten ihres Geistes edles Streben!
Richtig gelöst von 15 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

K. Klaiber (5); Marie Streuber (6); A. F. Marx (4); Frau R. Stuke (5); Sophie Schaefer (1); Wm. A. Liebl (1); Marie Mühl (5); Frau A. Voelcker (1); Georg Jacob Dienstdorf (5); Chris. Sulzberger (1); Frau P. Rieser (3); Ernestine Schaefer (3); Frl. H. Schneck (3); Sigmund Freund (1); L. Kyas (5); Frl. Emilie Roller (3); John C. Weigand (5); Henry Biel (3); Frau A. Milling (5); Frau Laura Meier (5); H. Stuehler (4); Ed. Dreyer (4); Hugo Petersen und Frau (5); Frau Jennie Schiesinger (1); Frau Marie Hoyng (5).

Frau Marie Weidner (5); A. F. Hintze (5); K. Mueller (2); Minnchen S. (5); J. J. Hennecke (4); Otto Hiob (6); Franziska Eikenkoeter (5); Ernestine Schaefer (5); Frau E. C. Johnson, Jefferson Park (2); Geo. H. Erbach (2); S. Kitzler (2); Chas. Roux (6); Frau F. Moerl Roseland, Ill. (5); Frl. Rosa Werner (6); M. Krause (3); Margaretha Fremd (5); Theo. C. Goebel (5); Ernest Klann (4); Hugo Illing (5); Frau Bertha Riemann (6); Frau H. Weltmann (5); Frl. Julie Schoen (2); F. Broenimann (6); J. G. Romero (3); S. Guggenheim (5).

C. W. Schwarz (5); G. Michael, Hammond, Ind. (4); Frl. Selma Loewenthal (2); Anna T. (1); Andreas Heimburger (4); W. Deubel (5); G. Bielesk (2); Lieschen (4); Alwina Weyer (1); Anton Bialk (3); Frau E. Bonanomi (5); Luise Schwan (5); Frau M. Wiese (3); M. A. M. S. (5); Sophie Schaefer (4); Frau L. Büttner (4); Frau Rasch (3); Mike Roeschlein (3); Chas. Baumann (2); George Rüdiger (6); Frau Anna Wiese (4); Frl. Emma Schiffer (4); L. C. Schwarz (6); W. Schaper, Hammond, Ind. (4); Frau H. Lorenz (3).

Frau Ida Makowsky (5); Frau Bertha Gleinich (5); Frau C. Jonas (2); Charlotte Drühl (3); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (6); H. Meyer (5); Frau Th. Starke (3); Frau Magdal. Helbich (3); C. L. Scharien (5); Frau Max Eggers (6); Rudolf Schweitzer (5); A. Rauschenfels (3); Frau Augusta Wuest (2); Frank X. Reim (3); F. Schenck (5); Alma Boehme (4); F. L. Graf (4); Andy Seifert, South Bend, Ind. (1); Karoline Schmidhofer (4); Frl. Selma Loewenthal (1); Bernhard und Adolf Berhold, Oak Park (5); Karl Peter Jensen (5); Frau Neu, Whiting, Ind. (5); Henry Langfeldt (4).

Prämien gewannen:

Räthsel (163). — Loose No. 1—55; H. Meyer, 444 Larrabee Str., Chicago. Loos No. 44.

Logogriph (164). — Loose No. 1—81; Frau E. C. Johnson, Jefferson Park, Ill. Loos No. 27.

Dreisilbig (165). — Loose No. 1—88; G. Bielesk, 112 Locust Str., Chicago; Loos No. 55.

Verwandlungsräthsel (166).— Loose 1—65; Frau F. Moerl, 2624 110. Place, Roseland, Ill.; Loos No. 23.

Magisches Quadrat (167). — Loose 1—65; W. Deubel, 5024 Justine Str., Chicago; Loos No. 38.

Rösselsprung (168). — Loose 1—15; Frau Marie Streuber, 1219 Armitage Ave., Chicago; Loos No. 1.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Homonym. — oder — Oder.
Buchstabenräthsel. — Brüssel — Rüssel.
Scherzfrage. — Der Straßenbahn-Kondukteur.
Diamanträthsel. —

Q
RUM
RHEIN
DRACHME
QUACKELEI
QUECKSILBER
BALTIMORE
ADELINA
BEBEL
SEE
R

Quecksilber.

Die Nebenräthsel in voriger Nummer wurden sämmtlich oder zum Theil richtig gelöst von:

Frau Marie Streuber; A. F. Marx; Gertrud Fuchs; Wm. A. Liebl; Frau Marie Muehl; Frau A. Voelcker; Georg Jacob Dienstdorf; Chris. Sulzberger; Frau P. Rieser; Ernestine Schaefer; Sigmund Freund; L. Kyas; Henry Biel; Frau A. Milling; Max Wagner; Frau Laura Meier; Ed. Dreyer; Frau Jennie Schlessinger; Frau Marie Hoyng; Frau Marie Weidner; K. Mueller; Minchen S.; Otto Hiob; Franziska Eikenkoeter; Frau E. C. Johnson, Jefferson Park; Geo. H. Erbach; S. Kitzler; M. Krause; Margaretha Freund; Hugo Illing; Frau Bertha Riemann; Frau H. Weltmann; S. Guggenheim; C. W. Schwarz; G. Michael, Hammond, Ind.; Frl. Selma Loewenthal; Andreas Heimburger; G. Bielesk; Kate Andresen; Alwina Weyer; Anton Bialk; Frau E. Bonanomi; M. A. M. S.; Sophie Schaefer; Frau Anna Wiese; Frau H. Lorenz; Frau C. Jonas; Charlotte Drühl; H. Meyer; Frau Th. Starke; Frau Magdal. Helbich; C. L. Scharien; A. Rauschenfels; Frau Augusta Wuest; Frank X. Reim; F. L. Graf; Andy Seifert, South Bend., Ind.; Karoline Schmidhoefer; Bernhard und Adolf Berhold; Frau Neu, Whiting, Ind.; Henry Langfeldt.



Der Räthselonkel.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, den 1. November 1899.
Lieber Onkel!

Sie wundern sich, daß ich so wenig von mir hören lasse, und klagen über die Schweigsamkeit meiner Feder. Ich möchte diese vor Erstaunen über meinem Kopfe zusammenschlagen; denn mir däuchte, Sie sollten froh sein, von mir angeschwiegen zu werden. Kriege ich Sie zwischen meine Leier, so schreien Sie, als wenn ich Ihnen mit meinen Versfüßen auf die Hühneraugen getreten hätte und „tädele" ich Sie in Prosa, so verpapierkorben Sie mich. Also wozu mich quälen? Ja, wenn man mir, wie Ihnen, den Tribut einer pflichtschuldigsten Hochachtung in Gestalt von vertrockneten Kornblumen und Farnkräutern um die heiße Dichterstirn winden würde, dann würde ich mit dem gesättigten Raubthier im Arm das Jahrhundert in die Schranken fordern und Ihnen Alles mittheilen, was meine hehre Mannesbrust bewegt. Ihre verblümten Anspielungen von wegen so ein Bischen nach dem Kapland reisen, hätte ich beinahe mit gewohnter Pflichttreue zu ignoriren mir erlaubt; denn das gebrannte Feuer scheut das Kind. Noch sind die Wunden nicht geheilt, die jene sumpfgeborenen Moskitos mir geschlagen, noch wühlen in meinen Eingeweiden die Manilen - Bazillen, noch stolzirt der Hobo ungestraft mit meinen Kartoffelmessern und Wetzsteinen in den Straßen unserer Stadt umher und noch trauere ich um den Verlust meiner geliebten Gattin. Alles dies sind Folgen der Manila-Reise.

Wippchen, der sich zwecks Beobachtung des voraussichtlich am 11. Nov. stattfindenden Weltuntergangs vom Mars aus, zur Zeit in Chicago befindet, machte ich Mittheilungen von Ihren suggestiven Insinuationen. Mir um den Hals fallend, schluchzte er. „Albert. Stecken Sie das Kapland und das Transvaal nicht in Ihre Nase. — Wenn Sie aber von einer unbarmherzigen „Destiny" ohn' Erbarmen zum Kriegs-Korrespondenten abgestempelt sind, so erfüllen Sie Ihre Pflicht, ohne den Schweif in die Ferne zu tragen. — Wozu wollen Sie die Kaffern in Afrika aufsuchen, wenn diese Ihnen sozusagen hier unentgeltlich in den Hals fliegen? Je weniger überhaupt ein Berichterstatter aus anschaulicher Persönlichkeit*) weiß, desto unparteiischer wird er urtheilen. —Vollkommenheit wird aber nur dann erreicht, wenn er überhaupt absolut Nichts weiß, aber Alles seinen Lesern so klar, wie Kloßbrühe machen kann." — So sprach Wippchen.

Ich aber dachte der Zeiten, da ich noch kein berühmter Mann war; wie ich vor dem Urtheile Derjenigen, dich mich lasen und noch bedeutend mehr Derjenigen, die mich verlegten, zitterte, wie ich mich an dem nackten Weibe, der Wahrheit, hielt und ich schämte mich.... „A propos", grüßen Sie Herrn Siegm. Freund — und theilen Sie mir mit, ob Sie nach dem Wippchen - Rezepte angefertigte Berichterstattungen von dem Kriegsschauplatze wünschen. Wippchen will mich verführen, Sie um Vorschuß anzugehen — das sind die einzigen Schüsse, die er als siebenunddreißigjähriger Kriegskorrespondent kennt — au — selbst ein Mann von meinen Talenten sinkt bisweilen zum Kalauer herab —aber ich möchte lieber all' das schöne Geld auf einem großen Haufen beisammen haben, darin wühlen mit dem Heißhunger des Geizhalses, — dann aber hingehen und mir Kartoffelmesser und Wetzsteine kaufen, um den Hobo aus dem Felde zu schlagen. — Geniren Sie sich garnicht und sagen Sie mir einfach, wie ich die Berichte schreiben — namentlich, wer der gewinnende Theil sein soll — auch die Anzahl, die Sie auf beiden Seiten getödtet haben wollen. — Noch eins! Wäre es nicht eine gute Idee, wenn wir den Cecil Rhodes gefangen nehmen lassen? In der Gefangenschaft nimmt er dann beim Skatspielen seinen Gefängnißwärtern regelmäßig die Löhnung ab, weil er stets mit 2 Bauern spielt. — Pardon, Herr Carl Leder, ich will nicht vorgreifen, wie Paula Erbswurst sagt, sondern zeichne mich Ihr ergebenster

Albert Weiße.

Chicago, 1. Nov. '99.
Lieber Onkel!

Für diesmal sende ich nur 5 Auflösungen der Räthsel aus Ihrer, bez. unserer Sonntagpost; das mit dem Rösselsprung ging mir denn doch über den Horizont. Haben Sie noch mehr davon auf Lager? Ich habe alle Abende darüber gebückt gesessen und bin auf dem Papier von einer Ecke bis zur Anderen gesprungen, aber nicht zum Lösungsresultat gelangt. Bis zum „Holder Friede" ging es ja, aber dann war es alle; ich hatte sogar des Nachts davon geträumt, bis mein Mann sagte: Hols der Teufel, aber das letzte Wort war nicht dazwischen. Nun habe ich das Ganze müssen liegen lassen. Ich glaube, es wird noch mehr von meinen Basen und Vettern so gegangen sein. Wenn erst die unfreundlichen Tage kommen, daß man keine Lust hat, aus der Thüre zu gehen, dann wird es vielleicht gehen. Und noch eins: Nachträglich muß auch ich meinen Dank sagen für Ihr liebes Bild, und kann nur bekennen, daß die Gutmüthigkeit aus jedem Zuge zu lesen ist. Und offen gesagt, eine ganz gehörige Portion davon müssen Sie, lieber Onkel, auch besitzen, um allen Ihren Nichten und Neffen ein wahrer Onkel zu sein.

N. B. Lieber Onkel, ich sende auch hiermit ein Räthsel, ich habe dasselbe Strahlen-Räthsel getauft und unserem guten Onkel gewidmet. Mit Gruß Frau Ida M.

Chicago, Nov. 1. '99.
Bester Onkel!

Also wirklich einen Preis gewonnen. Da habe ich dann auch sofort auf Ihre und des Waisenknaben Gesundheit getrunken, und zwar in selbstgemachtem Wein. Ich wünschte, Sie wären Beide dabei gewesen, denn er schmeckte, trotz seiner Jugend, wirklich gut. Ist es wahr, Onkel, daß eine Nichte sich entschuldigt hat, weil sie plattdeutsch ist? Das geht doch über die Puppen! Warum entschuldigt sie sich nicht auch, daß sie überhaupt geboren ist? Da müßten sich der alte Bismarck, Fritz Reuter, Claus Groth u. s. w. im Grabe umdrehen, ob solcher Unvernunft. Ich bin stolz auf meine Abstammung, komme aus Oldenburg, wo bekanntlich die schönen Pferde, welche in der Weltausstellung so viel bewundert wurden und das große Rindvieh — gezogen werden. Wäre ich selbst in Hinter - hinter - hinter - Pommern zu Hause, es wäre mir lieb und werth, und ich sehe nicht ein, was da zu entschuldigen sein sollte. Denn:

Bescheidenheit is eene Zier,
Doch wieder kummt man ohne ehr.

Un de sick förn Pankoken utgifft, ward dafür upeten.

Hurrah för alle plattdütschen Engels un Bengels! Frau M. H.

Chicago, 2. Nov. 1899.
Werther Herr Onkel!

Spät komme ich, aber ich komme doch, aber wie komme ich? Lahm und hinkend wie ein begossener Pudel, — hereingefallen, und zwar ganz gehörig. Ich habe nämlich aus der letzten Nummer Ihres geschätzten Sonntagsblattes zweierlei gelernt. Erstens: Daß sich die Dame Fortuna nicht lange an den Wimpern klimpern läßt, und zweitens: daß mir der Götterbote der Frau Fortuna, der kleine Hermes, der aller Nichten und Neffen Schicksale in des lieben Onkels allmächtiger Angströhre hält, meinen Irrthum noch schlagender bewiesen hat, als unser gütiger Onkel selbst. Uebrigens war mein Briefchen, das bekannte Konfuzius'sche Sprichwort**) erwähnend, gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt, denn ich möchte um Alles in der Welt die liebe Sonntagpost-Familie nicht um ein zweites „Enfant Terrible" bereichern. Auch war das Sprichwort schon lange aus meinem Gedächtnißschränkchen entflohen, und die ganze Geschichte hat mit seinem Schreiben niemand Anderes verschuldet, als der in diesen Spalten gar wohl bekannte famose Odysseus des zwanzigsten Jahrhunderts, der in Wetzsteinen und Kartoffelmessern macht. Hätte ich den Vergleich „der Muse" und jener „melkenden Kuh" nie gelesen, wäre mir auch das andere Viehzeug nicht mehr eingefallen. Da dies aber nun geschehen ist, so bleibt mir natürlich nichts Anderes übrig, als mir von den lieben Nichten u. s. w. verschuldeterweise den Pelz waschen zu lassen und wer weiß, für was es gut sein möchte? — Sie aber, lieber Onkel, mögen versichert sein, daß ich von nun an grundsätzlich an kein Sprichwort mehr glaube, sei es von Konfuzius „or anybody else".

Indem ich Ihrem berühmten Waisenknaben für sein letzte Woche gemachtes „Mistake" (indem er, anstatt eine andere Nummer zu ziehen, gerade die meinige beim Fell nahm), besten Dank sage, verbleibe ich mit freundl. Gruß Ihr angebrannter Neffe.

A. B....t.

1. November 1899.
Lieber Onkel!

Ich bin weder Sattler noch Kavallerist, sondern nur simpler Sandhase gewesen und trotzdem wage ich es, heute den „Pegasus" zu satteln und zu besteigen. — Sollte ich in Gefahr kommen, abgeworfen zu werden — Denn rufe ich Dich an in der Noth, so wirst Du mich erretten und ich werde Dich preisen! — oder:

„Onkel, ich rufe Dich brüllend" u.s.w.

Also los:

„Die Sonne sandte ihre Strahlenspitzen
„Hinab zum tiefsten Meeresgrund —
„Die Fische fingen an, zu schwitzen,
„O, Sonne mach' es nicht zu bunt!"

Ferner:

Ein Räthselonkel möcht' ich sein,
Zu prüfen Räthsel groß und klein,
Von Neffen und von Nichten. —
Doch würd' als Räthselonkel ich
Auf „Rendez-vous", ganz sicherlich,
Mit Nichten, nie verzichten! —

Doch würd' ich manchmal angehaucht,
Daß Dies und Jenes ich nicht braucht'
Zu äußern über Neffen —
So nähm' ich meine „Feder" her
Und kritisirte sie noch mehr;
Die bösen Neffen, ich würd' sie treffen.

Und zwar deshalb würde ich sie treffen, weil sie noch keine Ahnen aufzuweisen haben. Anders steht es mit den lieben Nichten; diese werden schon im alten Testament von Zacharias erwähnt, bei der Taufe seines Sohnes, indem er sagte: Mit „Nichten!" er heißt Johannes!

Ganz so alt, wie der „Dichter Nebel" sind unsere Nichten doch nicht, da derselbe schon bei Schöpfung der Welt existirte — wohingegen die Neffen, sowie auch die — Räthselonkel der Neuzeit angehören.

So! jetzt herunter vom Pegasus, absatteln und zur Krippe führen, sonst könnte er mich noch in den großen, allmächtigen Papierkorb werfen. —

Nun „Good-bye", liebe Onkel und befolge meinen Rath (von wegen der „Rendezvous"). Gruß. Wm. Sch....

Soeben lese ich den vergessenen Brief; darum rufe ich Ihnen zu: Lieber Onkel! „Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!" Gruß. Frau Sch.

An den Herrn Redakteur, genannt Onkel!

Wenn mal ein wenig Raum mag bleiben,
Möcht' ich ein klein' Rezept verschreiben
Den Nichten allen und den Neffen,
Damit sie stets das Rechte treffen,
Um immer wohlgemuth und heiter
Zu wandern ihre Bahn hier weiter,
Bis einst erschallt der letzte Ruf
Für Alle, die der Herrgott schuf.

Rezept:

So höre denn und gib wohl Acht,
Wie man die Heiterkeit braut und macht;
Denn nicht 'ne jede ist echt und rein,
Doch diese hilft gegen jede Pein:
Zuerst blick' ins Herz und wasch' es recht aus
Und wasch' alle Selbstsucht tüchtig heraus;
Nimm Geduld und Nachsicht zur Hand,
Schüttle es um mit etwas Verstand,
Ein Tröpfchen Lethe thu' auch dabei,
Es macht von vergang'nem Weh Dich frei.
Nicht Leichtsinn, doch leichten Sinn rühre drein,
Ein Körnchen Witz, doch gerieben ganz fein,
Viel guten Willen und feste Kraft
Und Menschenliebe, die wirkt und schafft:
Auch etwas Selbstvertrau'n und Muth,
Bescheidenes Hoffen und ruhiges Blut:
Dies Alles rühre zusammen recht fein
Und nimm es mit reinem Herzen ein.
Und klopft es dennoch und will nicht zur Ruh',
Da blicke bittend nach oben dazu;
Du wirst es sehen, dann kommt Dir Muth,
Und alles And're ist wieder gut.
Die Thräne fie trocnet und das Auge lacht,
Und doch weiß Keiner, wie Du es gemacht.

Frau Charl. Drühl.

Geehrter Räthselonkel!

Mit Empörung habe ich wahrgenommen, wie Ihre Nichten und Neffen immer an Ihrem Bilde etwas auszusetzen haben, doch keiner von denselben geht mit der Farbe heraus, wie er Sie sich eigentlich vorgestellt hat und wie weit er enttäuscht ist. Onkelchen! Ich bin immer schrecklich aufrichtig, und deswegen sage ich Ihnen frei heraus, wie ich mir Sie in meiner Phantasie vorgestellt habe, selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen ausgelacht zu werden.

Also: Mittelalter, mittelgroß, dunkles Haar und dunkle Augen, dunkler Bart, geschnitten „a la Boulanger", Ohren und Nase wie alle gewöhnlichen Menschen. — Als ich Ihr Bild zum erstenmal erblickte, da war ich natürlich verdutzt, aber nach und nach habe ich mich an dasselbe schon so weit gewöhnt, daß ich es jetzt betrachten kann, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken.

Es freut mich, daß Ihre verloren geglaubten Nichten wieder zum Vorschein kriechen wie — die Regenwürmer nach dem Regen. Aber wo in aller Erdenwelt steckt das „tolle Märchen"? Man sieht, noch hört etwas von ihr. Onkelchen, Sie werden denken, daß ich ein kleiner „Rubberneck" bin, und werden meine Frage ignoriren wollen, aber — das dürfen Sie nicht. Wenn sich ein Neffe von Ihnen nach dem Herrn Weiße erkundigen kann, warum könnte ich dasselbe nach einer Nichte nicht thun? Zum Schluß noch eine Frage. Als Sie schrieben, ich sei eine Gedankenleserin, wollten Sie nicht eine „Hexe" sagen? Mit Gruß Ihre treue Nichte

Julie S.

Chicago, 31. Okt. '99.
Lieber Onkel!

So gut, wie Du bist, war keiner meiner echten Onkel. Auf keines meiner besten Schulzeugnisse hin bekam ich etwas geschenkt, sondern wurde nur mit einem recht billigen Ausspruch belobt: „Recht brav" u. s. w. Nie ließ ich mir träumen, daß ich je für die Auflösung eines Räthsels ein so schönes Buch bekommen würde. Die Aufgaben meines Lebens waren immer so schwer, daß ich für Räthsel keine Zeit übrig hatte. Da fing ich zuerst bei den Bilderräthseln an und nach und nach wurde mir klar, wie mein deutscher Sprachschatz durch die Auflösung der Räthsel gefördert wurde. Wie reich und schön bist du doch, du deutsche Sprache! Jetzt kann ich schon die Sonntagpost kaum erwarten, nicht des Preises wegen, sondern wegen meiner Sehnsucht, irgend welche Wortverbindungen zu finden, die mir früher nicht in den Sinn gekommen waren. Wie fühle ich mich jetzt heimisch im fremden Lande, wenn ich bedenke, wie viele Menschen sich in meiner theuren Muttersprache so geistreich ausdrücken können! Also vielen Dank für das schöne Buch und die noch schöneren Räthsel! Deine dankbare Nichte

Luise Sch...

Lieber Onkel!

Ob wohl das naßkalte Wetter daran schuld ist, daß ich heute nur mit großer Anstrengung im Stande bin, einige von den Preis- und Nebenräthseln zu lösen, oder ob Ihre Vorwürfe ob meiner Unverbesserlichkeit in Bezug der Seitensprünge auf dem Pfade der peinlichen Wohlanständigkeit so sehr zu meinem Herzen gedrungen, so daß ich ganz verschnupft dastehe, sind Fragen, die ich, so sehr ich auch mein armes — ich bitte, „armes" nicht mit gesperrten Buchstaben zu drucken, da man es sonst leicht als einen großen Mangel an Ueberfluß auslegen könnte — Gehirn abmartere, nicht beantworten kann. Außerdem drängt sich mir noch der beschämende Gedanke auf, womit ich mir den Namen eines „Enfant Terrible" der Räthselecke verdient habe. Vielleicht nur, weil ich die Kourage besessen, einer Ihrer neugebackenen Nichten — unter gewissem Vorbehalte — ein Liebeszeichen anzubieten? Gibt Ihnen das nicht den besten Beweis von der großen Güte meines weiten Herzens? Zu was sind denn eigentlich Nichten und Kousinen auf der Welt, wenn sie nicht einmal des Küssens werth sind?

O, warum erschuf der liebe Herrgott in mir nicht einen jener Hosenträger, die sich gleich nach der Hochzeit gegen ein Paar Pantoffeln umtauschen lassen?

Warum schwindet später oft der Zauber,
Der um Alles einst uns Freuden wand?
Eig'ne Thorheit hat uns ihn entrissen,
Und der kalte, klügelnde Verstand!
Statt die kleinen Pfade still zu wandeln,
Die sich zwischen Wiesen freundlich zieh'n,
Drängen wir uns auf der großen Straße,
Und die freundlichen Begleiter flieh'n.
Einfalt, Kindlichkeit, ihr Friedensengel,
Die uns Gott zu unsrem Glücke gab,
O, daß wir euch niemals selbst verscheuchten,
Daß ihr mit uns wallet bis zum Grab.—

Lieber Onkel! Nochmals gelobe ich Ihnen meine Besserung, nur müssen Sie ein wenig Geduld haben, denn

Taumelnd werden wir im Kreis von Jahren
Kind und Jüngling, Mann und wieder Kind:
Forschen, was wir werden, was wir waren,
Und vergessen immer — was wir sind.

Sigm. Fr.

Chicago, 30. Okt. 1899.
Sehr geehrter Herr Räthselonkel!

Entschuldigen, wenn ich meinem Herzensdrange nicht länger Widerstand leisten kann! Wenn Sie keine Genugthuung fordern von Ihren lieben Nichten und Neffen, so zwingt mich mein Gefühl, mich Ihrer anzunehmen. Ich an Ihrer Stelle würde für jede Kränkung als Strafe von den Nichten einen Kuß fordern, und Ihren Neffen würde ich zu demselben Zwecke gratis meine Großmutter zur Verfügung stellen, dann würden die Neckereien wohl ein Ende nehmen. Ist das nicht zu schändlich — so eine schöne Denkerstirne zu bekritteln — oder an diesem schmachtenden Blick herumzunörgeln?! Ehret die Weisheit dieses Hauptes und flechtet einen Lorbeerkranz für euren liebenswürdigen Onkel, denn er bereitet Euch so manche vergnügten Stunden. Hoch lebe er, dreimal hoch und unzählige Jahre, dafür bürgt uns auch, Gott sei es gedankt, seine Nase. — —

Achtungsvoll J. Schl.

Chicago, 31. Okt. '99.
Lieber Räthselonkel!

Werthes Herrchen! Ich binse nu ach gerade Gehner von die Allerbesten, aber Weeskneebbchen der da, von verwägen der Gaffeganne, Onkel, das geht über die Hutschnure, muß das aber ooch än Mahler sein, der se da eene Gaffeganne vor eene Nase mohlen duht. Ich gloobe, der gömmt von Berne, den sein Radgbirngesichte mögt'ch emol sehn. Bei uns wird se nämlich ooch viel Gaffee getrunken, aber Onkel, Gaffeenasen gibts nich, aber Schnuppnasen um so mehr.

Nee, Onkel, nu schreibt das Bomfidibum ooch noch, er muß Nase drunter schreiben! Nee, das geht über Majestätsbeleidigung. Nu is er och noch im Stande, un erwähnt se ooch noch die drei Haare uff der hohn Stirne, nee Onkel, die hätt'ch gar nich bemerkt, hat der Sapperlot aber scharfe Ogen. Nu will er Sie ach noch zum Schmaus einladen: ob er da wohl Karpen aus Blue Island hat? Die schmecken Se nämlich recht schlammig un weeg; Onkel, da verdarb Se sich blos den Magen. Da möcht'ch doch lieber, Se käm bei uns, mir ham Se nämlich Schweinsknöcheln mit Glöße un en guten Tropp'n, da lacht Se das Herze, das weeß'ch schon im Voraus. Un än Eschkat duhn mer ooch immer hernach dreschen, der is Se och nich von Pappe.

Heffentlich wärn mer uns einmal zusamm treffen, dann Onkel heeßt's, immer noch vorn Thaler, meine Frau is ein Mogler.

Mit Gruß. Hugo Illing.

Chicago, 31. Okt. '99.
Lieber Onkel!

Wo sind nur alle neuen Familienglieder vom vorigen Sonntag schon wieder geblieben? Es scheint, alle die neuen Vettern und Kousinen haben uns nur einen vorübergehenden Besuch abgestattet. Warum läßt nur der tolle Max nichts mehr von sich hören? Ist sie dem guten Onkel untreu geworden, oder wird die Korrespondenz im Geheimen fortgesetzt? Dem Waisenknaben sage ich hiermit meinen besten Dank. Er muß seine Angströhre schon tüchtig geschüttelt haben, daß meine Nummer zum Vorschein kam.

Frau H. L....z.

Chicago, 30. Okt. '99.
Lieber Onkel!

Nachdem ich dem Neffen A. B....t, ich setze voraus, daß es ein Neffe ist, seine artige Zuschrift gelesen, habe ich den Wunsch, daß, im Falle Lösungen von ihm eingeschickt werden, er sämmtliche Preise davontragen möge. Mit freundl. Gruß

Minnchen S.

Chicago, 31. Okt.
Lieber Onkel!

Louis L—z muß aber nicht oft mit der Street-Car fahren, sonst müßte er wissen, daß er sie weit öfters stehen als sitzen läßt.

Ergebenst F. X. R.

(Räthsel-Briefkasten auf der 7. Seite.)

*) Anmerkung des Setzers: Soll wohl „persönlicher Anschauung" heißen.

**) Das Glück ist ein Rindvieh und sucht seines Gleichen.

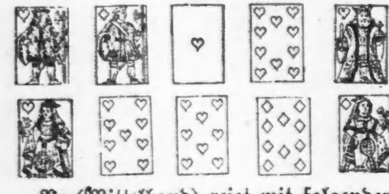
Vom Skat

redigirt von

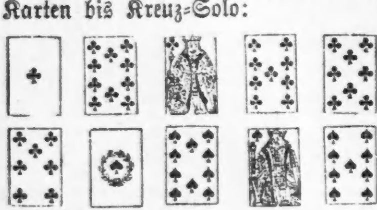
Carl Leder, 845 N. Clark Str.

Aufgabe Nr. 34.

A. (Vorhand) hat die folgenden Karten:



B. (Mittelhand) reizt mit folgenden Karten bis Kreuz-Solo:

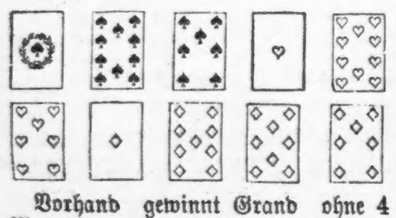


A. behält das Spiel. B. und C. passen. A. erklärt Grand, im Skat liegen: Herz 7, Eckstein-Aß.

A. spielt zuerst Herz-Zehn. B. wimmelt Kreuz-Aß. C. sticht mit dem Schüppen-Buben und bringt dann Kreuz-Dame. Wie muß A. spielen, um trotz der ungünstigen Vertheilung der Karten das Spiel zu gewinnen.

Auflösung der Aufgabe No. 33.

Vorhand hat:



Vorhand gewinnt Grand ohne 4 Matadoren, Kreuz-Solo ohne 11 Matadoren und Null-Ouvert.

Richtige Lösung der Aufgabe No. 33 sandte ein: W. Meyer, Elburn, Jll.

Räthsel-Briefkasten.

C. L. Sch. — Leisten- und Füllräthsel erhalten; beide gut. Dank für die Mühe.

Geo. R. — Ihre sehr schön ausgeführten Zeichnungen kamen sehr willkommen. Besten Dank.

F. Br. — Ja, Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun — sagt auch der Räthselonkel. — Selbstverständlich — ohne Murren!

Bernhard und Adolf. — Ihr könnt Euch darauf verlassen: Das Wort ist immer wahr. Wie man den Menschen entgegenkommt, so sind sie — wie man in den Wald schreit, so hallt es heraus. Ausnahmen gibt's, aber die bestätigen nur die Regel.

K. P. J. — Eine klare, kräftige Hand, die auf einen starken, reifen Geist schließen läßt. Und dabei einsam? — Sie finden in der Räthselecke Gesellschaft genug, und — was das Beste ist — muntere Gesellschaft, gute Gesellschaft. Das mag anmaßend klingen, wenn das der Onkel sagt, aber er kennt seine Familie und für sie sagt er es ja nur. Gruß!

Andy S. — Beide richtig — wird sich schon noch besser machen. Schicken Sie nur ein, was Sie haben, wenn etwas davon zu gebrauchen ist, soll's den Onkel freuen.

Emil Sch. — Warum gleich so empfindlich?! — Wie Sie sehen, hat Albert Weiße sich wieder eingestellt, aber, seinen Stammtisch in die Räthselecke zu stellen, das geht nicht gut an, die ist ja so wie so schon fast zu klein.

Geo. G. — Dank für das Räthsel, soll bald benutzt werden.

Charlotte D. — Nein, jene Antwort war nicht für Sie bestimmt. Aber hoffentlich wird bald einmal eine Ihrer Nummern herauskommen. Gruß!

Frau C. J. — Beide Aufgaben sollen benutzt werden; die erste (Logogryph) wird jedoch wohl in etwas anderer Fassung gebracht werden müssen. Dank.

W. Sch. — Sehr gut, weil sehr zeitgemäß. Wird nächste Woche kommen. — Der Waisenknabe hat immer noch nichts für Sie herausgefischt aus der Angströhre, aber „every road has its turn" — wird schon noch kommen. Dank und Gruß.

L. C. Sch. — Mit etwas Abänderung wird Ihr Silbenräthsel wohl zu benutzen sein.

Anton B. — Aufgaben erhalten. Die Eine wohl zu bekannt, die Andere für Leute, die den Spruch nicht kennen, wohl kaum zu errathen — doch werden sie gelegentlich als Nebenräthsel zu benutzen sein.

Alwine W. — Willkommen! Die „Grünheit" ist ein Fehler, der wie der der Jugend mit jedem Tage geringer wird, oder doch werden kann, wenn man dem Onkel treu bleibt.

Sali. — Was Sie über „Sigm. F.'s pikante Briefe" und besonders über A. W. und seine Beiträge u. s. w. sagen, stimmt vollständig — und die Anerkennung erfreut. — Vexierrechnung soll demnächst benutzt werden. Dank und Gruß.

G. Michael. — Ihr Kreuzräthsel ist sehr hübsch und wird wahrscheinlich schon nächste Woche als Preisaufgabe benutzt werden. Dank.

Th. C. G. — „Allen Sündern sei vergeben."

M. Kr. — Auch noch „grün"? Das merkt man Ihrer Einsendung aber nicht an. Sechs richtige Lösungen — das ist schon recht gut.

Cha. R... — Sehr gut! Soll baldmöglichst benutzt werden.

Frau E. C. J. — Dank für die eingeschickten Aufgaben, von denen besonders die Dritte dem Onkel gefällt.

Ernest Sch. — Wie könnte man denn solcher Liebenswürdigkeit böse sein?! „The more the merrier!" Das gilt auch in Ihrem Falle. Rösselsprünge machen immer ziemlich viel Arbeit, aber sie sind dafür auch sehr hübsch und lohnen die Mühe. Gruß!

Minnchen S. — Das Schicksal hat hat ihn schon erreicht, — offen gestanden, ohne daß der Onkel eine blosse Ahnung davon hatte, bis A. B....t's Brief, den Sie oben finden werden, eintraf und ihn damit auf den köstlichen Streich aufmerksam machte, den das „Glück" jenem Herrn spielte. Wieder ein deutliches Zeichen des Waltens einer ewigen Gerechtigkeit! — Aber „sämmtliche Preise"? Das ist wohl nicht nöthig. Der Gute ist ja schon von dem einen Glücksschlag ganz zerknirscht.

F. B....t. — Auch in der Räthselecke ist Freude über reuige Sünder und zudem — Sie haben Ihre Strafe ja weg. Der Onkel verzeiht Ihnen im Namen der ganzen Familie. Gruß.

J. J. H. — Es liefen letzte Woche, wie schon erwähnt, zwei Briefe ein mit Lösungen, die keine Namensunterschrift trugen. Sollte einer von diesen von Ihnen gewesen sein?

L. M. — Ja, schicken Sie, bitte, ein, was Sie an neuen Räthseln haben. — Gruß!

Matt. W. — Die eingeschickten Aufgaben müssen etwas umgearbeitet werden, dann aber werden sie zu gebrauchen sein.

Hy. B. — Nun ja, der Ausdruck „Quackelei" ist ja wohl nicht überall gebräuchlich, „Quasselei" dürfte besser bekannt sein. Aber in einem Nebenräthsel ist dergleichen schon erlaubt.

K. K. — Das „Rössel", das wir letzten Sonntag in der Räthselecke springen ließen, ist dasselbe, das auf dem Schachbrette eine so große Rolle spielt, dort Springer genannt. Das heißt, es springt ebenso wie dieser immer von seinem jeweiligen Standfelde aus auf das dritte Feld, das Standfeld als erstes gerechnet, so daß es, wenn es auf einem Schachbrett mit schwarzen und weißen Feldern bei jedem Sprunge die Farbe des Feldes wechselt. Dadurch ergibt sich, daß es niemals in gerader Richtung, sondern immer vom zweiten Felde nach links oder rechts schräg vorwärts springt. Doch darf es niemals zurückspringen auf ein Feld, das an das Standfeld von dem aus es also springt, grenzt. Wenn Sie nun das Springen los haben, dann müssen Sie sich den Anfang suchen, bezw. irgendwo anfangen zu springen, und springen, so lange es geht und etwas Vernünftiges dabei herauskommt. Am Besten ist's Sie versuchen es an Hand der heute gegebenen Lösung mit der letztwöchentlichen Aufgabe, das wird Ihnen schon auf die Sprünge helfen.

E. N. — Soll nicht wieder vorkommen, verehrtes Fräulein, bis dem Onkel die bewußte fröhliche Nachricht geworden ist. Aber auch Wort halten!

Chris. S. — Sie schreiben: „... im Junggesellenstande, so schön und frei er ist, sehnt man sich doch am meisten nach Freundschaft", und Sie hoffen, dieselbe in der Räthselecke in der großen Räthsellöserfamilie zu finden. Das sollen Sie, und Sie sind willkommen, aber wozu die Flunkerei! — oder glauben Sie wirklich uns hier in der Räthselecke mit der Schönheit und Freiheit ihres Junggesellenstandes imponiren zu können?! Mit Nichten, geehrter Herr, „never". Die Freiheit des Junggesellenstandes ist etwa gleichwerthig mit der Freiheit des Tramps. Er kann überall hingehen, hat aber nirgends ein Heim, es sei denn, ein guter Onkel nehme ihn in seine Familie auf. Aber natürlich, wir müssen ja alle einmal Junggesellen gewesen sein, ehe wir brave Ehemänner oder gestrenge Eheherren (aber das kommt wohl selten vor!) wurden. Und so hoffen wir auch noch für Sie. „Ein Junggeselle kann kein gottgefälliges Leben führen", hat einmal ein würdiger alter Herr gesagt; ob er Recht hat, das mag unerörtert bleiben, aber auf die Dauer ist der Mann am besten aufgehoben unter dem Pantoffel — soll heißen im Eheparadies. Gruß.

Frau R. St. — Soll demnächst als Nebenräthsel benutzt werden. Dank.

Lieschen. — Ihre Feder-Plauderei hat den Onkel sehr amüsirt, aber leider war es ihm nicht möglich, sie in Satz zu geben, wie ja auch noch verschiedene andere Zuschriften keinen Platz finden konnten. Freundlichen Gruß!

Hugo J. — Der Onkel werde der freindlichen Einladung seines Mitbergers vom scheenen Saaleufer sehre gerne folgen, und hätte aach nischt gegen nen gemiedlichen Schkad einzewenden, aber hören Se, dann müssen Se e bischen mehr Dusel endwiggeln als beim Lehsen der letzden Ufkabe, — die is Se nämlich gar nicht kellickt, — sonst gost Se's mehr wien Dahler — so sagt Ledersch Garl.

Julie. — Sie haben dem Onkel diesmal wirklich eine Freude gemacht durch Ihre Nachfrage nach dem „tollen Märchen", denn es war ihm schon lange ein geheimer Kummer, daß Max ihm untreu geworden ist. Und dem scheint so zu sein. Seit Wochen hat er kein Sterbenswörtchen von Max gehört. — Auf Ihre Frage die ehrliche Antwort: nein. Und wenn Andere sagen, Sie seien „eine Hexe", so macht der Onkel das Amendement, das Wort „liebenswürdige" einzuschieben. „Eine liebenswürdige Hexe", das geht schon eher. Gruß.

Sigm. Fr. — Der Onkel ist völlig gerührt ob Ihrer Klage und er verzeiht Ihnen alle begangenen Sünden. Ah so, Sie fragen, inwiefern Sie denn sündigten? Ja nun, es befinden sich da in des Onkels Mappe einige kleine Räthsel von der Sorte, die man pikant nennt — das genügt wohl zur Auffrischung Ihres Gedächtnisses, nicht wahr? Und dann die Kußgeschichte! Sie haben ja gar nicht so Unrecht, das heißt für die leiblichen Nichten und Kousinen stimmt, nach des Onkels Ansicht, was Sie da sagen; aber wir haben es hier doch sozusagen nur mit „spirituellen" zu thun und das ist eben etwas Anderes. — Uebrigens hofft der Onkel, daß auch alle seine Nichten Ihnen auf Ihre reumüthige Klage hin volle Absolution ertheilen. Vielleicht sagen sie es Ihnen selbst. Und nun wieder munter. Es gibt Leute, denen das Tragische sehr schlecht zu Gesichte steht. Gruß!

Frau M. H. — Sie haben Recht. Jene „Entschuldigung" war übrigens wohl gar nicht so ernst gemeint.

Vom „ewigen Eise."

Neues vom ewigen Eise war der Gegenstand eines sehr anregenden Vortrages, den Prof. Dr. Blind jüngst in einer Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Köln hielt. Wo immer auf dieser Erde der Europäer in kältere Gegenden vordringt, sei es, daß er Boden und Klima auf den Inseln des Eismeeres untersucht, sei es, daß er unter dem Aequator hinaufsteigt zu den Gebirgshöhen, wo das Eis nicht mehr schmilzt, da forscht er auch nach den Formen des ewigen Eises, der Gletscher, und untersucht die Gesetze, denen sie unterliegen. Mögen die Formen auch zuweilen wesentlich von einander abweichen, besonders zwischen dem Inlandeis des hohen Nordens und den Gletschern der Alpen, die Gesetze bleiben dieselben.

So bestätigten die Untersuchungen v. Drygalskis am Inlandeise Grönlands im Ganzen die alte Theorie, die man aus der Beobachtung unserer Alpengletscher aufgestellt hatte, daß nämlich die Bewegung der Gletscher erfolge durch Schmelzen und Wiedergefrieren des Wassers. Ursache der Schmelzung und der damit verbundenen Vorwärtsbewegung ist der Druck, der auf den unteren Schichten lastet. Deshalb ist auch die Bewegung der tieferen Theile an und für sich genommen stärker, als die der über ihnen liegenden; doch bewegen sich die letztern im Ganzen schneller, weil sie ja von den unter ihnen liegenden getragen werden und die gesammte Bewegung in sich aufnehmen. An den seitlichen Rändern ist das Fortschreiten geringer; in der Mitte aber wurden Geschwindigkeiten von 18 Meter im Tage oder 7 Kilometer im Jahre gemessen. Mit dieser Geschwindigkeit nun schiebt sich das Grönlandeis unter das Wasser des Fjords, dem es vorgelagert ist. Je tiefer das Gletscherende vordringt, um so größer wird die Macht, womit das Wasser die ganze Masse nach oben zu heben sucht. Endlich einmal kann die Festigkeit des Eises dem von unten wirkenden Druck nicht mehr widerstehen, an einer der schwächern Stellen bricht es sich und schwimmt, sofern die Jahreszeit dies gestattet, als Eisberg nach Süden. Der schwächern Stellen sind aber immer vorhanden, da alles Gletschereis mehr oder weniger zerklüftet erscheint. Besonders schöne Formen wurden durch solche Zerklüftungen an den Gletschern des Kilimandscharo, die Hans Meyer genauer untersuchte, beobachtet. Obgleich diese Gletscher, wie diejenigen der gemäßigten und heißen Zone überhaupt, ihr Ende durch Abschmelzen, nicht durch Abbrechen finden, so ist doch die Schlußstelle völlig anders entwickelt, als wir dies in den Alpen gewohnt sind.. Hier entläßt das tiefblaue Gletscherthor, das gleichsam einen Eingang in die Unterwelt des ewigen Eises bildet, einen häufig sehr kalten Bach, der in seiner Gletschermilch die feinern Verunreinigungen des Eises aus dem Innern heraus mit sich führt. Die Gletscher des Kilimandscharo sind an ihrem unteren Ende geschlossen, und wenn ihnen ein Bach entströmt, so kommt er von dem Schmutzwasser der Oberfläche und bahnt sich seinen Weg zwischen Eis und Felsufer. Aber nur unter der Wirkung der Mittagssonne und während der Regenzeit fließt er stärker. Denn die gewaltigen Wassermassen, die das Innere des Gletschers durchsickern, versinken in dem porösen Boden des Vulkankegels, um als starke und kalte Quellen in der Waldregion hervorzutreten. Schreitet man vom Gletscher weiter nach unten, so bemerkt man bald Moränen, die darauf hinweisen, daß die Eismassen sich früher bedeutend weiter hinunterzogen, vielleicht sogar bis 800 Meter Meereshöhe.

Aehnliche Beobachtungen hat man auch an andern Gipfeln in Ostafrika gemacht, während man an den Seen feststellen konnte, daß ihre Uferlinien bedeutend höher lagen als heute. Da nun eine starke Vergletscherung wesentlich durch starke Niederschläge, weniger durch starken Temperaturrückgang bewirkt wird, so stimmen beide Beobachtungen zusammen, das Vorhandensein einer Eiszeit auch in Ostafrika wahrscheinlich zu machen. Die geologischen Verhältnisse aber weisen darauf hin, daß sie zu gleicher Zeit eintrat, wie in Europa und an andern Stellen der Erde, daß also diese Erscheinung eine über die ganze Erde verbreitete war. Denn auch im hohen Norden, auf Spitzbergen, hat De Geer nachgewiesen, daß die heutigen Weideplätze der Rennthiere vergletschert waren. Die jetzt dort vorhandenen Thiere müssen also in verhältnißmäßig junger Zeit über das Packeis eingewandert sein. Gletscherforschungen geben uns somit hier interessante Aufschlüsse über eine wichtige Frage aus der Zoologie. Im Allgemeinen braucht nun eine Vergletscherung nicht allen Pflanzenwuchs zu ertödten. Darüber belehrt uns eine interessante Photographie, die Vittorio Sella vom Malaspina-Gletscher aufgenommen hat. Die dortige Gegend gleicht etwa derjenigen zwischen Rosenheim und München, ist aber infolge ihrer Lage noch heute vergletschert kann uns somit ein Bild des Zustandes geben, in dem sich ein großer Theil der oberdeutschen Ebene zur Eiszeit befand. Auffällig ist dabei, daß die Gipfel der Vorhügel, obschon sie allseitig vom Eise umschlossen sind, doch einen ziemlich starken Pflanzenwuchs zeigen. Freilich ist der Eiskuchen auch durchaus nicht so dick, wie man sich dies gewöhnlich vorstellt, dafür aber, trotzdem die Neigung der Gehänge sehr sanft ist, von vielen Rissen durchsetzt, wie man sie gewöhnlich nur bei stark geneigtem Untergrunde findet.

Einen ähnlichen neuen Aufschluß, damit aber die Bestätigung einer alten, freilich vielfach angezweifelten Theorie, geben die Beobachtungen Pencks am Illecillewaetgletscher in der Selkirkgruppe. Dieser zeigt auf seiner Oberfläche überall nur ganz unbedeutende Moränen, entwickelt dagegen an seinem Ende eine ungemein starke Grundmoräne. Der hier angesammelte Schutt kann also nicht von der Oberfläche eingeschmolzen sein, sondern er mußte durch das Eis von der Grundfläche mitgeschleppt werden. Wenn das Eis schmilzt, bleiben die Endmoränen als große Schutthaufen zurück; diese Reste beweisen uns dann späterhin, wie weit die Gletscher früher reichten; ihr Vorhandensein oder Fehlen zeigt uns an, ob die beobachteten Gletscher im Rückgang oder im Vorstoß begriffen sind. An den meisten bemerken wir heute einen Rückgang; doch gilt dies weder für alle, noch ist der Rückgang an allen Stellen verhältnißmäßig gleich groß. Es scheint hier eine örtliche und eine zeitliche Periode stattzufinden. Am Obersulzbach ferner stellte man von 1882 bis 1887 eine durchschnittliche Abnahme von jährlich 2 Hektaren, von 1887—91 eine entsprechende Zunahme von ½ Hektar, sodann wiederum eine Abnahme von 4½ Hektaren fest. Auf längere Zeit hinaus wurde die Periodizität am Grindelwaldgletscher verfolgt. Spuren des Vorstoßes will Baltzer für die Jahre 1600—1620, 1770 bis 1779, 1814—1822, 1840—1855 nachgewiesen haben. Diese kleineren Vorstöße aber sind nun nicht in Vergleich zu ziehen mit den drei großen Vergletscherungen, die man bis heute für das Alpengebiet annahm. Von jetzt ab wird man nach den neuesten Forschungen Pencks eine vierfache Vergletscherung am Nordfuße der Alpen annehmen müssen. Den ersten Anlaß zur Entdeckung und genauern Untersuchung des vierten Schotterlagers gaben die ungemein genauen Messungen, die Pencks unermüdlicher Assistent Forster besonders in den wüsten bergigen Gebieten angestellt hat. Man kann Penck bei seinen weitern Betrachtungen darin recht geben, daß die Eiszeiten, da sie sich an die fast bestimmte Umkehr einer Erscheinung knüpfen, viel sicherer umgrenzt sind als auch die größten geologischen Perioden, von denen die eine in die andere unmerklich übergeht, deren Grenzen daher von Menschen willkürlich festgesetzt werden. Anderseits macht Foret mit Recht darauf aufmerksam, daß die Eiszeiten in ihrer Bedeutung durchaus nicht auch nur mit den kleinern geologischen Abtheilungen verglichen werden können. Damit soll ihre große wirthschaftliche Bedeutung durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Denn nicht nur die Gestalt eines großen Theils der oberdeutschen Hochebene ist eine Folge der Vergletscherung, sondern auch das ganze norddeutsche Flachland, fast die Hälfte Deutschlands, ist hierdurch geformt, und Anordnung sowie Bedeutung der dortigen Städte ist in erster Linie eine Folge der Bodengestaltung; das Eis der Vorwelt also bedingte die heutige Vertheilung des Volkes in seinem Flachlande.

— Wie Du in die Welt hineinsiehst, schaut sie Dich an.

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

18. Pl., 26 F. westl. von Throop Str., 24×124, A. Kral an Anna Kunes, $2000.
Kerfoot Str., 309 F. südöstl. von 63. Str., 25×104, G. Birkhoff, jr., an M. Gunn, $1800.
Diversey Str., 128 F. westl. von Southport Ave., 24×124, A. Kuehl an A. H. Wickmann, $1800.
N. 40. Ave., 150 F. südl. von Belden Ave., 75×125, P. F. Snida an S. Johnson, $1500.
Aberdeen Str., 216 F. südl. von 71. Str., 25×124½, M. Nystedt an A. R. J. Kershaw, $1400.
N. 44. Ave., 111 F. südl. von Courtland Ave., 25×125, C. A. Van Auken an C. A. R. Gelese, $1400.
N. 42. Ave., 225 F. südl. von Belden Ave., 25×125, und anderes Grundeigenthum, S. T. & T. Co. an J. A. Chindlund, $1250.
Lot 29, Block 7, Treat's Subd., 2, 39, 13, C. Rasmussen an A. Jorgenson, $1232.
W. 18. Str., Nordostecke Railroad Str., 24×265, H. W. Caldwell & C., an die Chicago Junction Railway Co., $1200.
N. 40. Ave., Nordostecke Jowa Str., 24×124, G. Gengelbach an F. Lembcke, $1200.
Chicago Ave., Nordostecke Drake Ave., 25×125, L. W. Dickey an L. Stradinger, $1200.
Congreß Str., 300 F. östl. von S. 42. Ave., 25×124, M. S. Root an G. C. Holmes, $1200.
S. 40. Ct. 258 F. südl. von 16. Str., 25×125½, Anton Erda an James J. Griffin, $1150.
Smart Str., 75 F. nördl. von Kinzie Str., 25×124, A. L. Lamey an A. M. Fritts, $1000.
Lotten 1 bis 5, Block 2, Brock's Addition zu Forest Glen, A. A. Brook an A. C. Trowbridge, $1000.
Paulina Str., 175 F. südl. von Waveland Ave., 25×124, J. M. Hengels an J. Clancy, $1000.
Lewis Ave., 191 F. südl. von Fullerton Ave., 25×124, und anderes Grundeigenthum, G. C. Walter an H. Schwartz, $1000.
Pine Grove Ave., 185 F. nördl. von Wrightwood Ave., 25×125, Nachlaß von Adolph Seckel an Chas. E. Rehm, $14,000.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizenzen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Louis Becker, Bertha Fett, 27, 22.
Alexander W. Hannah, Allie E. Flood, 23, 21.
Vaclav Hrdina, Anna Hrdinova, 42, 26.
John Kosner, Mathilde Jahrolsky, 28, 22.
Albert Rahn, Helena Uhler, 21, 20.
Heinrich Mielow, Anna Herrmann, 48, 50.
Eldie L. Brunet, Emma Williams, 21, 20.
Giovanni Simonelli, Angiolina Szingoralli, 25, 23.
John Mihalak, Cecilia Kowalek, 22, 18.
John Mozis, Anna Bavre, 29, 23.
Charles Richter, Anna Schroeder, 36, 19.
Gabriel Kleppe, Johanna Heiseth, 50, 33.
William Erdmann, Berdie Wagner, 22, 22.
James Kofrda, Hermania Darina, 32, 25.
Robey D. Lay, Norene Sousley, 24, 22.
Neal Ingoldsby, Mary Sullivan, 36, 32.
Harry A. Pattra, Mamie A. Berger, 26, 25.
James J. Murphy, Winnifred Carroll, 21, 20.
Nicholas Behles, Minnie Moede, 23, 21.
Andrew Grzeskowiak, Annie Siekierzska, 36, 40.
Benjamin S. Avery, Lida Steinburg, 35, 23.
James O. P. Vanderwort, Annie P. Baker, 23, 25.
Louis Adler, Fannie Rasnik, 37, 30.
Walter H. Cramer, Louise Krebs, 40, 35.
Herman Treun, Tillie Haggenjos, 26, 20.
John Freyewski, Mary Klenska, 40, 38.
Alexander Thorin, Bessie Hubka, 24, 21.
Marshal Wichorek, Mary Wiesniewska, 21, 19.
August N. Woeden, Selma A. Hedvall, 40, 26.
James D. Mark, Jessie Wardrop, 39, 24.
Paul Witkowsky, Celia Steph, 22, 20.
Gustav Erickson, Frida Anderson, 27, 20.
William S. Skinner, Mabel Cracraft, 27, 20.
Juzepas Windieczy, Orna Waikaity, 30, 22.
Bohumil Kridera, Mary Jirovec, 22, 20.
William J. Kidd, Emma T. Melcher, 35, 18.
Frank Johnson, Lena Winstrom, 27, 27.
Frank Paukert, Millie Biedermann, 28, 20.
Patrick McGovern, Della Vater, 28, 23.
Andrew Elwood, Delia Hart, 21, 22.
William Enke, Anna Schmidt, 24, 22.
Otto Wurm, Emma Hauck, 25, 24.
Henry A. Zender, Louise Kranenberg, 25, 23.
William R. Rawson, Gertrude E. Johnson, 24, 21.
Peter Dzuga, Petrunella Cisnajczyk, 27, 22.
Harry A. Leonard, Anna Mathews, 29, 23.
Frank Slaby, Bessie Soukop, 23, 17.

Marktbericht.

Chicago, den 4. November 1899.

Getreide.

Weizen — Dezember	$0.68¾
Mai	0.72¾
Mais — Dezember	0.30¾
Januar	0.30¾
Hafer — Dezember	0.22¾
Mai	0.23¾
Roggen — Dezember	0.52
Mai	0.54¾
Gerste	0.36½—0.40

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch — Dezember	$8.17½
Januar	9.75
Schmalz — Dezember	5.10
Januar	5.27½
Rippchen — Dezember	4.85
Januar	4.95

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	$0.08 —0.09
Pfirsiche, gedörrte	0.07 —0.09
Kirschen, entsteinte	0.12 —0.14
Aprikosen	0.14 —0.17
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.13 —0.14
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, per Kiste	2.00
Kantener Curranten	0.06 —0.08½
Zitronenschalen	0.11
Taragona Mandeln	0.15
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.53¼

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	$5.70
Staubzucker, 100 Pfund	5.39
Speisezucker, 100 Pfund	5.18
Würfelzucker, 100 Pfund	5.45
Konditors' A, 100 Pfund	5.08
„Off A", 100 Pfund	4.83
Thee — Young Hyson	0.25 —0.55
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.72
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.25 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.12 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.08 —0.11
Maracaibo	0.11 —0.13
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	$8.00
California Lachs	12.00
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.90 —1.10
Labrador Häringe, per Faß	8.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$6.00 —6.70
Stiere mittlerer Größe	5.00 —5.95
Stiere von 900—1000 Pfund	4.00 —4.50
Stiere von 1000—1300 Pfund	4.00 —4.95
Bullen	2.25 —4.25
Kühe und Färsen	3.70 —4.65
Färsen	4.70 —5.10
Kälber	3.75 —7.90
Texanische Stiere	3.40 —4.10
Schweine	3.50 —4.25
Schafe	2.00 —4.50
Lämmer	3.75 —5.75

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 53,343 Rinder, 2,225 Kälber, 175,250 Schweine, 87,790 Schafe. Von hier verschickt wurden: 14,986 Rinder, 473 Kälber, 27,068 Schweine, 9,587 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries: Extras	0.22½
Erste Qualität	0.19 —0.20
Zweite Qualität	0.16 —0.16½
Dairies: Extras	0.19
Kochbutter	0.14
Käse—	
Twins	0.11½
Cheddars	0.11½—0.12
Young Americans	0.12 —0.12½
Brick	0.12
Limburger	0.11 —0.11½
Schweizer	0.13
Eier—	
Per Dutzend	0.14½—0.18
Bohnen—	
Per Sack	1.55 —1.60
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.10
Hühner, per Pfund	0.08
Enten, per Pfund	0.07½—0.08½
Gänse, per Pfund	0.07 —0.08
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.10
Hühner, per Pfund	0.07½
Enten, per Pfund	0.07½—0.08
„Spring Chicken", per Pfund	0.08
Gänse, per Dutzend	5.00 —6.00
Kalbfleisch, per 100 Pfund	6.00 —9.50
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12 —0.12½
Zander, per Pfund	0.06½
Hechte, per Pfund	0.05 —0.05½
Frische Früchte—	
Aepfel, per Faß	1.75 —2.75
Zitronen, per Kiste	4.00 —4.50
Birnen, per Faß	1.25 —1.35
Kartoffeln, per Buschel	0.28 —0.32
Süßkartoffeln, per Faß	1.50 —3.00
Tomaten, per Buschel	0.75 —1.25
Zwiebeln, per Buschel	0.30 —0.40
Gurken, per Dutzend	0.05 —0.10
Kohl, neuer, per Kiste	1.00 —1.25
Salat, per Kiste	0.30 —0.40
Wachsbohnen, per ½ Buschel	1.00 —1.25
Blumenkohl, per Dutzend	1.00 —1.50
Sellerie, per Bündel	0.15 —0.20
Möhren, 100 Bündel	0.75
Endivien, per Dutzend Bündel	0.15 —0.20
Rüben, per Buschel	0.25

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Koch, Gottfried, 59 J., 2178 N. Whipple Str.
Andrus, James B., 83 J., 2871 N. 46. Ave.
Ubedich, Martin, 50 J., 4512 Paulina Str.
Reesch, Johanna, 68 J., 420 Garfield Ave.
Peterson, Esther, 7 J., 838 Clifton Ave.
Bloom, Mary, 27 J., 1713 N. Clark Str.
Miller, Charles F., 61 J., St. Elizabeth Hosp.
Rudolph, Rose, 7 J., 613 14. Str.
Schmitt, Bartel, 68 J., 473 Wells Str.
Seeländer, Annie B., 16 J., 179 Sedgwick Str.
Johnson, Charles, 32 J., 241 Sedgwick Str.
Helemtag, Catherine, 66 J., 1107 Lincoln Ave.
Laubersheimer, Augusta, 64 J., 5488 Lake Ave.
Andres, John, 74 J., 8023 Superior Ave.
Grage, Frederick, 54 J., 4805 N. Marshfield Ave.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

American Glove Co., 2-stöck. Brick Fabrikgebäude, 20—24 Churchill Str., $4000.
Northwestern Yeast Co., 2-stöck. Brick Privat-Barn, 884—886 N. Marshfield Ave., $3000.
Northwestern Yeast Co., 7-stöck. Brick Lagerhaus, 89—98 N. Marshfield Ave., $30,000.
R. K. Fairbank, 2- und 1-stöck. Brick-Anbau zum Fabrikgebäude, 1917—19 Blackwell Str., $5000.
Miß Anna Maternis, 2-stöck. Brick Flats, 6815 Langley Ave., $3500.

Gerechtigkeit.

(Ein chinesisches Sittenbild von A. H. Bach.)

Es ist Abend, einer jener milden Abende Südchinas, die den Aufenthalt im Freien zu einer Lust machen. Die Stadt ist ziemlich ruhig; die Läden sind alle geschlossen, und die chinesischen Herren haben sich in ihre Gärten zurückgezogen. Auch bei dem Mandarinen, der den Yamen am Westthor inne hat, hat sich eine kleine Gesellschaft versammelt. Er ist noch nicht lange an diesem Platze, aber er hat sich schon bewährt, und zwar durch „Gerechtigkeit". Ein Chinese hatte einen im Felde stehenden Sarg geöffnet und die Kleider des Todten gestohlen und angezogen. Durch seinen Eifer war der „Thäter" bald entdeckt und bestraft. Er wußte zu strafen. Enthauptung wäre zu wenig gewesen; den Thäter mit fünf oder sieben Streichen zu richten, war nicht nach seinem Geschmack, und so hatte er eine neue Methode gefunden: Er ließ den Verbrecher nahe an einem Ameisenhaufen bis an den Kopf eingraben, seinen Mund aufsperren und einen Strich Syrup von den Ameisen nach dem offenen Munde des Mannes legen. Dann hatte er seine Tabakspfeife angezündet und mit den Müßiggängern den Qualen des armen Mannes zugesehen, der nach zwei Tagen unter gräßlichen Schmerzen starb. Daß dieser Verbrecher ein armer Bettler war, den er lange gefangen hielt, um durch ihn in Peking einen Namen zu erhalten, und daß der Bettler mit der That keine Verbindung hatte, das störte ihn weiter nicht. Er war ja befördert.

Der Herr Mandarin war, wie gesagt, mit seinen Freunden in seinem hinter dem Hause gelegenen Garten und versicherte eben, daß er den Schreibtisch mit in's Bett nehmen müsse, wenn er allen Ansprüchen genügen wollte, — als der Diener ihm eine Karte überbrachte, die er um so verwunderter in Empfang nahm, als um diese Zeit durchaus keine Besuchszeit im Yamen war. Ein gewisser Herr Uang bat um die Erlaubniß, den „großen Mann" sehen zu dürfen.

„Was wünscht er?" fragt er seinen Diener etwas nervös.

„Ich weiß es nicht," sagt der Diener. „Er sprach nichts Besonderes."

„Dann erzähle ihm, daß ich zu Bett gegangen sei und ihn nicht sehen könne."

„Aber der Mann scheint ein dringendes Geschäft zu haben, er hat mir für meinen geringen Dienst, den ich ihm mit der Anmeldung erweise, einen Dollar gegeben."

„Einen Dollar — das ändert die Sache. Sage ihm, ich sei beim Thee. Ich könne ihn vielleicht in einer Stunde sehen."

„Soviel ich sehen konnte, hatte sein Läufer ein Packet."

„Warum sagst Du dies nicht gleich!" brauste der Mandarin auf. „Das ändert doch alles! Laß ihn sofort ein... Nein, sage ihm, ich habe bald meinen Thee beendigt, und finde aus, was er hat..."

„Zu sagen?" fragte der Diener etwas verschmitzt.

„Nein, im Packet!" antwortete der Mandarin, verstimmt über die Dummheit seines Dieners.

Der Diener geht hinaus, und erzählt dem demüthig harrenden Herrn Uang, der seinen Tragstuhl noch nicht verlassen hat, daß seine Exzellenz gerade beim Thee sei und sich nicht gerne stören lasse. Doch wäre etwas zu gewinnen, wenn er die Sache wüßte, die Herr Uang mit dem Mandarinen zu besprechen wünsche.

„O", erwidert Herr Uang bescheiden, indem er dem Diener ein neues Geldstück gibt, „ich wollte seiner Exzellenz nur danken, daß wir so gut unter ihm leben können."

Der Diener versteht, einige Augenblicke später ist Herr Uang im Empfangssalon des „großen Mannes", der seinen Thee merkwürdig rasch beendet hat.

Herr Uang verneigt sich tief und bleibt demüthig stehen.

„Wie ist Ihr ehrenwerther Name?" fragt der Mandarin.

„O, mein verachtungswerther Name ist Uang."

„Wie geht es der Mutter Ihrer herrlichen Knder und Ihren weißen Söhnen?"

„O, ich bin tief beschämt, daß Ew. Exzellenz nach dem „gräßlichen Geschöpf", der Mutter meiner Kinder, fragen. Der Himmel hat mir fünf Söhne und die Erde drei jener gräßlichen Geschöpfe (Töchter) bescheert."*)

Die Zeremonien gehen ihren gewöhnlichen Gang mit Frage und Gegenfrage. Herr Uang entschuldigt sich, daß er so spät komme. Er habe durchaus keine andere Absicht, als dem Mandarinen zu „danken", daß er ein so guter und gerechter Herr sei, und so habe er allerdings als ein Zeichen innerer Gesinnung die kleine Summe von 100 Dollars zusammengbracht, um sie dem Mandarinen zu übergeben, und nun bitte er um geneigteste Annahme.

„Wie kann ich", ruft der Mandarin aus, „dem besten Bürger der Stadt eine Bitte abschlogen; und wie kann ich ihn, den Besten, beleidigen! Ich muß das Geld nehmen, nicht um mich zu bereichern, sondern um Ihnen gefällig zu sein. Denken Sie, daß es meine Pflicht ist, Sie zu schützen, und daß Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie meine Hilfe in irgend einer Sache anrufen."

„Einen Gefallen! O, wie könnte ich Ihnen den abschlagen! Da erinnere ich mich heute, daß in der Straße, in der ich mein Geschäft betreibe, kürzlich ein Laden freigeworden ist. Ich dachte nicht, daß Herr Nuei ihn miethen wolle; nun hat ihn Herr Nuei gemiethet, und denken Sie, der Mensch hat dasselbe Geschäft wie ich. Er sucht mich bei meinen Kunden herabzusetzen, wo er kann, und ich gehe durch ihn zu Grunde."

„Nein, nein", sagt der Mandarin bestimmt, „ein so ehrenwerther Mann wie Sie muß geschützt werden. Noch ist Gerechtigkeit in China. Ich hoffe, Sie und ihn am nächsten Gerichstage zu sehen."

Beide deuten darauf auf sich, den Himmel und die Erde zur Versicherung, daß nur sie Beide, sowie Himmel und Erde nur um die Sache wissen, und dann verschwindet Herr Uang, seines Sieges gewiß, aus dem Empfangszimmer. Die Vorhänge seiner Sänfte dichter zusammenziehend, damit ihn Niemand erkennt, kommt er in seinem Hause an, wo er dann noch der Göttin der Gnade einigen Weihrauch opfert, den er nach jedem Besuch bei dem Mandarinen opfern muß.

Himmel und Erde haben Herrn Uang nicht gehört, wohl aber der Diener des Mandarinen, der mit verschmitztem Lächeln seinen Herrn nun um Urlaub bittet, noch einen kleinen Spaziergang machen zu dürfen. Der Mandarin nickt verständnißvoll, er zahlt ja auch einen zu schlechten Lohn an seinen Diener.

Die Mitternacht zieht heran, und die Laternen der auf den Straßen Wandelnden werden immer seltener, höchstens, daß noch ein Spieler aus dem Theehause heimkehrt oder ein Nachtwächter die Straße abschreitet. Die Familie Nuei liegt gerade im ersten Schlaf, als ein heftiges Pochen sie stört. Der Junge öffnet, halb erschrocken über den nächtlichen Störer, die Thüre, ist ganz Demuth, als er die Uniform des Mannes vor sich sieht. Es ist der Diener des Mandarinen, der jetzt um Einlaß bittet.

Der chinesischen Sitte gemäß, daß man keinen Gast abweisen darf, führt der Junge den Diener in den Empfangsraum und stellt ihm eine Schale Thee vor.

„Ich möchte wohl Herrn Nuei sehen", sagte darauf der Diener bedeutungsvoll zu dem Jungen, der seine Neugier kaum bemeistern kann, doch aber nicht fragen darf.

„Herr Nuei", antwortet dieser, „ist leider vor einer Stunde zu einem Freund gegangen und nicht zurückgekommen. Ich weiß, er gäbe viel daraum, Sie begrüßen zu dürfen."

„Mein Geschäft", sagt wieder der Diener, „ist bald erledigt, und ich achte Herrn Nuei so hoch, daß ich warten muß."

„Herr Nuei wird wohl nicht bald zurückkehren."

„Ich warte."

Der Diener trinkt langsam seinen Thee und läßt sich die Schale wieder füllen.

Nebenbei unterbricht er wieder die Pause: „Kann ich wohl bis morgen 950 Käsch leihen?"

Der Junge weiß, daß Darlehen in diesem Betrage, d.h. unter 1000 Käsch, nie zurückegezahlt werden.

„Sie sollen zehn Strings haben (10,000 Käsch)", antwortet der Junge geflissentlich, „aber wir haben leider diesen Abend alles Geld weggegeben. Doch kann und darf ich Sie nicht ziehen lassen. Ich will zu einem meiner Freunde gehen und das Geld für Sie borgen."

Der Junge eilt durch das Hauptthor auf die Straße und kommt durch ein Seitenthor in das Nebenzimmer Nueis, der die ganze Unterhaltung Wort für Wort gehört hat und schon überlegt, was er thun soll. Sein Besuch läßt sich nicht abweisen, und so eilt er aus dem Seitenthor durch den Haupteingang zu seinem Gaste, der von Anfang an nicht an die Abwesenheit Nueis geglaubt hat.

Nach einer Reihe von zeremoniellen Redensarten ist das Geschäft des Empfangs erledigt. Herr Nuei bringt die Wasserpfeife herbei, und Beide verlieren sich in ein interessantes Gespräch.

„Apropos", sagte nach einigr Zeit der Diener, „Herr Nuei, was denken Sie, was mich zu Ihrem ehrenwerthe Hause führt?"

„Wie kann ich wissen", erwidert Herr Nuei gespannt, „was Sie bewegt, den Glanz des „großen Herrn" in meine elende Hütte zu tragen."

„O", erwidert der Diener, „ich hörte heute einen Ihrer Freunde, der dem Mandarinen dankte (Herr Nuei versteht den Ausdruck), Ihren Namen nennen."

„Einer meiner Freunde? Wer kann das gewesen sein?" fragt Herr Nuei rasch, dem Unheil ahnt.

„Herr Uang", erwidert der Diener.

„Uang", schreit Herr Nuei, „das ist mein schlimmster Feind. Er war bei der Exzellenz?"

„Was habe ich gethan", ruft der Diener, „Herr Uang nicht Ihr Freund? Da kann er nur Böses gesagt haben."

Ein Geschenk lockert die Zunge des Dieners, und bald ist Herr Nuei über Alles unterrichtet, was im Yamen vor sich ging.

Am anderen Morgen hat Herr Nuei Audienz, und er dankt dem Mandarinen mit 200 Dollars für seine weise Regierung.

Der Gerichtstag bricht an, Herr Uang und Herr Nuei stehen einander gegenüber.

Der Mandarin hört die Klage Herrn Uangs und ist eben im Begriffe, Recht zu sprechen, als er abgerufen wird.

Sein Gehilfe übernimmt die Vertretung, Herr Nuei vertheidigt sich, und siehe, er siegt.

Herr Uang wird wegen falscher Beschuldigung zu 100 Streichen mit dem Bambus verurtheilt.

*) Es würd ein Zeichen höchster Unanständigkeit sein, einen Mann nach seiner Frau zu fragen. Ausdrücke wie: „Mutter der Kinder" beweisen, wie tief die Frau steht.

Was ein Buchhändler alles führen soll.

Eine Königsberger Zeitung stellt folgende originelle Liste von Gegenständen zusammen, die in einer dortigen Buchhandlung während einiger Jahre verlangt wurden. Bismarcks Gedanken, von ihm selbst gedruckt. Kalter Fischleim. Hosenträger. Häkelhaken. Der getreue Eckardt von Scheffel. Gläserne Stahlfedern. Ein Buch von Plate und ein Buch von Plötz, aber beide von demselben Verfasser. Kämme. Ein ähnliches Werk wie Goethes Faust, aber im Hebräischen. Ein Globus von Ostpreußen an der Uhrkette zu tragen. Der Prinz von Hamburg. Eine festgebundene Jungfrau von Orleans. Schwarze Kniestrümpfe. Eine Bibel, aber „en gros", denn die Dame hat schwache Augen. Egmondts Gedichte in der Ausgabe von Gootha. Ein Bilderbuch für ein ganz kleines Kind, auf Seite 11 soll stehen: „Kling, Klang, Gloria, Mariechen fiel die Treppe runter". Die 80 Kirchenlieder, aber für höhere Töchterschulen. Eine Ananas zu einer Bowle für fünf Personen. Ein neues Münz- und Gewichtsbuch zum Umrechnen der Liter in Meter. Etwas über Litthauen, entweder der Trompeter von Säkkingen oder der wilde Jäger. Ein Homer Ilias, wo Hektar und Achilles drinsteht. Ein Päckchen Brustthee. Ein Gothascher gynäkologischer Kalender. Ein deutscher Klassiker als Einsegnungsgeschenk, Schiller aber nicht, der schreibt zu kindlich. Pferdslose. Wachsmanschetten. Für zehn Pfennig Nähseide. Strümpfe. Sparmarken. Schleier. Eine Bibel im Urtext, aber deutsch. Ein Töckchen weißes Garn. Die 80 Kirchenlieder mit Sang und Klang. Ein Reglement für Kurzsichtigkeit. Korsetts. Strumpfbändchen. Ovid in lateinischer Uebersetzung. Ein besonders kräftiges Gebetbuch. Ein Buch mit den Wörtern, wie man sie nicht falsch schreibt. Freisinnige Gedichte als Konfirmationsgeschenk. Eine deutsche Weltgeschichte von Anbeginn. Ein Globus antiquarisch, Amerika muß aber schon darauf sein. Kleine Pistolchens. Ein Theelöffelkörbchen. Eine ungebundene Bibel, worin die Kilometer mit Meilen stehen. Für fünf Pfennig Zimmtplätzchen. Wallensteins Gedichte, bearbeitet von Schiller. Der König im Schacht vom Theaterdirektor. Eine Sanitätsliste der Artillerieoffiziere. Ein ostpreußisches Reichskursbuch. Knopflochseide. Dantes gottlose Komödie, aus dem Griechischen übersetzt.

Der fremde Herr.

Unter dem Titel „Wiener Leben" schildert das „Neue Wiener Journal" die folgende Kaféhausszene:

Schauplatz: ein Kafé auf der Ringstraße.

Stunde: Fünf Uhr Nachmittags.

Im Spielzimmer ist nur mehr eine Tarokpartie vorhanden.

Theilhaber der Partie sind zwei Kaufleute und ein junger Arzt.

Die Partie ist sehr lustig. Der Lustigste ist der junge Arzt. Er hat zwei Tage vorher einen zweijährigen Brautstand beendet, indem er die Verlobung rückgängig machte. Und darüber reißt er selbst die frechsten Witze.

Der Marqueur (tritt ein): „Herr Doktor möchten hinauskommen".

Der Doktor: „Wer wünscht mich zu sprechen?"

Der Marqueur: „Ein fremder Herr".

Der Doktor: „Bitten Sie ihn, einzutreten".

Der Marqueur (ab).

Der fremde Herr (tritt ein): „Herr Doktor Soundso?"

Der Doktor: „Bin ich?"

Der fremde Herr: „Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten?"

Der Doktor: „Als Arzt?"

Der fremde Herr: „Nein!"

Der Doktor: „Mit wem habe ich das Vergnügen?"

Der fremde Herr (nennt seinen Namen).

Der Doktor (erbleicht. Er hat den in Prag wohnenden Bruder seiner gewesenen Braut vor sich. Er faßt sich aber und sagt herausfordernd): „Sagen Sie mir hier, was Sie mir mitzutheilen haben".

Der fremde Herr: „Es wird Ihnen vielleicht unangenehm sein?"

Der Doktor (geringschätzig): „Nur zu!"

Der fremde Herr (versetzt dem Doktor eine furchtbare Ohrfeige, verneigt sich und sagt): „Das ist Alles, was ich Ihnen mitzutheilen hatte".

— Aus einem Roman. — Während es das Herz ihm krampfhaft zuschnürte, that er dasselbe bei seinem Bündel!

Sonntagpost

Chicago, Sonntag, den 5. November 1899.

Seite
9—16.

Für die „Sonntagpost.“

Ein Apostel der Natur.

In dem malerischen Ulster County in New York, das den Eingang zu den Catskills bildet, liegt dicht am Hudson der kleine Flecken West Park. Es ist ein Mekka, nach dem jeden Sommer Schaaren von Pilgern wallfahren. Aber nicht in härenem Bußgewand, den Strick um den Leib, barhäuptig und barfüßig, und Bußpsalmen singend, düster von Reue um begangene Schuld, und in ihren Augen flackert nicht die unheimliche Irrgluth des Fanatismus. Nein, mit schwer besohlten Schuhen, den Bergstock in der Hand, oder auf Stahlrossen, einen riesigen Blumenstrauß vor sich, oder in mehr oder minder eleganten Wagen kommen sie, Alt und Jung, Männlein und Weiblein, und ob sie den Städter verrathen, oder den Landjüngling, oder das fesche Vassarmädel, oder einen alten vertrockneten Bibliotheken-Bücherwurm, oder die sich literarische Allüren gebende Dame aus der Gesellschaft: sie fragen Alle nach — John Burroughs.

Und mit Stolz weist der einheimische Bürger des Fleckens alle die fremden, von weither kommenden Gäste nach einer kleinen Holzhütte, aus rohen Baumstämmen gezimmert und mit roher Baumrinde bekleidet; dort steht auf der schattigen kleinen Veranda ein Schaukelstuhl und ladet zur Rast, denn der Herr dieses ideal stillen und schlichten Heims ist in den meisten Fällen nicht innerhalb der vier Wände desselben zu finden, sondern streift irgendwo in der Gegend herum oder sitzt am Rande des Baches und beobachtet die Fische oder liegt auf einer Wiese und belauscht die emsig von Blume zu Blume fliegenden Bienen oder er ist gar auf einen Baum geklettert und dringt in die Geheimnisse des Vogellebens. Denn der dreiundsechzigjährige Greis mit dem schneeweißen Haar und Bart ist Amerikas größter Apostel der Natur; er ist ein würdiger Nachfolger Thoreaus, der gleich ihm seines Lebens größte Freude und seines Strebens höchstes Ziel darin fand, das Walten und Wirken der Natur zu studiren und Anderen zu offenbaren. So still ist dieser kleine Flecken Erde, daß den Fremden, welcher eben dem Gewühl der Großstadt entflohen ist, selbst das Knarren des Schaukelstuhles stört, von dem aus er sich die Landschaft betrachtet, und daß er bei jedem Vogellaut, bei jedem Windhauch, bei dem Gurgeln des nahen Baches zusammenfährt. Läßt aber der alte Herr lange auf sich warten, so daß man Zeit hat, sich an diese Ruhe zu gewöhnen, dann umfängt sie einen wie mit weichen, zärtlichen Mutterarmen, und man versinkt in Träume.

Wie — ein moderner Mensch, und noch dazu ein Amerikaner, von denen es heißt, daß sie nur an Gewinn denken und für Gewinn leben, führt hier ein idyllisches, jeder Hast und jeder Gier abholdes, rein beschauliches Dasein und lehrt Allen, die von ihm lernen wollen, wie man unter den denkbar einfachsten Verhältnissen, nahe den großen Kulturzentren des Landes und doch fern von ihrem lärmenden, aufreibenden Treiben gesund und zufrieden leben und sein Leben genießen kann? Das ist ja die Erfüllung des Rousseauschen Traumes von der Rückkehr zu der Natur, ohne die lächerlichen Auswüchse, zu denen eine wörtliche Auffassung desselben führen müßte! Und wenn dann die hohe ungebeugte Gestalt des Greises mit dem wallenden Haar und Bart in der Ferne auftaucht, umgeben von einer Schaar lachender und schwatzender junger Mädchen, die Röthe der Gesundheit auf den Wangen, das Feuer der Wißbegier in den leuchtenden Augen — und er sie bald auf eine Blume, bald auf einen Vogel aufmerksam macht, und tausenderlei Fragen beantwortet und so rüstig ausschreitet wie eine aus seiner jugendlichen Leibwache, daß man ihm kaum die Hälfte seiner Jahre zumessen würde — da überwältigt einen fast ein Schmerz um Alles, was wir Stadtmenschen, die wir in den Bibliotheken an der Quelle des Wissens zu sitzen und bei einem Besuch der Kunstgallerie aus dem Born alles Schönen zu schöpfen glauben, an wirklicher, sich ewig erneuernder Schönheit und an weisem, gesundem Lebensgenuß einbüßen.

„Wohnen Sie immer hier so ganz allein?“ wurde der alte Herr diesen Sommer gefragt.

„Fast die ganze Zeit. Es kommen genug Besuche, freilich nicht alle Tage. Und ich gebrauche gern meine Augen für Andere, denn sie wollen gern in der Gegend herumgeführt werden.“

Er gebraucht seine Augen für Andere, wie es Thoreau gethan, wie Walt Whitman in seiner Weise. Ein Führer durch die Natur ist der Schriftsteller, wie der Mensch John Burroughs; und er ward es aus Liebe, nicht aus wissenschaftlichem Forschungstrieb. „Wenn ich den Vöglein nachstellte, um über sie zu schreiben, dann hätte ich nie etwas geschrieben, was Jemand hätte lesen mögen. Ich muß aus Sympathie mit meinem Gegenstand schreiben, aus Liebe — also aus Vergnügen — oder gar nicht. Ich muß allmälig fühlen, daß ich über Etwas schreiben will — und mein Thema muß ein warmes, persönliches Interesse für mich haben. Das Bewußtsein, daß ich etwas schreiben sollte, hängt ganz von der Anziehung ab, die der Gegenstand für mich hat. Die Arbeit ist mir ein Vergnügen und schafft Vergnügen.“ Das erklärt den Zauber, den John Burroughs' Bücher über Gegenstände aus dem Bereich der Natur für den Leser haben; es pulsirt frisches Leben in ihnen, denn sie sind aus unmittelbarer Beobachtung entstanden und nicht der analysirende Forschergeist hat den größten Theil an ihnen, sondern das liebevoll auf Biene und Vogel, Blume und Fisch ruhende Auge eines Menschen, der sich selbst als Theil der Natur fühlt. Und das kann ein Mensch nur, wenn er beständig in Fühlung mit der Natur lebt.

John Burroughs ist der Sohn eines Farmers und wurde zu Roxbury in den Catskills geboren. Er wuchs auf dem Felde und im Walde auf. „Ich stamme aus einer ungebildeten und wenig lesenden Klasse“, sagte er, „und meine Umgebung war nicht dazu geeignet, literarische Fähigkeiten zu erwecken. Aber ich zweifle nicht daran, daß der tägliche Aufenthalt in Wald und Feld mein Interesse an den Wundern der Natur und die Neigung, denselben nachzuspüren, erweckte.“ Nachdem er eine gewöhnliche Landschule besucht, wurde er selbst Dorfschullehrer, war, wie es üblich ist, abwechselnd bei den verschiedenen Farmern in Kost, und ersparte sich fünfzig Dollars. Damit gelang es ihm, seine Unterichtskosten in einer höheren Anstalt zu bestreiten. Bald auf der Farm arbeitend, bald unterrichtend, bald selber studirend, führte er das typische Dasein eines ländlichen amerikanischen "selfmade-man". Es liegt eine gute Portion Heroismus in der Laufbahn dieser Männer — und Burroughs ist keineswegs einer von Wenigen. Sie haben diesem Lande seine besten Bürger geschenkt.

Mittlerweile hatte der damals in der Mitte der Dreißiger stehende Mann die Ueberzeugung gewonnen, daß seines Geistes stärkster Trieb ihn auf das Studium der Natur hinwies, und was er nun unternahm, geschah lediglich aus Berechnung, um sich die Mittel zu ersparen, früher oder später ungehindert seinen Neigungen gemäß leben zu können. Ueber ein Jahrzehnt arbeitete Burroughs im Schatzamt in Washington und später in einer Bank. „Ich betrachtete es nur als Gelegenheit, Geld zu verdienen und genug zu ersparen, um mich dann sorgenlos niederlassen zu können.“ Und es gelang ihm. Seitdem hat er seine ganze Zeit dem Studium der Natur gewidmet. „Ich gestehe, daß das Reich der Macht keinen Zauber für mich hat. Diese Blockhütte genügt mir. Ich sitze mitten unter den Schönheiten der Natur, und ich laufe keine Gefahr, sie zu verlieren. Niemand kann mir meine Spaziergänge und meinen Bach rauben. Ich habe genug zu essen und bin genügend bekleidet, und ich habe Zeit, zu sehen, wie schön die Welt ist. Das Uebrige — well, das mögen die Andern haben“.

„Kurz, Sie leben, um Ihr Leben zu genießen und dessen Horizont zu erweitern?“ sagte ein Besucher zu ihm. „Das wäre ein selbstsüchtiger Zweck“, erwiderte Burroughs, „und es ist nicht ganz so. Ich würde eher sagen, daß ich so lebe, weil es meine angeborene Neigung ist — ich möchte sagen, eine physische Vorherbestimmung. Menschen, die, wie ich, unfähig sind, sich geltend zu machen, oder deren Persönlichkeit zu nachgiebig und empfänglich ist, eignen sich nicht für ein Geschäft. In gewissen Richtungen hingegen können ihre Mängel Vorzüge werden. Jedenfalls ist es in meinem Falle. Ich kann mit Vögeln und anderen Thieren fertig werden, denn ich habe meine Fähigkeit in dieser Beziehung entwickelt. Ich kann einem häßlichen Köter in das Auge schauen und ihn gewinnen oder mir unterwürfig machen; aber mit einem mir unangenehmen Menschen hätte ich weniger Erfolg.“

Burroughs gibt zu, daß er von Thoreau beeinflußt wurde. Er meint, daß dessen Beispiel sich in weiten Kreisen fühlbar mache. Stevenson sei demselben gefolgt, und in das Leben mancher Menschen habe es einen Hauch von Freiheit und Gesundheit gebracht. Mit der Zeit werde der Einfluß von Menschen wie Thoreau, Stevenson und Whitman sich auf die in den Städten angehäuften Menschenmassen erstrecken, und die Menschen würden einfacher, gesünder und zufriedener leben lernen. Freilich würden die Wenigsten sich mit einer Hütte am Flußufer begnügen. Es mag sein, daß dies der Traum eines Idealisten ist — aber daß ein echter Sinn für die Natur tief im Wesen der Amerikaner wurzelt, kann nicht geleugnet werden, schon die Vorliebe für das ungezwungene, fast primitive Kampiren im Sommer ist ein Beweis davon.

Daß aber das aufwachsende Amerikanerthum einen Menschen wie Burroughs, der allen konventionellen Zwang von sich abgeschüttelt hat und ein so gänzlich von der Schablone abweichendes Dasein führt, eine so aufrichtige Verehrung entgegenbringt, daß sich die sich um ihn schaarende Gemeinde mit jedem Jahr vergrößert, und daß es das Andenken der todten Apostel der Natur, Thoreau und Whitman, immer wärmer ehrt, spricht jedenfalls von seinem gesunden Geiste. Es hat Zeiten gegeben, da diese Menschen ihm nur als „Cranks“ der Beachtung werth erschienen wären. Heute aber nennt es ihr Leben ein ideales und bemüht sich von ihnen zu lernen. Und es hat ein Recht, auf diese Männer stolz zu sein; sind sie es doch, welche den vielen irrigen Anschauungen über dieses Land und dessen Volk durch ihr Wesen und ihre Lebensweise widersprechen und ein besseres Verständniß derselben im Auslande anbahnen. Es gibt kaum einen Dichter der Gegenwart, welcher einen größeren Einfluß auf die Weltanschauung des jungen Deutschland und gerade seiner gesündesten Elemnte übte, als Walt Whitman, und auch Thoreau, der noch vor einigen Jahren drüben gänzlich unbekannt waren, gewinnt mit jedem Jahre mehr Freunde.

Es klingt wie eine Erzählung aus längst vergangener Zeit, wenn man hört, daß Burroughs seine Gäste in der schlichten Blockhütte selbst bewirthet, ihnen Milch, Beeren und Nüsse vorsetzt, und einen Trunk frischen Quellwasser; und ich kann nicht umhin, den Schluß der Schilderung eines Besuchs bei dem alten Herren anzuführen: „Die Schatten der Nacht senkten sich herab und die Bäume um seine einsame Klause thürmten sich empor wie ein riesiger schwarzer Wall. Nirgends ein Licht, nur die Sterne oben funkelten und das Feuer im Kamin warf seinen gelben Lichtschein umher. Eine Brise strich durch die Wipfel und ließ sie leise rauschen, und das Rieseln des Baches wurde leise vernehmbar. Als ich dem freundlichen, frohgesinnten Einsiedler Lebewohl sagte, ließ er es sich nicht nehmen, mich den langen Hügelpfad hinunter zu begleiten, um mich auf den richtigen Weg zu bringen. Seine weißen Haare und seine dreiundsechzig Jahre schienen ihn nicht im Geringsten zu bedrücken. Er war heiter und guter Laune. Auf der Landstraße angelangt, sah ich ihm nach, wie er den steilen dunklen Pfad, singend, die Laterne in der Hand, heranstieg. Lange nachdem seine Stimme verklungen, sah ich noch das stille Licht der Laterne auf und ab schwanken, verschwinden und wieder auftauchen. Zuletzt war es in das Dunkel getaucht und kam nicht wieder herauf. Der einsame Philosoph hatte seine Hütte und sein anspruchsloses Lager erreicht.“

A. E.

Für die „Sonntagpost.“

Erinnerungen an Italien.

(Von Dr. E. S. . . . . .)

I.

Man muß es selbst durchgemacht haben, um sich heute noch vorstellen zu können, welcher Grad von Haß um die Mitte unseres Jahrhunderts in Italien gegen Alles geherrscht hat, was deutsch hieß. Gerade jetzt vor 50 Jahren, kurz nach der unglücklichen Schlacht von Novara, und bis zur Befreiung der Lombardei aus dem österreichischen Joche durch Napoleon III. im Jahre 1859 war es am ärgsten, und zwar am meisten hervortretend in dem geschlagenen Sardinien selbst, wie leicht begreiflich; ebenso in der nun wieder doppelt hart unter der österreichischen Fuchtel stehenden Lombardei und Venetien, und in den nur durch starke österreichische Besatzungen und immerwährenden Belagerungszustand im Zaume gehaltenen kleineren Staaten, wie Toskana, Parma u. s. w. Die „herrschaftlichen“ Reisenden mit strotzendem Geldbeutel und die im Dienste und besonderem Schutze der Regierenden und ihrer Behörden stehenden Deutschen hatten unter diesem Zustande natürlich weniger zu leiden; bei letzteren hatte man im Falle einer Beleidigung oder gar Mißhandlung grausam strenge Strafen zu gewärtigen, und bei ersteren, die nur in den feinsten und theuersten Gasthöfen einkehrten, überwog die Habsucht der Gasthofbesitzer den Nationalhaß hinlänglich, um die möglichst auszubeutenden Gäste nicht vor der Zeit zu vertreiben. Aber das Kleinzeug, wie wir zu Fuß, mit dem Ränzchen auf dem Rücken und schwachem Geldbeutel in der Tasche reisenden Studenten, wenig bemittelte Künstler, höhere Handwerksburschen und sonstige Nichtse, die von vorneherein nicht darnach aussahen, als wenn viel von ihnen zu holen wäre, mußten oft daran glauben, daß wir Deutsche waren. Ich selbst bekam gleich in der ersten Nacht auf italienischem Boden einen gründlichen Vorgeschmack davon zu kosten. Und das kam so. Ich brachte meine letzte Nacht vor dem Uebergang nach Italien in Thusis (Kanton Graubünden) zu.

In bester körperlicher Verfassung trat ich meinen Tagesmarsch an, der berühmten „Via Mala“ zu, wohl einer der schönsten Gebirgsszenen der alten Welt. Mittag machte ich in einem reinlichen Gasthause im Orte Splügen, und trat dann gegen 5 Uhr, trotz des Abrathens der Einheimischen, die von Schneestürmen, schlechten Wegen, Schmugglern u. s. w. sprachen, den Weg der Grenze zu an, hoffend, daß mir der Mond genügend Licht auf meinem Wege gewähren werde.

Und die ersten paar Stunden des Marsches auf den Fußbänken der sanft aufsteigenden, in 16 großen Windungen die Paßhöhe erklimmenden und außerordentlich gut gehaltenen Straße waren in der herrlichen Abendluft wirklich ein Genuß. Doch schon bald nach sieben Uhr trat eine bedenkliche Veränderung ein. Der Himmel überzog sich mit einem düsteren Grau, und kurze, heftige, nichts weniger als warme Windstöße setzten ein, die mich veranlaßten, eine lebhaftere Gangart einzuschlagen. Dann kam bereits der erste lange Tunnel, nur zum kleineren Theile in die Felsen gesprengt, zum größeren gemauert; derselbe war noch gut zu passiren, da es noch hinlänglich hell war, und durch die auf der einen Seite befindlichen, fensterartigen Oeffnungen Licht genug einfiel, daß ich die tiefen Wasserfurchen vermeiden konnte, die das unabläßig von den feuchten Wandungen herabtröpfelnde Wasser in das Straßenbett gewaschen hatte. Nicht lang nach dem Austritt aus dem Tunnel war ich an der Pyramide, welche die Paßhöhe bezeichnet. Es war gerade noch hell genug, um die Inschrift: „2117 Metres (6510 Fuß) über dem Meere“ entziffern zu können. Noch während ich bei dieser Betrachtung stand, fing es an, gelinde zu regnen, wie ich meinte. Ich fand aber bald aus, daß es kein Regen, sondern sehr feiner Schnee war, der bald dichter und dichter herabrieselte und mich kaum ein paar Schritte vor mich hinsehen ließ, so daß ich nur mit Mühe die Straße halten konnte, indem ich meinen Stock zum Tasten benutzte, um nicht allenfalls seitlich, wer weiß wie tief, abzupurzeln. Warmgegangen, in Sommerkleidung, mit Strohhut und leichter, wenn auch stark besohlter Fußbekleidung, kam mir nach und nach die Vermuthung, daß es in einem guten Schweizerbett im Orte Splügen gemüthlicher sein müßte, als hier oben. Ohne durch diese Vermuthung viel zu gewinnen, tappte ich langsam weiter, nun bergabwärts.

Ich mochte etwa eine halbe Wegstunde von der Paßhöhe entfernt sein, als mitten in der Straße ein schwacher Lichtschein auftauchte. Ich ging gerade darauf zu und sah, daß es eine schlecht brennende Laterne war, die an einem quer über die Straße herabgelassenen Schlagbaum hing. Ich war also an der österreichisch-lombardischen Grenze — drüben war Italien, leider bei Schneegestöber. Mich weiter umblickend, sah ich erst jetzt, daß links von der Straße, etwas zurückgebaut, ein einstöckiges massives Steingebäude stand, das österreichische Zollhaus. Thor und Fenster waren so fest verschlossen, daß auch nicht ein Lichtstrahl herausdrang, und Niemand regte sich im Innern, soweit ich hören konnte. Die nächtliche Wachsamkeit der Herren Zöllner war sonach keine große. In aller Gemüthlichkeit hätte ich mit meinen Schätzen unter dem Schlagbaum unbemerkt hindurchschlüpfen und so die kaiserlich-königlichen Zolleinnahmen schmälern können. Allein ich mußte meinen Paß visirt haben, um nicht etwa baldigst größeren Belästigungen ausgesetzt zu sein. Ein paar kräftige Schläge mit meinem Stock an das Thor des Zollamtes erzielten rasch dessen Oeffnung und zugleich die deutlich zu erkennende Verwunderung der Zöllner, zu nachtschlafender Zeit und bei solchem Wetter von einem einzelnen „Subjekte“ aus ihrer Ruhe gestört worden zu sein, zumal da dieses Subjekt mit einem Ranzen auf dem Rücken und in seiner beschneiten Verfassung einem Handwerksburschen auf's Haar ähnlich sah. Ein strenges Kreuzverhör wurde mit mir vorgenommen und die Habseligkeiten in meinem Ranzen einer genauen Untersuchung unterzogen. Beides ergab nichts Verdächtiges, bis auf meine mineralogischen Hämmer und Meißel, einige schöne Krystalle und Versteinerungen und medizinische Schriften, deren ihnen unverständliche Titel den Schnüfflern staatsgefährlich erscheinen mochten. Doch da mein Paß in bester Ordnung war und mich als gesetzliebenden kgl. bayrischen Unterthanen auswies, erhielt er das nöthige Visum, wenn auch die Herren nicht unterlassen konnten, über meinen einsamen nächtlichen Spaziergang bedenklich die Köpfe zu schütteln. Es that mir eigentlich leid, daß ich scheiden mußte, denn der große Kachelofen verbreitete eine wohlige Wärme in dem Gemache, und zugleich roch es darin vom Ofen her nach einer heißen Flüssigkeit, die offenbar nicht aus Wasser allein bestand; wahrscheinlich waren darin einige Ueberreste von bei der Verzollung vermessenen stärkeren und erwärmenden Flüssigkeiten enthalten. Allein, da man keine Anstalt machte, mich zum Bleiben einzuladen, mußte ich gehen und konnte noch dankbar dafür sein, daß ich mich während des halben Stündchens daselbst hatte gut durchwärmen lassen können.

Als ich heraus kam, hatte das Schneegestöber aufgehört, der Himmel hatte sich stellenweise aufgeklärt und ließ einzelne Sterne durchblicken; aber ein schneidend kalter Wind blies durch meine Sommerkleider. Es war offenbar, wie auch der Schnee vorher, ein freundlicher Gruß vom nächstbenachbarten Schneehorn (Monte Tambo), 10,080 Fuß hoch. Das Marschiren ging trotz der Kälte nicht mehr so gut, wie vorher, da schon von der österreichischen Grenze an die Straße bei Weitem nicht mehr so gut im Stande war, wie der schweizerische Antheil. Dabei ging's wieder durch ein paar sehr lange, nun stockfinstere Tunnels, durch die ich an den Wandungen entlang tappen und dabei in oft mehrere Zoll tiefem Wasser waten mußte. Nachdem dies glücklich überstanden und ich eine kleine Strecke auf der Straße weiter war, sah ich rechts seitlich, aber beträchtlich tiefer, als die Straße, mehrfachen Lichtschein, der nur aus den Fenstern eines Gebäudes kommen konnte. Möglicher Weise war da bereits der oben erwähnte Ort Pianazzo. Darüber mußte ich Gewißheit haben. So gut, wie die Dunkelheit es erlaubte, suchte ich nach einem Pfade hinunterzu, fand aber keinen. Es war eine gefährliche Kletterpartie in's Blaue, oder richtiger in's Schwarze hinein, die ich nun antrat, und ich wundere mich noch heute, daß ich nicht den Hals dabei brach. Doch es lief gut ab, und ich stand vor einem scheunenartigen Gebäude; die Lichtstrahlen kamen durch die Klunsen und Spalten der sehr schlechten Fensterladen. Von Verglasung dieser „Fenster“ war nichts zu bemerken. Ich schlich so vorsichtig, wie möglich, hinzu und konnte so durch die Spalte eines Ladens fast das ganze Innere überblicken. In der Mitte des Raumes brannte ganz frei auf dem Boden Holzfeuer, um welches herum ein gutes Dutzend struppiger schmutziger Wassermänner, theils auf Kisten und Fässern saßen, theils einfach in malerischen Stellungen auf dem Boden lagen und fleißig einen gewaltigen irdenen Krug herumgehen ließen, der nach dem Benehmen der Trinker sicherlich keine Limonade enthielt; auch ein paar dieser Herrengesellschaft ganz entsprechende Damen waren anwesend und wurden weniger zärtlich, als leidenschaftlich hin und her gezerrt. Da ich mich strecken mußte, um gut hineinsehen zu können, geschah es, daß ich ein schwaches Geräusch durch unter meinen Füßen rutschende Steine verursachte. Dasselbe mußte augenblicklich bemerkt worden sein, denn ein halbes Dutzend der Kerle sprangen sofort auf und auf die Thüre und die Laden zu. Ich eben so schnell nach aufwärts, wo ich hinter dem nächsten Felsblocke zusammenkauerte und den Athem anhielt. Unterdessen waren schon ein paar Laden aufgestoßen worden, und mehrere der Kerle kamen durch die Thüre und sahen sich am Haus entlang um. Ich konnte deutlich ihre Stimmen hören, verstand aber kein Wort. Erstlich war mein Italienisch zu der Zeit noch „man swack“, und das ihrige ein greulicher Dialekt. Nach fünf bis zehn für mich sehr unbehaglichen Minuten beruhigten sie sich, kehrten zu ihrem Feuer zurück, und die Laden wurden wieder geschlossen. Ich verhielt mich noch einige Zeit ganz still und trat dann mit größter Vorsicht den Rückstieg zur Straße an, das heißt, ich kroch zumeist auf allen Vieren, um nicht allenfalls durch in's Rollen versetzte Steine die Aufmerksamkeit der netten Gesellschaft wieder auf mich zu lenken. Es mögen ja im Ganzen recht brave und friedliebende Leute gewesen sein, die da vielleicht nur einen Geburtstag oder das Fest ihres Schutzheiligen feierten, aber eine abschreckendere Bande habe ich nie mehr zu Gesicht bekommen. Ohne allzu ängstlich veranlagt zu sein, war ich doch froh, zu dieser Zeit und an diesem Platze nicht ihre nähere Bekanntschaft gemacht zu haben.

Auf der Straße angelangt, ging's bald wieder durch einen Tunnel; in demselben opferte ich ein paar von meinen spärlich gewordenen Schwefelhölzchen, und sah so auf meiner Uhr, daß es nahe an 11 war. Ich war also schon fast 6 Stunden auf dem Wege. Der Wind war nicht mehr so schneidend kalt, und ich war kaum eine halbe Stunde weiter gegangen, als sich am Himmel, wenn auch trüb, der abnehmende Mond zeigte, genügend Licht gebend, um mich besser vorwärts kommen zu lassen. Nachdem die Straße sich eine kurze Strecke weit ziemlich eng zwischen hohen Felsen hindurchgewunden hatte, erweiterte sie sich zu einer kleinen Ebene, auf welcher ungefähr ein halbes Dutzend Häuser, oder richtiger Hütten sichtbar wurden. Ich schritt auf das einzige größere und auch der Straße zunächst stehende zu; es war zweistöckig, sah aber stark verfallen aus. Ueber der Thüre hing etwas, was nach genauestem Studium bei dem trüben Mondlichte annehmen ließ, daß es einmal eine Traube hatte vorstellen sollen. Auch ein Schild war über der Thüre, auf dem aber von Buchstaben nichts mehr zu entdecken war. Nach meiner „Konjekturaldiagnose“, wie der Münchener Kliniker Pfeuffer die Diagnose in zweifelhaften Krankheitsfällen gelehrt und für die Angehörigen tröstlich zu bezeichnen pflegte, stand ich vor einer „Locanda“ (Gasthaus, Herberge), allerdings fünften oder sechsten Ranges, immerhin aber eine Unterkunft, für mich zur Zeit besser, als gar keine. Ich besann mich daher nicht lang, und schlug mit meinem Stock gegen die Thüre, erst sanft, dann stärker, zuletzt sehr stark, bis endlich oben ein Fenster geöffnet wurde, und ein Kopf sich hervor streckte, der denen in der oben geschilderten Scheune um nichts an Struppigkeit nachstand und in gröblichstem Tone vernehmen ließ, was ich wolle. Ich fragte dagegen höflichst, ob diese Pianazzo sei. „Ja“. „Ob ich Logis für die Nacht hier haben könne?“ „Ob ich bezahlen könne?“ Ja, wenn er nicht zu hoch rechnen würde. „Wer und was ich sei?“ Reisender Student, Namens so und so. „Svizzero?“ Hätte ich doch ja gesagt, wenn ich nicht so grün gewesen wäre. Hat doch selbst der Apostelfürst Petrus seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet, warum hätte ich Deutschland nicht einmal verleugnen sollen? Aber so sagte ich stolz: „Uno Tedesco (ein Deutscher).“ Es war kaum heraus, als der droben Aeußerungen ausstieß, die er sicherlich keinem Gebetbuche entnommen hatte. So viel davon konnte ich deutlich verstehen, daß in seinem Hause kein Platz für einen verdammten Deutschen sei, und daß ich mich augenblicklich zum Teufel scheeren und ihn nicht wieder stören solle, oder er würde selbst herunter kommen und mir den Weg weisen. Damit schlug er sein Fensterlein zu. Es war ganz niederträchtig; aber was konnte ich thun? In mein Schicksal ergeben ging ich zur Straße zurück und entdeckte dort einen kleinen, gerade aus dem Felsen kommenden Brunnen, daneben eine feste hölzerne Bank, die wohl irgend ein Menschenfreund zum Ausruhen und zur Erquickung für ermüdete Reisende gestiftet hatte. Da ließ ich mich nieder und sprach dem krystallhellen, frischen Wasser zu. Das Mondlicht war unterdessen viel heller geworden und ließ die mich umgebende großartige Gebirgslandschaft zur Geltung kommen. Wäre ich nur nicht so durchfroren, hungrig und ermüdet gewesen.

Doch ich saß nicht sehr lang, als ich von der Straße her von unten heraufkommende stramme Tritte vernahm, die näher und näher kamen. Und bald tauchte eine österreichische Streifwache auf, die ich sogleich an ihren Federbüschen als Kaiserjäger erkannte. Es waren sieben Mann. Sie marschirten gerade auf mich zu, und der kommandirende Unteroffizier forderte barsch meine Legitimation. Sobald er mit Hilfe einer von seinen Leuten schnell in Ordnung gebrachten Handlaterne sorgfältig Einsicht in meinen Paß genommen und meine Leidensgeschichte gehört hatte, ward er sehr freundlich und munter. „Sie werden gleich sehen, wie schnell ich Ihnen da drüben Unterkunft verschaffen werde; man muß nur mit diesen Italienern zu sprechen wissen.“ Und er wußte mit ihnen zu sprechen, wie ich baldigst sehen konnte. Er ging zum Wirthshaus und that mit seinem Gewehrkolben einen Schlag an die Thüre, deren sie nicht viele ausgehalten haben würde, ohne in Stücke zu gehen. In wenigen Augenblicken wurde sie geöffnet und der Werth kam heraus. Die italienisch geführte Unterhaltung zwischen ihm und dem Korporal war sehr lebhaft, aber kurz. Dieser rief mich hinüber und sagte: „So, der Mensch wird Ihnen sogleich Brod, Käse und Wein geben und Ihnen ein Bett anweisen. Sie haben ihm hierfür, wenn Sie weggehen, 75 Centesimi (nach damaliger Währung etwa 15 Cents), zu vergüten. In dem anderen Bette in derselben Kammer schlafen zwei Leute, angeblich Straßenarbeiter. Der Wirth ist für Ihre Sicherheit verantwortlich.“ Hier riß er zwei Blätter aus seinem Notizbuche und übergab mir dieselben nebst Bleistift mit dem Ersuchen, auf das eine meinen Namen, Heimath und dermalige Zeit — seine Uhr zeigte nahezu auf ein Uhr Morgens — zu schreiben, damit er meine Handschrift habe. Er würde zwischen 6 und 7 Uhr des Morgens mit seiner Mannschaft hieher zurückkommen und sich nach meinem Befinden erkundigen; ich könne dann in seiner Begleitung bis nach Campo Dolcino gehen. Im Falle sich seine Ankunft verzögern und ich früher aufbrechen würde, so solle ich dann auf seiner Station in Campo Dolcino vorsprechen und auf dem zweiten Blatte, das er mir gegeben hatte, bescheinigen, ob der Wirth die ausgemachten Bedingungen eingehalten und mich in keiner Weise belästigt habe. Träfe er mich nun hier nicht mehr oder diese Bescheinigung nicht auf seiner Station an, so würde es die übelsten Folgen für den Wirth haben. Ich möge also diese Abmachung unter keinen Umständen versäumen; besondere Mühe würde sie mir ohnehin nicht machen, da seine Station zunächst bei dem Geschäftslokale des „Syndico“ (Bürgermeisters) sei, wo ich doch meinen Paß wieder für den laufenden Tag visiren lassen müsse. Selbstverständlich versprach ich die genaueste Befolgung und nahm unter bestem Danke Abschied von dem für meine Sicherheit so aufmerksam bedachten Kaiserjäger. Die Bekanntschaft hier war jedenfalls eine erfreulichere, als wenn ich dieselbe ein paar Jahre vorher mit ihm unter seinem damaligen Herrn und Gebieter, dem Scheusal Windischgrätz, hätte machen müssen. Sie wäre da vermuthlich, nach Heines Wortbildung, eine „erschießerliche“ gewesen.

Mit unfreundlicheren Augen ist wohl selten ein Gast in einem Hause angesehen worden, als ich hier von dem Wirthe, den der Korporal genau von unserer Abmachung unterrichtet hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, geleitete er mich eine Hühnerstiege hinauf in die Kammer und brachte darnach das ausbedungene „Souper“ herauf, aus Brod, Käse und Wein bestehend. Die Beleuchtung hierzu bestand aus einem in einen Flaschenhals gesteckten Lichtstumpen. Brod und Käse waren steinhart, so daß ich kaum etwas davon genießen konnte; doch ich hatte Hunger, und strengte meine Zähne nach Kräften an. An Wein war Ueberfluß; es war der gewöhnliche, schrecklich herbe, rothe Landwein, der dort herum fast keinen Geldwerth hat. Ich sprach dem vollen Kruge, der mindestens eine halbe Gallone enthielt, nur wenig zu, da ich meinen Durst draußen am Brunnen zur Genüge gelöscht hatte. Kammer und Bett waren von der ärmlichsten Art. Meine zwei Schlafgenossen im anderen Bette lagen mit den Gesichtern gegen die Wand, so daß ich physiognomische Studien mit ihnen nicht anstellen konnte. Der dichte, schwarze Haarwust bewies nur die italienische Abstammung. Anscheinend waren sie durch mein Kommen nicht gestört worden, sondern schliefen fest und schnarchten hübsch. Ihr Bett war durch die ganze Länge der Kammer von dem meinigen getrennt; am Kopfende des Letzteren befand sich eine etwa zwei Quadratfuß große Fensteröffnung, ohne Glas und Laden, die genug des nun hellen Mondlichtes einfallen ließ, daß ich die Kammer ziemlich überschauen konnte, nachdem ich mich, angekleidet, auf das unsaubere Bett gelegt und das Licht ausgemacht hatte. Vorsichtshalber hatte ich doch meinen mineralogischen Stahlhammer aus dem Lederbestecke genommen und handgerecht neben mir ins Bett gelegt. Er konnte als sehr ausgiebige Waffe dienen, da sich auf der einen Seite die vierkantige Hammerfläche, auf der anderen aber eine mehr als zollbreite, scharf zugeschliffene Kante befand. So ausgerüstet, suchte ich zu schlafen; es kam aber trotz aller Ermüdung zu keinem festen und anhaltenden Schlaf, zumal die durch die Fensteröffnung einströmende Nachtluft noch sehr kühl war. Doch blieb ich regungslos liegen und konnte in den schlaflosen Zwischenzeiten die Kammer übersehen, da ich nicht mit dem Gesichte gegen die Wand lag. Meine Schlafkameraden schnarchten weiter, abwechselnd einstimmig oder im Duett. Da glaubte ich zu bemerken, daß der vorn Liegende eine Wendung machte und in Bewegung kam. Ich sah starr hin. Richtig, er ließ sich völlig geräuschlos vom Bett heruntergleiten und kam wie eine Schlange auf dem Bauche auf mein Bett zugerutscht. Was hatte er vor? Gutes konnte es bei solchem Gebahren nicht sein. Mit dem in diesem Lande so beliebten Stilett genügte ein gut geführter Stoß, um mich für immer still zu machen. Ich war kurz gefaßt. Meinen Stahlhammer fest in der Hand, war ich entschlossen, dem Herankriechenden in demselben Augenblicke den Schädel zu zerschmettern, in dem seine Hand sich über dem Rande meines Bettes zeigen würde. Sehen konnte ich ihn nun nicht mehr, er mußte bereits zunächst am Bett sein. Jede Muskel meines Körpers war gespannt, ihn würdig zu empfangen. Aber es zeigte sich nichts. Ein paar Minuten der höchsten Aufregung verstrichen. Dann — ja dann sah ich, wie der Kerl ebenso vorsichtig und lautlos, wie er gekommen war, zu seinem Bett zurückrutschte. Es ging aber langsamer, weil er in der einen etwas erhobenen Hand einen größeren Gegenstand mit fortnahm, den ich nicht sogleich erkennen konnte. Von meinen Sachen konnte es nichts sein; die lagen alle zwischen mir und der Wand auf meinem Bette. Als der Kriechende an sein Bett zurückkam, nahm ihm sein Kamerad den Gegenstand aus der Hand und zu sich ins Bett. Nun erst konnte ich erkennen, was es war; es war — der Weinkrug, der hart neben meinem Bett auf einem niedrigen Schemel, dem einzigen Stück Möbel in der Kammer, außer den Betten, gestanden hatte. Den allein also hatten sie im Auge gehabt und hatten gewartet und um die Wette geschnarcht, bis sie mich im festen Schlaf glaubten. Jetzt wars an mir, zu schnarchen; dabei hinüber schielend, besorgte ich es so gründlich, daß die lieben Schlafgenossen ihrem Durste keinen Zwang anthun mußten, und so bald mit dem Inhalt des Kruges fertig waren. Es waren ehrliche Leute. Ebenso vorsichtig brachte der, der ihn geholt hatte, den Krug auch wieder an seinen Platz zurück. Um es ihm zu erleichtern, that ich noch ein Uebriges im Scharchen. Den Hammer hatte ich längst aus der Hand gelegt und dem Himmel gedankt, daß ich nicht eines Weinkruges wegen zum Todtschläger geworden war. Es ging nur um eines Haares Breite. Ruhigen Gemüthes fand ich noch ein paar Stunden erquickenden Schlafes.

Der früh anbrechende Tag war so klar und sonnenreich, daß es mich doch schon vor sechs Uhr auf die Strümpfe trieb. Meine Zimmergenossen hatten sich bereits still empfohlen. Ich gab dem Wirth statt seiner 75 Centesimi einen ganzen Franken und versicherte ihr, daß ich ihm das beste Zeugniß ausstellen würde. Dadurch ward er so mild gestimmt, daß er mir sogar eine glückliche Reise wünschte. Zum Frühstück hatte ich ein Stück des harten Brotes mit dem herrlichen Wasser am Brunnen über der Straße. Dann gings munter hinunter nach Campo dolcino. Das prächtige, nur gegen Süden offene Thal, von den anderen Seiten her durch die hohen Berge gegen die Rauhheiten der Witterung geschützt, trug schon ganz die Schönheit der südlichen Vegetation zur Schau. So tröstete ich mich bald über meine erste Nacht in Italien.

— Eines hat die Dummheit vor dem Verstand voraus — die Grenzenlosigkeit.

— Fatal. — Freund: „Aber warum so wild? Das Benefiz nicht nach Wunsch ausgefallen?“ — Schauspieler: „Denke Dir, ich bestellte gestern beim Gärtner einen Kranz, gebe dem Gehilfen ein gutes Douceur, daß er mir ihn während der Vorstellung hinaufreicht, und was thut der Esel? Er reicht mir den Kranz hinauf und sagt unter lautloser Stille: Herr Schauspieler, die Rechnung bekommen S' morgen, i hab's vergessen!“

Geheime Schuld.

Roman von **Robert Kraft.**

(4. Fortsetzung und Schluß.)

„Ja, er hat sie geliebt. Klaus war ein böser Mensch, er kannte nur das Vergnügen, und rachsüchtig war er, schadenfroh. Wenn sie ihn wegen seines rothen Haares verspotteten, so rächte er sich, indem er den Kindern die Schulbücher beschmutzte, und damals, als den Kindern immer Vitriol auf ihre Kleider gespritzt wurde, das war er gewesen. Er fing es so schlau an, daß Niemand Verdacht auf ihn bekam, er lenkte ihn immer auf jemand anders. Nur ich wußte Alles, aber ich sagte nichts, denn ich hatte ja nur meinen Bruder und glaubte, er wäre auch so unglücklich wie ich. Ja, er liebte Bertha, und dich haßte er. Bertha selbst hat es wohl niemals gemerkt, sonst hätte sie vor Gericht etwas davon erzählt. Auf dem Tanzboden hat er sie einmal gefragt, ob sie später wohl seine Frau werden wolle, Bertha mag es für Scherz gehalten haben, hat gemeint, nicht eher, als bis seine schiefe Nase gerade und sein rothes Haar schwarz geworden wäre. Das hat er ihr nie vergessen. Weißt du noch, Paul, daß du ihn ein paar Mal durchgeprügelt hast, weil er über dein Verhältniß zu Bertha höhnte, dich einen armen Schlucker, einen Plankentreter nannte? Er sann auf Rache und er war zu Allem fähig."

Paul antwortete nicht, als sie eine Pause machte. Sein Athem stockte. Was würde er nun noch zu hören bekommen? Eine fürchterliche Ahnung begann in ihm zu dämmern.

„Dann kam der Tag, wo Berthas Mutter krank wurde, wo der Arzt geholt werden mußte," fuhr Lore mühsam fort, „wo man das Gift in dem Zucker fand und wo die Polizei Bertha in's Gefängniß brachte. Ich wollte es nicht glauben, daß sie es gewesen sei. Da zog mich Klaus auf die Seite, unten im Keller war's, er rieb sich die Hände und lachte, lachte wie ein Teufel und sagte, ich solle mich freuen, nun wäre ich die Bertha los, das mit der schiefen Nase hätte er ihr angestrichen. Gestern Abend habe er hinten im Garten gestanden und in die Stube der Lüders hineingesehen. Bertha hätte den Beutel mit dem Gift auf den Tisch gelegt und sei hinausgegangen. Der Küchenschrank stand auf — und darin war die Zuckerdose. Da habe er der Bertha einen Streich spielen wollen und — Paul, ich kann nicht mehr!"

Eine feste Hand packte die ihre und drückte sie schmerzhaft.

„Und da hat Klaus das Gift in den Zucker geschüttet?" keuchte er in ihr Ohr.

Sie vermochte nur zu nicken.

„Lore, du lügst, du sprichst im Fieber!" schrie er außer sich.

„Nicht so laut," flüsterte sie, „es ist genug, wenn du es erfährst. Ich sage die Wahrheit — Klaus hat es gethan. Höre nur weiter!"

Und sie fuhr fort, zu erzählen: wie sie sich gefürchtet habe, den Sachverhalt einzugestehen, weil es ihr Bruder gewesen sei. Sie hätte an den Vater gedacht, und dann that auch Klaus gerade so, als hätte er es ihretwegen gethan. Dann fühlte sie sich als Mitschuldige, weil sie die Wahrheit nicht gleich bekannt habe, sie wäre ja noch ein Kind gewesen. Ja, sie gestand sogar ehrlich ein, daß sie ein Fünkchen Hoffnung genährt habe, Paul nun doch zu bekommen, weil sie die Nebenbuhlerin los sei. Nur Bertha sich im Zuchthause vorstellen durfte sie nicht, dann wurde sie von den entsetzlichsten Gewissensqualen gefoltert, ihr ganzes Leben sei seitdem eine Gewissensanklage gewesen, sie habe so sehr gelitten und sei doch zu schwach gewesen, durch ein Geständniß sich Ruhe zu verschaffen.

Klaus wußte, welche Macht er auf sie ausübte, er hatte sie auch dazu bestimmt, ihm bei dem Kassendiebstahl behilflich zu sein. Hoffte sie doch, dadurch ihren Ankläger, den sie täglich vor Augen sah, los zu werden. Eine Schuld zog nun immer die andere nach sich. Klaus verpraßte das Geld und drohte mit Verrath; sie bestahl den Vater und schickte ihm Summe auf Summe, damit er schweige und in Amerika bleibe. Nur einen einzigen Brief hatte sie an Klaus geschrieben, in dem sie ihn beschwor, er solle schweigen, sie wollte ihm ja immer Geld schicken; den Brief müsse er gleich verbrennen.

Aber er verbrannte diesen Brief nicht, in seiner Todesstunde gab er ihn, von Verzweiflung und Reue erfaßt, seinem Kameraden Moritz Koch, daß dieser, falls er mit dem Leben davonkäme, der Wahrheit die Ehre und der unschuldigen Bertha die Freiheit wiedergäbe. Koch benutzte den Brief aber anders. Lore gestand, ihren Mann betrogen und bestohlen, Bertha das Geld nur zum Schein ausgeliefert zu haben, bis — ja, bis sie nur noch einen Ausweg hatte, um sich von jenem Dämon zu befreien. Sie wurde an Koch zum Mörder.

Sie hatte zuletzt Paul ihr Gesicht zugewendet. Zurückgelehnt saß er da, die Augen krampfhaft weit geöffnet, die Finger zuckten, die Lippen bewegten sich, aber er sprach kein Wort.

Sie war ganz ruhig geworden, unnatürlich ruhig.

„Ich glaube, meine Schuld schon bei Lebzeiten abgebüßt zu haben. Bertha war im Zuchthaus, ich war in der Hölle. Daß ich den Koch tödtete, reut mich nicht. Es war kein Mord, ich habe ihn wie ein giftiges Reptil zertreten. Nur eines möchte ich noch gern wissen. Paul, kannst du mir verzeihen? Ich will ja gern sterben, wenn du mir noch einmal sagst: mein liebes Lorchen. Was ich that, that ich nur aus Liebe zu dir. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich lieben — du warst mein Alles, mein Leben. Und wenn du mich nun verurtheilst, dann will ich, ja, dann muß ich sterben. Durch Berthas Tod bin ich zur doppelten Mörderin geworden, und dennoch fühle ich mich in diesem Augenblicke unschuldig. Durch meine Leiden und mein Sterben, welches mir die Frucht meines Ringens raubt, habe ich Alles gesühnt. Ich fürchte mich nicht, Bertha im Jenseits zu begegnen, aber ich fürchte mich, ohne deine Verzeihung zu sterben. Denke nicht schlecht von mir nach meinem Tode. Ich bin nicht schlecht gewesen — wirklich nicht, Paul. Ich habe dich nur zu sehr geliebt. Kannst du nun mitfühlen, wie Alles so kommen mußte, ohne daß ich es wollte?"

Mit verzweiflungsvoller Angst hingen die Augen des flehenden Weibes an seinem Munde, zum ersten Mal brachte dieser einen Ton hervor, aber es war nur ein heiseres Stöhnen.

Dann stand er schwerfällig auf und wankte hinaus.

„Paul, nur ein freundliches Wort. Ich that Alles nur aus Liebe zu dir. Paul, geh' nicht so von mir, — nur ein einziges Wort!" tönte es verzweiflungsvoll hinter ihm.

Er hörte es wohl gar nicht, mit schleppendem Schritt ging er weiter.

Der Corridor wurde von zwei Gasflammen erhellt, auf dem Eisschranke stand noch eine brennende Küchenlampe. Diese nahm er im Vorbeigehen, stieg die innere Treppe hinauf, blieb auf dem ersten Absatz vor der Thür eines einfachen Verschlages stehen, griff in die Tasche, zog einen Schlüssel hervor und schloß auf. Alles geschah mit der mechanischen Bewegung eines Nachtwandlers, ebenso starr und ausdruckslos blickten auch seine Augen geradeaus.

Den kleinen Verschlag hatte er sich beim Hausbau zu einem besonderen Zwecke machen lassen, auch nichts von außen gethan, ihn mit der übrigen, kostbaren Einrichtung in Einklang zu bringen. Schon die einfache Holzthür war auf der mit Teppichen belegten und mit den chinesischen Vasen und Figuren des Vaters geschmückten Treppe auffallend. Fragte ihn ein Freund, was es mit der Thür für eine Bewandtniß habe, so erklärte er mit einigem, Anfangs unverständlichem Stolz, sie verschlösse sein Allerheiligstes, wer aber dann neugierig weiterforschte, den führte er auch hinein und weidete sich an der Verblüffung des Eintretenden.

Der enge, kojenartige Raum enthielt nichts weiter als eine grünangestrichene Seemannskiste, einen wasserdichten Kleidersack, dazwischen stand ein Paar mächtige Seestiefel und an den Nägeln hing das gelbe Oelzeug, das sind die Ueberkleider des Seemanns zum Schutz gegen Regen, und der Südwester.

„Wenn es mir einmal zu wohl wird, sollen mich diese Sachen daran erinnern, was ich einst gewesen bin," hatte er dann lachend erklärt, aber es war ihm Ernst damit.

Jetzt war die Kammer seine Zuflucht. Er hing die Lampe an einen Nagel, sah sich mit wirren Blicken um und ließ sich endlich schwer auf die Kiste fallen. Dort blieb er unthätig sitzen, wie der Seemann, der auf Wache muß und die letzten Minuten der Ruhe im Logis genießen will, ehe ihn das Commando zur Arbeit und zum Kampfe mit den Elementen ruft. Nach einer Weile stand er auf und murmelte: „Alles vorbei — Alles! Es muß sein!" Dann begann er in der Kiste zu kramen, holte die blauen, wollenen Hemden hervor, faltete sie auseinander, schüttelte sie aus und legte sie wieder glatt zusammen, wie der Matrose, der Vorbereitungen trifft, zur langen Reise an Bord zu gehen. Auch seinen Sextanten prüfte er, ob die Schrauben noch functionirten und der Spiegel nicht verletzt sei; wie träumend las er sein ganzes Seefahrtsbuch durch, worin stand, wie er zuerst als Schiffsjunge angemustert und wie er zuletzt die Brigg „Ariadne" noch vor dem Ziele verlassen hatte. Und bei alledem liefen ihm immer die Thränen über die Backen. Ach, wäre er doch erst wieder an Bord, weit, weit fort von hier, wäre er doch erst wieder der schlichte Seemann, der mit Noth und harter Arbeit sein täglich Brot erringen muß! Ach, hätte er doch nie die wilde und doch so schöne See treulos verlassen!

Auf dem Grunde der Kiste stieß er auf eine alte, verblichene Photographie. Unten erscholl ein markerschütternder Schrei.

Wieder sank er auf den Kistenrand und betrachtete unverwandt Berthas Bild; und immer tiefer gerieth er in seine Grübeleien über die Vergangenheit und sein zertrümmertes Glück.

Flackernd verlöschte die Lampe. Es war Nacht. Und als der Tag zu grauen begann, saß er noch immer so da, ein gebrochener Mann.

Ein leiser Schritt kam die Treppe herauf, im Thürrahmen stand eine Frauengestalt. Paul sah sie nicht.

11.

Der über die Brücke fahrende Wagen mußte halten, eine Menschenmenge, die sich um etwas drängte, sperrte den Weg, aus dem Schlag stieg ein ältlicher Herr.

„Was gibt es denn hier?" fragte er die Nächststehenden. „Ist ärztliche Hilfe nöthig?"

„Sind Sie Arzt? Das ist gut. Vielleicht braucht sie gar keinen, leben thut sie noch, meine Frau beschäftigt sich eben mit ihr. Wir kamen gerade dazu, wie man das Frauenzimmer aus dem Wasser zog, eine Selbstmörderin; sie wollte es sich erst gar nicht gefallen lassen, jetzt scheint sie aber wieder zur Vernunft gekommen zu sein."

Es war eine Gesellschaft von Frauen und Männern, welche die Brücke passirt hatten und eben hinzugekommen waren, wie ein junger Bursche, dem Arbeiterstand angehörend, ein sich sträubendes Mädchen die Wassertreppe herauf brachte. Unten lag ein angebundener Kahn. Alles war soeben geschehen. Der Arzt sah ein Mädchen in triefenden Kleidern stehen, von Frauen umringt, die auf sie einsprachen und sich mitleidig mit ihr beschäftigten, der junge Mann in Arbeitertracht erzählte lebhaft, die Herren beriethen sich noch, was sie eigentlich thun sollten, ob nach einem Arzt oder nach einem Wagen oder nach einem Schutzmann zu schicken sei. Das zitternde Mädchen hatte die Hände gefaltet und blickte ängstlich um sich.

„Ich lag da unter der Brücke mit meinem Kahne und sah gleich, was sie wollte," erzählte der Bursche, „ehe ich aber rufen konnte, war sie schon hinunter gesprungen. Na, ich machte den Kahn schnell los, und wie sie wieder hoch kam, hatte ich sie beim Kragen, aber gewehrt hat sie sich wie eine Verzweifelte."

„Wir müssen sie in's Krankenhaus bringen," meinte ein Mann.

„Nein, zuerst einen Schutzmann holen."

„Um Gotteswillen, nur keinen Schutzmann!" lachte der Bursche. „Was soll denn der? Der sperrt sie nur ein und mich dazu, dann kommt es ja heraus, daß ich Nachtangeln gelegt habe. Im Kahne liegen noch vier Hechte — das wäre eine schöne Geschichte! Ich weiß, was Sie thun müssen — hier," er riß die Mütze vom Kopfe und hielt sie dem Nächsten hin, „hier, eingesammelt für sie, dann wird sie nicht wieder in's Wasser gehen. Unsereins kennt doch so etwas!"

„Da ist ja der Doctor Ensbach," rief ein Anderer. „Der kann hier am besten helfen."

„Ueberlassen Sie mir das Mädchen," sagte der bekannte Arzt, dem Alle Platz machten. „Aber ich habe keine Zeit, ein Patient wartet auf mich. Kommen Sie, mein armes Kind, Sie sollen gut aufgehoben sein."

Er mußte das Mädchen mit Gewalt führen, sie sträubte sich; er hob sie in den Wagen.

„Und wie heißen Sie?" wandte er sich vor dem Einsteigen noch an den Arbeiter.

„Jawohl, damit mich die Polizei wegen Angelns am Wickel nimmt. Ich mache, daß ich fortkomme."

„Nein, ich will nur den Namen des braven Retters wissen, Ihr Schaden soll es sicher nicht sein."

„Ach was, das hätte jeder Andere auch gemacht."

Er nannte aber endlich doch Namen und Wohnung, und der Wagen fuhr davon.

Der Arzt faßte die Hand des sich in eine Ecke drückenden Mädchens, um den Puls zu prüfen, und fragte mit liebreichen Worten nach dem Befinden.

„War unglückliche Liebe an dem verzweiflungsvollen Schritte schuld, mein liebes Kind?" fuhr er dann fort, ohne eine Antwort abzuwarten. „Oder Noth? Fassen Sie Muth. Sie sind noch zu jung, um am Leben zu verzweifeln. Es sieht in der Jugend Manches schrecklicher aus, als es in Wirklichkeit ist, wenn man es in der Nähe betrachtet. Und jetzt haben Sie einen Freund an mir gefunden, der Ihnen helfen wird, das Schlimmste zu überwinden."

Er hielt die kalte Hand des Mädchens in seiner lebenswarmen und sprach so weiter zu ihr, tröstend, ermuthigend, manchmal ernst, manchmal heiter, bis sie zu weinen begann, und dann wußte er, daß die Arme für das Leben wieder gerettet war. Nach dem Grunde des versuchten Selbstmordes hatte er nicht geforscht, er wollte nicht daran rühren, er hatte nur erfahren, daß sie ganz allein dastände, keine Wohnung habe und Bertha Lüders heiße.

Doctor Ensbach war zu Vollands gerufen worden, wo eine Operation nothwendig war. Er mußte sich beeilen, es war die höchste Gefahr. In das Krankenhaus konnte er die Gerettete nicht bringen, aber er war sicher, daß Vollands das unglückliche Mädchen für kurze Zeit beherbergen würden, bis er eine bleibende Unterkunft für sie gefunden hatte.

„Nicht wahr, Sie versprechen mir, so lange nichts Aehnliches wieder zu versuchen, bis wir wieder zusammen gesprochen haben?" sagte er dringend.

Er ließ nicht nach, bis sie ihm darauf den Handschlag gab. Von dem alten, freundlichen Manne strömte eine Sympathie aus, die sie kräftigte.

Der Wagen hielt, Ensbach wurde mit Verzweiflung erwartet, er nahm Bertha mit, welche nicht wußte, wo sie sich befand.

„Hier, ich übergebe dir dieses Mädchen," wandte er sich an einen weiblichen Dienstboten, „sie ist in's Wasser gestürzt, ich kam gerade dazu und nahm sie mit. Stecke sie in dein Bett oder in ein anderes und mache ihr Kamillenthee. — Gehen Sie mit, mein Kind, ich komme dann selbst zu Ihnen."

Das Dienstmädchen versicherte, Alles für die Aermste zu thun, und Ensbach konnte sich jetzt nicht weiter darum kümmern, eine ernste Pflicht rief ihn.

Bertha lag bald in dem Bett des Dienstmädchens und mußte einige neugierige Fragen über sich ergehen lassen, die sie nur zum Theil beantwortete.

„Wie heißt der Herr?" fragte sie dann.

„Das war Herr Doctor Ensbach, wir haben ihn vorhin holen lassen. Ach Gott, wenn das nur mit der gnädigen Frau gut abgeht!"

„Ist dies nicht seine Wohnung?"

„I wo, hier wohnt doch Herr Volland."

Berthas Augen vergrößerten sich.

„Paul Volland?"

„Paul Volland. Kennen Sie ihn denn? Seine Frau kommt diese Nacht nieder, aber sie wird wohl sterben, meinen die Aerzte."

Bertha hörte nicht mehr. „Lore — Lore," hauchte sie, dann verwirrten sich ihre Sinne. In seinem Hause! — — Lore dem Sterben nahe — sie selbst am Leben — und in seinem Hause! — — Eine wohlthätige Ohnmacht umfing sie, welche dann einem natürlichen Schlafe wich.

Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte, als sie erwachte und Doctor Ensbach vor sich stehen sah. Er mochte sie geweckt haben.

„Das Schicksal hat hier sehr merkwürdig gewaltet. Sie nannten sich Bertha Lüders. Kennen Sie Frau Leonore Volland?"

Bertha bejahte flüsternd.

„Dann stimmt es. Es ist eine alte Magd im Hause, welche Sie kennt; sie hat Ihren Namen gehört, dadurch ist es zu Ohren der Frau Volland gekommen, diese hat schon vor einigen Stunden Sie zu sprechen verlangt, es wurde nach Ihnen geschickt, man fand aber nur einen Brief vor, in dem Sie Ihren Entschluß mittheilten, zu sterben. Nun verlangt Frau Volland durchaus, daß Sie sofort zu ihr kommen. Ich weiß nicht, was hier vorliegt — wenn es eine Bitte ist, so schlagen Sie ihr dieselbe nicht ab, nach menschlichem Ermessen hat Frau Volland nur noch wenige Stunden zu leben. Sie will Sie jetzt allein sprechen, sie jammert nach Ihnen, könnte sonst nicht ruhig sterben."

„Ich komme."

„Kleiden Sie sich an, ich warte fünf Minuten vor Ihrer Thür."

In fünf Minuten war Bertha draußen, es drehte sich ihr Alles im Kopfe, sie glaubte zu träumen.

Dann öffnete sich die Thür. „Bertha, verzeihe mir!" klang es ihr schmerzlich und doch jauchzend entgegen. Verschwunden war ihre Betäubung, sie eilte auf das Bett der einstigen Freundin zu.

Eine halbe Stunde war Bertha mit Lore allein, dann ging sie, Paul zu holen. In der Kammer säße er oben, sagten die ängstlichen Dienstboten; man habe schon geklopft und ihn gerufen, aber er antworte nicht.

Als Bertha die Treppe hinaufging, war ihr Schritt ruhig, ein Ausdruck von fester Entschlossenheit lag auf ihren Zügen.

Auf der Schwelle blieb sie stehen. Paul saß noch immer in der Morgendämmerung auf dem Kistenrande, regungslos, den Kopf gesenkt, wie erstarrt.

„Paul!"

Er blickte auf, sah verwirrt um sich, dann erhob er sich schnell.

„Bertha — du! Du bist nicht todt!" brach es wie ein Schrei aus seiner Brust.

„Nein, Paul. Aber Lore liegt im Sterben, sie hat dir ein Kind geschenkt, ich war bei ihr; nun komm auch du, ihr zu verzeihen."

Der Mann kämpfte einen furchtbaren Kampf. Er stand auf dem Punkte, seinen Verstand zu verlieren.

„Und du — und du?" keuchte er.

„Mich hat Gott dem Leben wiedergegeben, damit ich ihr noch verzeihen konnte."

„Du weißt Alles?"

„Alles."

„Und hast ihr verziehen?"

„Ja, und wenn ich es that, kannst du es erst recht. Du mußt ihr verzeihen, Paul, du mußt, sie fehlte um deinetwillen, aus Liebe zu dir."

Sie zog ihn mit sich fort, eilte aber auf dem Corridor voraus. Als er das Zimmer betrat, hatte Lore sich aufgerichtet. Als sie den Gatten erkannte, glitt ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht. So eingefallen und weiß sie auch aussah, sie war doch schöner denn je. Die Aerzte hatten das Zimmer schon verlassen, die drei waren allein, nur hinter dem Kopfende des Bettes, wo Bertha stand, meldete ein dünnes Stimmchen die Anwesenheit eines Vierten.

„Jetzt kann ich glücklich sterben," flüsterte Lore leise. „Paul, du kommst, mir zu verzeihen?"

„Ich verzeihe dir, Lore," sagte er mit hervorbrechenden Thränen.

„Darf ich jetzt deine Hand nehmen?"

Er nahm die ihre, und als er sich über sie beugte und sie küßte, fielen Thränen auf ihr Gesicht.

„Nimm das Kind, Paul, ich möchte es noch einmal sehen, und dann gib es Bertha."

Bertha reichte ihm den neuen Erdenbürger, einen kräftigen Knaben, der auf seinem Arm zappelte. Vaterfreude und tiefer Schmerz erfüllten Paul zugleich, und ein glückliches Lächeln verklärte Lores Antlitz, als das Kind noch einmal in die Arme der Mutter gelegt wurde, bis es Bertha wieder nahm.

„Behalte du ihn, Bertha, sei du ihm Mutter. — Du weinst, Paul? Du sollst nicht weinen. Jetzt brauchst du mir auch nicht mehr zu zürnen, der Tod löscht alle Schuld aus. O, es ist so leicht, zu sterben, da ihr mir Beide verziehen habt. Jetzt bin ich wirklich glücklich, ach, so glücklich!"

Die Züge der Sterbenden straften ihre Worte keine Lügen.

„Bertha hat dich immer geliebt, Paul," fuhr sie mit leiser und leiser werdender Stimme fort, „reiner, edler als ich, mehr als sich selbst. Nun gibt es nichts mehr, was euch trennt — ich bin nicht mehr. Sie wird meinem Kinde die Mutter ersetzen — in besseren Händen als den ihren könnte ich es nicht lassen. Und denkt manchmal an mich — in Gutem. Versprecht es mir — versprecht es," drängte sie, als sie nicht gleich eine Antwort bekam.

„Ich will es!" erklang es doppelstimmig.

„Gebt euch die Hände — so," sie legte die Hand auf die der beiden Anderen, und so blieb sie mit geschlossenen Augen liegen.

Noch einmal öffnete sie die Augen. Ihr Geist befand sich schon in einer anderen Sphäre.

„Das Schwert ist weg," lispelte sie, „die Schuld getilgt. Paul — küsse mich noch einmal!"

Paul warf sich in ausbrechendem Schmerze über sie; er weinte laut.

Es war ihr letzter Seufzer gewesen, der etwas erhobene Kopf sank zurück, das Gesicht zeigte eine friedliche Ruhe.

Paul drückte ihr die Augen zu, dann wankte er zu Thür hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Stunden später saß er in seinem Zimmer und schrieb Briefe, als ein leiser Schritt hinter ihm erklang. Es war Bertha.

„Was willst du thun, Paul?" fragte sie.

„Ich muß fort," murmelte er.

„Du schreibst Briefe — an wen?"

„Ich mache mich frei."

„Du hast an den Staatsanwalt geschrieben?"

„Noch nicht."

„Das darf nicht sein, auf keinen Fall," sagte sie auf das Bestimmteste.

„Bertha, du bist unschuldig — dein Name — deine Ehre —"

„Was gilt mir das! Du wie ich, wir haben ihr verziehen. Wir wollen beide schweigen und das Geheimniß zusammen tragen. Sollen wir dein Kind die Schuld der Mutter büßen lassen?"

„Du hast recht," murmelte er gedrückt. „Ach, Bertha, zeige mir einen Ausweg. Ich kann fliehen, aber du — du!"

„Warum willst du fliehen? Vor was?"

„Nein, es ist keine Flucht. Aber ich muß fort, ich muß!"

„Ich verstehe, und ich hielte dich nicht, auch wenn ich ein Recht dazu hätte."

„Und willst du, während ich in der Ferne meinen Frieden wieder suche, dem Kinde die Mutter sein? Du versprachst es Lore."

„Du gestattest es?" fragte sie überrascht, aber doch freudig.

„Du fragst noch?" entgegnete er. „Es ist ja die einzige Sühne, die ich dir vor der Welt geben kann. Vielleicht legt man den Grund auch falsch aus. Kannst du mir auch wirklich aus ganzem Herzen verzeihen?"

„Ich habe dir nichts zu vergeben."

„Die harten Worte, die ich zu dir sprach, das ungeheure Unrecht, das auch ich dir zufügte."

„Es war ein Irrthum, sprich nicht mehr davon."

Sie drückten sich Beide stumm die Hände.

— — — — — — — — — — — —

Nach zwei Tagen wurde Lore begraben. Es war ein großes Leichenbegängniß, und man betrauerte den Mann aufrichtig, der am Grabe keine Thräne hatte, weil sein Schmerz zu groß war, aber aus seinen Zügen und seiner Haltung sah man, wie ihn der Verlust niederschmetterte.

Noch an demselben Tage reiste Paul ab, wenig mehr mitnehmend, als er mitgebracht hatte — seine Seemannsausrüstung.

Bald aber erhoben sich in den Kreisen, in denen Vollands verkehrt hatten, Gerüchte, welche viel Stoff zu Gesprächen gaben. Das Kettendampferunternehmen war in eine Actiengesellschaft umgewandelt worden, Paul Volland hatte sein Vermögen darin stecken lassen, er selbst aber betheiligte sich nicht mehr direct daran. Wohin er gereist war, wußte Niemand, die schier unglaubliche Mär tauchte auf, er sei wieder zur See gegangen als einfacher Steuermann. Der Schmerz über den Tod seiner Frau, mit der er so glücklich gelebt, hätte dies schließlich gerechtfertigt, er war doch immer nur ein Seemann gewesen; aber er hatte sein Kind einem Weibe anvertraut, welches sich als eine entlassene Zuchthäuslerin herausstellte, und nun kam auch seine alte Liebesgeschichte an den Tag. Das gab viel zu denken. Diese Bertha Lüders behielt sogar seine alte Wohnung inne. Pauls Rechtsanwalt war bei ihr gewesen und hatte ihr mitgetheilt, sie trete in die Nutznießung des großen Capitals bis zur Mündigkeit des Kindes. Wenn Paul sterbe, solle er, der Rechtsanwalt, Vormund des Kindes werden. Die Dividenden, welche Pauls Actien abwarfen, reichten hin, Bertha in einem Jahre wohlhabend zu machen.

Diese Bestimmungen waren alle sehr merkwürdig, man zerbrach sich den Kopf, in welchem Verhältniß denn Paul Volland noch zu der Zuchthäuslerin gestanden habe, daß er sie in solch' eine Stellung einsetzte, ihr sogar sein Kind überließ.

Es ging den gewöhnlichen Lauf. Als Bertha nach einiger Zeit mit dem Kinde die Stadt verließ, fragte man kaum noch, wo sie sich niederließ, andere Geschichten kamen auf welche neu waren und daher mehr interessirten, schließlich hatte man Volland und Bertha Lüders vergessen.

12.

Zwischen Bertha und Paul war der Abschied nur ein kurzer gewesen, ein fast stummer; er hatte keine Worte herausgebracht. Erst durch den Rechtsanwalt, der sich ihrer als väterlicher Freund annahm, ohne scheinbare Kenntniß von dem Vorgefallenen zu besitzen, und welcher nie einen wunden Punkt berührte, erfuhr sie, daß es sein Wunsch gewesen sei, sie möge die Stadt und damit das Geklatsch hinter sich lassen und wieder in ihrem Dorfe wohnen. Bertha siedelte also nach Pauls väterlichem Häuschen über. Wohl wurde auch dort erst lange über sie gesprochen, doch ließ auch das nach, Bertha war wieder Dorfkind, bekam aufrichtige Freundinnen, unter ihren Händen verwandelte sich das Häuschen in eine echte, schmucke Schifferwohnung, in deren Innerem man sich in Kajüten und Kabinen versetzt glaubte.

Hier führte sie ein stilles Leben, so glücklich, wie es die nimmer rastenden Gedanken zuließen, und Fritzchen, wie das Kind nach dem Großvater genannt war, wuchs und gedieh unter ihrer Liebe. Von Paul wußte sie nur durch den Rechtsanwalt, daß er auf einem Vollschiff als erster Steuermann nach New York gegangen war, um von dort aus nach Ostindien Reisen zu machen. Im ersten Jahre hatte sie einige Male an ihn geschrieben über des Kindes Befinden, aber keine directe Antwort erhalten, nur durch den Rechtsanwalt, welcher Grüße an sie und Küsse für das Kind bestellte.

Für den Nichtseemann erscheint es vielleicht abenteuerlich, daß Paul wieder als einfacher Steuermann auf einem Segelschiff fuhr, den schwersten Strapazen ausgesetzt, als einzigen Comfort nur eine Kabine von einigen Quadratmetern. Die deutsche Schiffsvorschrift hat eben wenig bekannte Gesetze, aber auch die besten der Welt. Der Vater, und wenn er Millionen hat, kann dem Sohne kein Schiff kaufen und ihn als Capitän daraufsetzen, und wenn der Sohn auch Astronomie studirt hätte, er muß doch erst als Schiffsjunge, als Leichtmatrose und als Vollmatrose eine gesetzmäßig festgestellte Zeit fahren, ehe er das Steuermannsexamen ablegen kann. Und dann muß er wieder einige Jahre als Steuermann fahren, ehe er die Schifferprüfung machen und Capitän werden kann. Hat er schon das Capitänspatent, so muß er doch noch längere Zeit als Steuermann fahren, es sei denn, er kauft sich ein Schiff; dann aber findet er für sein Schiff keine reelle Versicherungsgesellschaft. Nur ganz kundige Leute von erprobter Zuverlässigkeit werden in Deutschland als Capitäne zugelassen.

Als Paul von New York seine zweite Reise antrat, schrieb er zum ersten Mal an Bertha. Er habe seinen Entschluß gefaßt, nun reise er nicht mehr planlos umher, er wolle sein Capitänsexamen machen und später sein eigenes Schiff fahren. Aus dem Briefe las Bertha deutlich heraus, daß er seinen Schmerz überwunden hatte, die alte Thatkraft war zurückgekehrt. Sonstige Andeutungen über die Zukunft machte er nicht. —

So vergingen drei Jahre; aber Schifferfrauen können warten. Fritzchen lief schon wie ein kleiner Mann in den ersten Höschen, nannte Bertha Mama, fragte aber noch nicht nach dem Papa.

Da brachten die Schiffsblätter die Nachricht, daß in den indischen Gewässern Taifune geherrscht hätten, schon wurden Dampfer vermißt. Den letzten Brief hatte Bertha aus Calcutta erhalten. Nun kehre er heim, schrieb er darin, wirklich zur Heimath, er wolle in Deutschland das Capitänsexamen machen, der Ruhe pflegen und dann ein eigenes Schiff nach New York führen, Handelsverbindungen habe er schon. Zu Weihnachten solle Fritzchen den Vater erwarten.

Bertha setzte sich mit dem Hamburger Comptoir, dem die „Anna Katharina" gehörte, in Verbindung und erfuhr, daß der Segler noch vor dem Taifun Calcutta verlassen habe, man war dort selbst in größter Sorge. Die Schiffseigenthümer bangen stets mehr für ihr Schiff, als die Küstenbewohner für ihre Lieben darauf.

Die Schiffsunfälle in den indischen Gewässern mehrten sich, schon erschienen namentliche Listen. Die „Anna Katharina" war nicht darunter. Plötzlich kam folgende Depesche:

„London, 12. März. Vom Dampfer „Recovery" bei den Malediven Schiffstrümmer gefunden. „Anna Katharina", Hamburg. Ein gekentertes Boot. Mannschaft nicht gefunden."

Diese Nachricht schmetterte Bertha nicht nieder. Sie war eine Schifferstochter. Es konnten Monate vergehen, ein halbes Jahr, ehe die geretteten Schiffbrüchigen etwas von sich hören ließen, nicht überall gab es Poststationen oder gar Telegraphen.

Dann war die Besatzung des einen Bootes gestrandet aufgefunden worden, im Herbst meldete ein Segler, er habe vor vier Monaten ein Boot mit erschöpfter Mannschaft der „Anna Katharina" aufgefischt, und diese Matrosen sagten aus, einige Leute seien fortgewaschen worden; die Officiere, die bis zuletzt aushielten, seien mit gesunken, darunter der erste Steuermann, Paul Volland.

Nun war alle Hoffnung dahin. Und Bertha drückte weinend den Knaben, als dieser einmal fragte, warum denn die anderen Kinder einen Papa hätten und er keinen, an ihre Brust und erzählte ihm, sein Vater sei im Himmel.

— — — — — — — — — — — —

Ein heller, schöner Tag anfangs December mit Frost und Sonnenschein. Auf dem Flusse hatte der Eisgang angefangen. Draußen stauten sich schon die Schollen.

„Ein Chinafahrer, ein Chinafahrer!" jubelten die Jungen auf der Straße. „Auf so einen gehe ich auch einmal!"

Jung und Alt eilte dahin, wo man einen freien Blick nach der Rhede hatte. Dort lag ein mächtiges, viermastiges Segelschiff, zwar mit etwas geknickter Takelage, doch noch immer imposant und majestätisch. Es war im Eise stecken geblieben, trotzdem blickte es gleichsam verächtlich auf die kleinen, schmutzigen Dampfer herab, welche sich durch die Schollen arbeiteten. Der kleinste Junge hier erkannte es an der Bauart als einen Chinafahrer, das heißt als Schiff, welches mit Stückgut nach China segelt und mit Thee und Reis zurückkommt.

Den ganzen Vormittag gab es ein spannendes Schauspiel, und wenn auch die Nasen blau froren, man wich nicht vom Platze, die Kinder versäumten sogar das Mittagessen darüber. Der Eisbrecher kam angekeucht, wie ein Walfisch anzuschauen, mit ungeheurer Gewalt zermalmte er das Eis, brach vor- und rückwärts, sprang förmlich auf's Eis, bis er gegen Mittag das während der Nacht eingefrorene Schiff frei hatte, und es wurde schon finster, ehe der Segler stromaufwärts in den Hafen geschleppt werden konnte.

Bertha hatte ebenfalls oft nach dem Schiffe geschaut. Nun saß sie in der schon erleuchteten Stube, wo der kleine Fritz auf dem Sofa herumkletterte, auf jede ihm erreichbare Photographie an der Wand mit dem Fingerchen tippte und die Namen nannte. Sie setzte sich zu ihm auf's Sofa.

Es war so heimlich in dem Schifferstübchen. Das Feuer im Kachelofen leuchtete und verbreitete eine behagliche Wärme, in der Röhre zischten die Aepfel und ihr Duft durchzog das Zimmer. Wie glücklich mußten die Seeleute des Chinafahrers jetzt sein, wenn sie nach jahrelanger Reise zurückkamen und auch so ein gemüthliches Heim fanden, ein wartendes Weib, ein jubelndes Kind.

Wenn jetzt Paul so gekommen wäre! Doch jetzt keine solchen Gedanken, das Kind mußte beschäftigt werden. Bertha plauderte mit ihm über das nahende Weihnachtsfest, den Tannenbaum, über gute Kinder und über die Ruthe, die nur für die bösen bestimmt ist.

„Das ist mein Papa," sagte Fritzchen wiederholt und tippte auf Pauls Bild.

„Was hast du denn für Wünsche zu Weihnachten?" suchte Bertha abzulenken.

„Meinen Papa will ich haben!"

Es half Alles nichts, das Kind ließ sich nicht davon abbringen, und Bertha wurde immer trauriger.

Da kamen gewichtige Schritte die Treppe herauf, Bertha ging nach der Thür, um nachzusehen, wer komme. Da flog die Thür schon auf, eine hohe Seemannsgestalt trat in's Zimmer, Bertha stieß einen lauten Schrei aus und dann hatte der Eintretende, lachend und weinend, sich schon über das Kind gebeugt, seine Arme hoben es auf und drückten es gegen die Brust; und gleich darauf lag Bertha in denselben Armen und Pauls Lippen küßten die ihren.

Dann saßen sie zusammen auf dem Sofa am Abendbrottisch, zwischen sich das Kind, als wenn es immer so gewesen wäre. Paul erzählte. Es war ihm gelungen, an eine Planke angeklammert, eine der Maledivеninseln zu erreichen, ebenso zwei anderen der bis zuletzt Ausharrenden, dort hatten sie einige Wochen ein Robinsonleben geführt, bis sie der vorübersegelnde Chinafahrer aufnahm. Durch widrige Winde hatte sich die Fahrt verzögert, Gelegenheit gab es nicht, die Rettung heim zu melden. Mehr hatte Paul nicht zu erzählen. Dann schlang er den einen Arm um Bertha, in den anderen nahm er sein Kind und sagte:

„Das ist das Glück, von dem ich so oft geträumt habe, wenn es in Sturm und Wetter und Eis heimwärts ging, und jetzt hat sich der Traum verwirklicht. Es hat lange Jahre bedurft, ehe ich es fand. Jetzt trennen wir uns nicht wieder. Du wirst jetzt in Wirklichkeit die Mutter meines Kindes und folgst mir. Als Capitän bin ich mein eigener Herr und fahre auch mein eigenes Schiff. Da darf ich Frau und Kind mit an Bord nehmen — vereint wollen wir fortan allen Stürmen und Gefahren trotzen. Ist es dir recht?"

Sie nickte nur und schmiegte sich an ihn.

Ende.

Die Jagd und das Sprichwort.

Daß das Wort „Kneipe" der Jägersprache entstammt, dürfte gewiß Viele überraschen. Das Wort „Kneipe" ist der Sprache der Vogelfänger entnommen und bedeutet eine Spalte in einem Holze, welche klemmt und festhält, auch das Tellholz bei den Sprenkeln, wodurch die Vögel gefangen und festgehalten wurden. Sodann nannten die Vogelfänger auch die Schänkstuben „Kneipen", in denen sie festgehalten wurden und mancher lockere Vogel gefangen wurde. Ueberhaupt sind aus der Jagdsportsprache viele Ausdrücke in die allgemeine Sprache übergegangen und finden noch heutigen Tages vielfache Anwendung, ohne daß der eigentliche Ursprung und die Bedeutung derselben gekannt wird. So bedeutet „Auf Knall und Fall" den Schuß und das gleichzeitige Zusammenstürzen des Wildes. — „Einem die Haut über die Ohren ziehen", bedeutet das Abbalgen des Wildes. — „Eine feine Nase haben" deutet auf die Spürnase des Jagdhundes hin. — „Sich drücken" heißt so viel wie sich durch Niederducken den Blicken des Jägers entziehen. — „Durch die Lappen gehen" erinnert an das Umzäumen des Jagdgebiets mit Garn, Netzen oder Tüchern, welche letztere, im Winde flatternd, das Wild vom Durchbruche abhalten sollten, oftmals aber ohne Erfolg. — „Prellen" war früher ein beliebtes Waidmannsvergnügen bei der Fuchsjagd, wobei der Fuchs auf straff gespannten Tüchern in die Höhe geschnellt und wieder aufgefangen wurde. — Der Ausdruck „Auf den Leim gehen" rührt von dem Vogelleim her, der zum Vogelfang benutzt wurde, und „Pechvogel" hieß der, der an den Leimruthen kleben blieb. — „Pfiffig" war der Jäger, welcher die Vogelstimmen zum Locken gut nachpfeifen konnte und alle Pfiffe verstand. — „Ausgehetzt" ist dasjenige Wild, welchem durch keine Hetze beizukommen ist. — „Eine wahre Hetzjagd", „abhetzen" sind heute viel gebrauchte Ausdrücke, wie sich überhaupt deren noch viele finden, die auf die edle Jägerei zurückzuführen sind.

Pech.

„. . Aber, hören Sie 'mal, in Ihrem Stück ist ja fast Alles gestohlen! Was soll denn da von Ihnen sein?"

„Ach, das hat die Censur gestrichen!"

Ein Verschwiegener.



„. . Ich danke Dir, alter Freund, daß Du mir allein dies Geheimniß anvertraut hast. Bei mir ist es sicher aufgehoben und ich werde auch meiner Frau sagen, daß sie es nicht weiter erzählen soll!"

Treue Liebe

Australischer Roman.

Von J. C. Harrison.

1. Kapitel.

Die Fahrt des großen Passagierdampfers „Kambyses“ von der Deutsch-Australischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft näherte sich ihrem Ende: schon am nächsten Morgen sollte das Schiff das Ziel seiner Reise erreichen und in Williamstown, dem Hafen von Melbourne, der Hauptstadt der britisch-australischen Kolonie Viktoria, landen.

Das Wetter war herrlich; das Meer lag ruhig in spiegelnder Bläue, Schaaren von Möven umkreisten das Schiff. Die Sonne neigte sich bereits zum westlichen Horizonte nieder und färbte die Wolken mit rosigen und glühenden Tinten.

Auf dem Achterdeck saß eine junge Dame, Miß Violet Cameron, die in Southampton mit ihrem Vater an Bord gekommen war, um von einem Besuch in England nach Melbourne heimzukehren. Sie hielt ein Buch in der Hand, aber obgleich sie zu lesen schien, waren ihre Gedanken dennoch mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

Als Obersteuermann und erster Schiffsoffizier des „Kambyses“ fungirte ein junger Deutscher, Karl Brunkhorst, der ebenso tüchtig als Seemann, wie angenehm in seinem Aeußeren und ganzen Wesen war. Er gehörte zu denjenigen Schiffsoffizieren, die wegen ihrer Bildung und sonstigen trefflichen Eigenschaften auf einer solchen längeren Seefahrt stets sehr bald in den gesellschaftlichen Kreis der Passagiere hineingezogen werden, und so geschah es, daß er auch sehr häufig mit Miß Cameron in nähere Berührung gekommen war. Die Schönheit des Mädchens hatte von Anfang an augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und als er bei näherer Bekanntschaft auch die Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit ihres Charakters kennen lernte, da zog die erste Liebe mit siegender Gewalt in sein bisher noch unberührt gewesenes Seemannsherz.

Das war Miß Cameron nicht entgangen — ein Weib täuscht sich ja fast nie über Empfindungen, die es in dem Inneren eines Mannes geweckt hat.

Wie schon so oft in jüngster Zeit, so wiederholte sie sich auch jetzt, am letzten Abend der gemeinschaftlichen Fahrt, die Frage: „Liebe ich ihn und möchte ich die Seine werden?“

Ihre Augen schweiften hinaus über das Meer in die Ferne, wo ihre Heimath lag und quälende Zweifel befielen sie, so Manches auch in ihrem Herzen zu Gunsten des stattlichen jungen Deutschen sprach.

„Wenn ich ihn zum Manne nähme,“ sagte sie zu sich selber, „dann würde ich ihn nie von mir lassen. Wie könnte ich am Lande und daheim im Hause bleiben, wenn ich ihn draußen auf der weiten See wüßte? Nicht immer ist das Meer so ruhig, wie heute. Nein, eines Seefahrers Frau muß einen härteren Sinn haben, als ich. Zu Tode würde ich mich ängstigen, wenn mein Mann mich verließe, um vielleicht monatelang zur See zu gehen. Jeder Windstoß würde mich mit Furcht und Entsetzen erfüllen. Solch ein Leben wäre für mich unerträglich. Nein, ich kann ihn nicht heirathen!“

Da wurde sie gewahr, daß der, an den sie dachte, ganz dicht neben ihr stand. Sie blickte nicht auf. Hätte sie sein frisches, gebräuntes, männlich schönes Antlitz gesehen, wie es sich so voll inniger Sehnsucht, so voll bangen Zweifeln ihr zuwendete, sie hätte sicherlich die rechte Antwort auf jene Frage gefunden.

Sie saß, als wäre ihre ganze Aufmerksamkeit von dem Inhalt des Buches auf ihrem Schooße gefesselt.

Er zog einen der auf dem Achterdeck umherstehenden Feldstühle herbei und ließ sich auf denselben nieder.

„Miß Cameron,“ begann er mit gedrückter Stimme. „Sie werden nun bald zu Hause sein.“

Sie fühlte, daß der entscheidende Augenblick im Anzuge war. Der Tonfall seiner Worte war ein so seltsamer, fremdartiger. Ihr Herz hörte fast auf zu schlagen, es war ihr unmöglich, viel zu antworten, und so sagte sie nichts als ein trockenes, ebenfalls recht seltsam und fremdartig klingendes: „Ja.“

Der arme Brunkhorst saß wie auf Dieteln und Dornen. Wie alle Liebhaber in seiner Lage, hatte auch er sich zu einer Rede vorbereitet, die wohl geeignet gewesen wäre, auch das widerstrebendste Herz zu rühren, allein, wie alle Liebhaber, brachte er kein Sterbenswörtchen von der ganzen schönen Rede über seine Lippen. Wenn sie ihn nur einmal freundlich angeblickt hätte, dann würde er wohl Muth genug gefunden haben, so aber hielt sie beharrlich die Augen niedergeschlagen, ihre Wangen glühten wie Purpur, und sie sah so bezaubernd lieblich aus, daß er ganz und gar außer Fassung gerieth.

Und so geschah es, daß er ihr einfach und schmucklos erzählte, wie er sie vom ersten Augenblick an liebgewonnen habe, und sie dann ebenso einfach fragte, ob sie seine Gattin werden wolle. Er fügte noch hinzu, daß er nicht unvermögend sei und daß er alle Aussicht habe, sehr bald selbst als Kapitän fahren zu können, und schließlich gedachte er des unaussprechlichen Glückes, welches sein Herz erfüllen würde, wenn er im nächtlichen Sturme, im Kampfe mit den oceanischen Gewalten an sein trauliches Heim denken könnte, wo ein treues Weib in Liebe seiner harrte.

Damit aber hatte er's gründlich verdorben. Als Violet ihre eigenen Gedanken jetzt auch aus seinem Munde vernahm, da vermochte sie ihm gar schnell zu antworten, und ihre Antwort lautete, daß sie niemals eines Seemannes Gattin werden könne.

Sie wußte nicht, daß ihr gerade ihre Liebe zu ihm jene Zeiten der Trennung so unerträglich erscheinen ließ, und nun hatte sie das Wort gesprochen, welches jene kurzen Abwesenheiten in eine lebenslängliche Trennung verwandeln mußte.

Er stand auf und wendete sich von ihr ab.

Sie streckte ihm ihre Hand hin, und als er dieselbe erfaßte, sagte sie: „Mr. Brunkhorst, es thut mir innig, innig leid, Ihnen wehe gethan zu haben!“

Ihre Augen begegneten sich, und jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte. Es war zu spät. Sie ging hinunter in ihre Kabine.

Die Glocke läutete zum Speisen. Violet aber erschien nicht an der Tafel.

Sie verbrachte die letzte Nacht an Bord des „Kambyses“ unter Seufzen und Weinen und ohne ein Auge zuzuthun. Sie vernahm die halbstündlichen Glockenschläge an Deck und stündlich den Ruf der wachthabenden Mannschaften: „Alles wohl!“

Ihr klang der Ruf wie Hohn. „Alles wohl!“ War doch, ihrer Meinung nach, Alles so schlimm und so verkehrt wie nur möglich. Sie hatte nicht nur ihre Zukunft, sondern auch die des armen Mr. Brunkhorst vernichtet.

Dann hoffte sie insgeheim, daß er am Morgen seinen Antrag wiederholen möge, diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht, und als sie ihm endlich inmitten des allgemeinen Wirrwarrs nach der Landung in Williamstown Lebewohl sagen mußte, da geschah dies mit bebender Stimme und umflorten Augen; ihre Hand aber lag dabei lange in der seinen, und ihre Wangen erglühten so dunkel, daß er daraus sehr wohl einen günstigen Schluß für sich hätte ziehen können.

Sie hatte sich so sehr auf das Eintreffen in der Heimath gefreut; jetzt war die Reise zu Ende, aber was sie beim Verlassen des Schiffes empfand, war nichts weniger als Freude.

Violet war Mr. Cameron's ältestes Kind. Zwei folgende Geschwister waren früh wieder gestorben, und so kam es, daß der Abstand zwischen ihr und den vier Jüngsten ein recht bedeutender war. Sie hatte sich gewöhnt, dieselben als „die Kinder“ zu betrachten und zu behandeln, während die Kleinen wiederum zu ihr wie zu einer anderen Mutter emporblickten. Dieser Mangel an gleichalterigen Gefährten unter den Geschwistern hatte sie schon früh veranlaßt, die Gedanken und Empfindungen ihres Herzens immer den Eltern auszuschütten, und so war auch des jungen Schiffsoffiziers Neigung zu ihr verschiedentlich zwischen ihr und ihrem Vater zur Sprache gebracht worden, um so mehr, als dieselbe nicht nur von ihnen Beiden, sondern auch von der Mehrzahl der übrigen Kajütenpassagiere bemerkt worden war.

Mr. Cameron hatte an dem tüchtigen und feingebildeten deutschen Seemanne ein großes Wohlgefallen gefunden, und als er denselben aufforderte, während der Anwesenheit des Schiffes im Hafen von Melbourne an seinem Hause nicht vorüberzugehen, da ward er hierbei von der Annahme geleitet, daß seine Tochter mit den Empfindungen ihres Herzens noch nicht im Klaren sei. Von Brunkhorst's Antrag aber hatte Violett ihrem Vater kein Wort gesagt. Sie sah sich nun im Besitz eines Geheimnisses, welches nie und nimmer einem Dritten verrathen werden durfte. Auch wollte sie den Vater nicht durch ihren Herzenskummer betrüben, da er ihr ja doch nicht helfen konnte. Sie hatte Brunkhorst's Liebe zurückgewiesen, und nun mußte sie auch die Folgen tragen, welche sie selber verschuldet hatte.

Obgleich Mr. Cameron durch Violet nichts vom Vorgefallenen erfuhr, so blieb er doch darüber nicht lange im Dunkeln. Als er der Landungsbrücke zuschritt, trat Brunkhorst an ihn heran, um ihm mitzutheilen, daß er zu seinem Leidwesen nicht im Stande wäre, seiner freundlichen Einladung zu entsprechen. Mr. Cameron ersah hieraus, daß die Sache zu einer Krisis gekommen war. Er bedauerte den jungen Mann von Herzen und wünschte im Stillen, daß Violet's Entscheidung eine weise gewesen sein möchte; von dem jungen Seemanne verabschiedete er sich mit wärmster Herzlichkeit und aufrichtigem Bedauern.

Er hatte während der Ausschiffung keine Gelegenheit mehr, seine Tochter näher zu befragen, und als er daher am Abend nach seiner Nachhausekunft seine Frau von dem Vorgefallenen unterrichtete, redete er davon wie von einer Angelegenheit, die ein- für allemal abgethan war.

Mrs. Cameron, eine erfahrene Frau, zweifelte jedoch hieran. Es war ihr aufgefallen, daß Violet nicht so freudig aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt war, als dies wohl zu erwarten gewesen wäre, und daß sie so wenig zu erzählen und zu berichten hatte, was gar nicht ihrer sonstigen Gewohnheit entsprach.

Auch in dieser Nacht kam nur wenig Schlaf in Violet's Augen. Sie bereute, so abweisend gegen Brunkhorst gewesen zu sein und ihm nicht wenigstens etwas Aussicht auf eine Sinnesänderung ihrerseits gelassen zu haben.

Allein diese Reue kam zu spät. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihn zu vergessen.

Aber würde er sie denn auch vergessen? War seine Liebe vielleicht nur eine vorübergehende Neigung gewesen, die schon während der nächsten Reise durch eine andere, anziehendere Bekanntschaft aus seinem Herzen verdrängt werden würde?

Doch nein, ein solcher flatterhafter Charakter war Karl Brunkhorst nimmermehr! O, wenn sie ihn doch nur noch einmal wiedersehen könnte, um ihm zu sagen, wie innig sie für ihn fühle und wie sehr sie selber den Schmerz empfinde, den sie ihm zu verursachen gezwungen gewesen.

Endlich sank sie erschöpft in einen unerquicklichen, von bangen Träumen beunruhigten Schlaf, und als sie sich am nächsten Morgen erhob, da war ihr wüst zu Sinnen, und sie hatte die Empfindung, als ob ihr etwas Unheilvolles zugestoßen sei.

2. Kapitel.

Als der „Kambyses“ wohlverankert am Quai des Hafens von Williamstown lag, alle Passagiere das Schiff verlassen hatten, und das Ausladen des Gepäcks und der Frachtgüter beendet war, begab sich Karl Brunkhorst zu seinem Kapitän, um sich von diesem einen mehrtägigen Urlaub zum Besuche von Melbourne und Umgegend zu erbitten.

„Gewiß, mein lieber Brunkhorst,“ entgegnete dieser freundlich, nachdem er den jungen Mann angehört hatte. „Selbstverständlich. Wir bleiben zehn Tage hier, ich will Ihnen daher gern eine Woche Urlaub geben. Ich denke, daß der „Kambyses“ auch einmal sieben oder acht Tage lang ohne Sie wird existiren können.“

Brunkhorst dankte dem Kapitän für die bereitwillige Gewährung seiner Bitte, und schon eine Stunde später verließ er das Schiff; er schlug den Weg nach dem Bahnhof ein, dem Endpunkt der kurzen Eisenbahn, welche den Verkehr zwischen dem Hafenort Williamstown und der nahe gelegenen großen Stadt Melbourne vermittelt.

Er ging langsam und in Gedanken versunken. Ab und zu athmete er seufzend und tief auf, als ob ihm das Herz recht schwer im Busen läge. Er hatte von seiner Werbung um Miß Violet einen anderen Ausgang erwartet und konnte sich nicht darein finden, daß sie ihn abgewiesen hatte. Wie lieb war sie oft zu ihm gewesen, wie freundlich hatten ihre Augen ihn angeblickt! Sollte sie ihr Spiel mit ihm getrieben haben, ihr Herz vielleicht sogar schon einem Anderen angehören?

Wenn der erste Offizier des „Kambyses“ nur ein klein wenig mehr Erfahrung in Bezug auf die vielen einander widersprechenden Charakterzüge der Frauen gehabt hätte, dann würde er den Bescheid, den Violet ihm auf seine Werbung ertheilt hatte, keineswegs für endgiltig und entscheidend angesehen und ihres Vaters Einladung nicht abgelehnt haben. So aber hatte er geglaubt, ein Wiedersehen könne für beide Theile nur peinlich sein, und deshalb entschlossen ein Ende gemacht, so sehr es ihn auch schmerzte.

Seine Gedanken waren daher jetzt ziemlich trüber und schwermüthiger Art, und auch der schöne Morgen — es war im Januar, also im australischen Hochsommer — der sich leicht und glänzend rings über das Land ausbreitete, vermochte seine Stimmung nur wenig zu beeinflussen.

Eine kurze Eisenbahnfahrt brachte ihn nach Melbourne.

Lange schon hatte er sich darnach gesehnt, diese Metropole der südlichen Halbkugel kennen zu lernen. Oft hatte er während dieser Reise an Bord des „Kambyses“ den Erzählungen Violet's und ihres Vaters gelauscht, wenn dieselben ihm mit enthusiastischen Worten von dem wunderbaren Wachsthum und den Schönheiten ihrer Heimathstadt berichteten. Jetzt befand er sich mitten darin.

Noch vor kaum fünfzig Jahren durchstreifte hier, wo jetzt die modernen Prachtgebäude sich erheben, des Australnegers nackter Fuß den von Sümpfen durchzogenen Urwald. Känguruhs und Wallabies (eine kleinere Känguruhart) hüpften schwerfällig durch das hohe Gras, Papageien und Jägerliefte, gewöhnlich „Lachende Jackasse“ genannt, erfüllten die Luft mit ihrem mißtönenden Geschrei, Leierschwänze spreizten ihre prächtigen Schweife im gluthzitternden Sonnenschein, und die mächtigen, hageren Eukalyptusbäume reckten ihre Aeste in die Höhe und ließen die dunkelgrünen Blätter hängen, als gönnten sie der Erde den geringen Schatten nicht, den sie ihr gegen die sengenden Strahlen der halbtropischen Sonne hätten gewähren können. Vor einem kurzen Menschenalter noch floß der wasserreiche Yarra-Yarra durch eine unentweihte Wildniß, jetzt wogte hier ein wirres, geschäftiges Menschengetriebe unablässig straßab und straßauf. Die Wagen der elektrischen Straßenbahn glitten auf den blanken Schienen hin und her, ohne daß man gewahrte, auf welche Weise sie in Bewegung gesetzt wurden. Ein Netz von Telegraphendrähten überspannte die ragenden Dächer — wohin der junge Seemann auch blicken mochte, nirgends gewahrte er ein Merkmal der vergangenen Zeiten, das ihn daran erinnert hätte, was dieser Ort vor einem halben Jahrhundert noch gewesen war.

Von den Buschnegern war jede Spur verschwunden, aus den primitiven Kolonisationsversuchen der ersten Ansiedler war wie durch Zauberei eine gewaltige Stadt mit breiten Straßen und verkehrsreichen Werften emporgewachsen, eine moderne, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Kapitale, deren Bauwerke mit denen jeder europäischen Großstadt um den Preis der Schönheit und Solidität wetteifern konnten.

Der erste Offizier des „Kambyses“ schlenderte durch die belebten Straßen dahin, ohne seiner Umgebung ein sonderliches Interesse zuzuwenden. Das Feenreich selber hätte für ihn keine Anziehungskraft gehabt, es sei denn, daß die Fee, welche sein ganzes Herz besaß, an seiner Seite gewesen wäre. Die ganze Welt erschien ihm öde und trübselig, langweilig und schal, und fast bereute er, Urlaub genommen und das Schiff verlassen zu haben, wo er daheim war und wo doch noch so Vieles ihn an die vergangenen glücklichen Tage erinnerte. Statt dessen sollte er sich nun ohne Zweck und Ziel, ein Fremder in fremdem Lande, unter gleichgiltigen Menschen und in einer Stadt herumtreiben, die genau so aussah, wie Hamburg oder Bremen oder London oder New York, die ihm also nichts Neues bieten konnte, und dabei stets begleitet und geplagt von seinen melancholischen und rührseligen Gedanken. Das war keine verlockende Aussicht.

Er blieb stehen und schaute um sich.

Lohnte es wirklich, noch weiter zu gehen? Sollte er nicht lieber an Bord zurückkehren? Der Kapitän und die anderen Offiziere würden ihn zwar auslachen, doch das sollte ihn wenig kümmern. Jedenfalls war die Sache zu überlegen.

Dort drüben winkte das Schild eines feinen Gasthauses, „Gunsler's Restaurant.“ Er beschloß einzutreten, einen guten Trunk zu thun und das Weitere dann seiner Stimmung oder dem Zufall anheimzustellen, ein Grundsatz, den zumeist jeder Seemann zu befolgen pflegt, wenn er seinen Fuß nach langer Fahrt zum ersten Mal wieder auf das Trockene setzt.

Das elegante Gastzimmer war leer. Nur eine einzelne Dame saß an einem der kleinen Marmortische in der Nähe eines der Fenster.

Karl Brunkhorst schritt mit höflichem Gruße an derselben vorüber, um sich einen Platz in der Nähe des Buffets zu suchen.

Da fiel hinter ihm ein Gegenstand klingend und klirrend zu Boden, und die Dame stieß einen leichten Ruf des Erschreckens aus.

Der junge Mann wendete sich um und gewahrte, daß das Geldtäschchen der Dame vom Tische herabgefallen war und seinen Inhalt auf den Fußboden ausgestreut hatte. Eilfertig und dienstwillig sprang er herzu.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen,“ sagte die Dame abwehrend. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, die paar Münzen sind bald aufgesucht.“

Sie war aufgestanden, um sich an das Einsammeln des Geldes zu machen, welches zumeist aus Goldstücken bestand.

Brunkhorst, wie alle Seeleute, gegen Damen die Zuvorkommenheit selber, ließ es sich jedoch nicht nehmen, ihr bei dieser Arbeit behilflich zu sein, um so mehr, als einige der Goldstücke weit davongerollt und unter ganz entfernt stehende Tische gerathen waren.

„Möchten Sie, bitte, nun einmal nachzählen, ob Sie noch etwas vermissen?“ sagte er, als er seine aufgesammelte Beute vor der Dame auf die Marmorplatte legte.

Sie überblickte das Geld flüchtig, schnappte dann das Geldtäschchen zu und steckte es in die Tasche.

„Es fehlt nichts mehr,“ antwortete sie, ihn seltsam mit ihren großen dunklen Augen anblickend. „Ich danke Ihnen recht herzlich. Verzeihen Sie mir nur, daß ich Sie durch meine Ungeschicklichkeit so bemühen mußte. Zum Unglück war auch der Kellner nicht da —“

„Es war mir eine Freude, Ihnen dienlich sein zu können,“ versetzte der junge Deutsche verbindlich, „und ich habe allen Grund, dem Kellner für seine Abwesenheit dankbar zu sein. Gestatten Sie, daß ich an Ihrem Tische Platz nehme?“

Die Dame verneigte sich zustimmend, aber mit einer gewissen Befangenheit. Dann nahm sie eine Handtasche, die vor ihr gelegen hatte, vom Tische und gab derselben einen Platz auf dem nächsten Stuhl.

Brunkhorst legte die goldgeränderte Mütze und den Regenschirm auf das Fensterbrett — welcher Seefahrer, der Anspruch darauf macht, ein Gentleman zu sein, ginge jemals an Land, ohne einen möglichst eleganten Regenschirm mit sich zu führen? — und setzte sich der Dame gegenüber an den Tisch.

Das vornehme Aeußere, das feine Gesicht derselben erinnerte ihn an Violet Cameron. Außerdem gehörte die Dame zu denjenigen Frauen, die man, wenn man sie einmal wahrgenommen hat, immer wieder ansehen muß. Ihre Züge waren regelmäßig, bis auf die Stirn, die man vielleicht etwas weniger hoch gewünscht hätte. Ihre Augen waren groß und dunkel, und ihr Blick von so eigenthümlicher Schärfe, daß Brunkhorst beinahe etwas wie Unbehaglichkeit empfand, wenn er demselben begegnete. Das Bemerkenswertheste an ihr aber war die Marmorblässe ihres Antlitzes, die durch die reiche Fülle des dunklen Haares noch mehr hervortrat. Einem schärferen Beobachter und tieferen Frauenkenner, als Brunkhorst war, wäre auch kaum entgangen, daß die schöne Frau in hohem Grade nervös erregt war und sich nur mit Aufwendung einer großen Willenskraft den Anschein äußerer Ruhe zu geben vermochte.

Ihre Kleidung war einfach, aber vornehm; ihr leichter Reisemantel von feinem, wasserdichtem Seidenstoff und ihre Handtasche verriethen, daß sie entweder von außerhalb gekommen war, oder aber im Begriff stand, die Stadt zu verlassen. Als sie einen ihrer Handschuhe abzog, bemerkte Brunkhorst einen Ehering auf dem schlanken Finger.

„Sie sind Seemann, mein Herr, oder irre ich mich?“ fragte sie mit einer Stimme, der man ein leises Beben anhörte. Sie redete Englisch, eine Sprache, die auch Brunkhorst selbstverständlich völlig beherrschte.

„Sie irren sich nicht,“ entgegnete er lächelnd. „Ich bin der erste Offizier des Hamburger Dampfers „Kambyses,“ der heute in der Frühe nach Williamstown binnen gekommen ist.“

„Sind Sie schon früher einmal in Melbourne gewesen?“ fragte die Dame weiter.

„Brunkhorst verneinte. Er erzählte, daß dies seine erste Reise nach Australien sei, da er erst kürzlich in die Dienste der Deutsch-Australischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft getreten wäre. Er pries mit warmen Worten sein gutes Schiff und rühmte die schnelle Fahrt, die dasselbe gemacht hatte.

Sein offenes, treuherziges Wesen, seine unwillkürliche Nichtachtung der leeren konventionellen Formen, sein frischer, klarer Blick und seine ritterliche Gesinnung hatten ihm von jeher und überall, wo sich die Gelegenheit dazu bot, die Sympathien und das Wohlwollen der Frauenwelt zugewendet, und so währte es auch jetzt gar nicht lange, da befand er sich mit der interessanten Fremden im eifrigsten und, von seiner Seite wenigstens, unbefangensten Geplauder.

Der Kellner hatte ihm eine Flasche australischen Weines gebracht, dessen Feuer die melancholischen Nebel, die vorhin sein Gemüth umdüstert hatten, sehr bald verjagte.

Die Dame stellte sich ihm im Laufe der Unterhaltung als Mistreß Hart vor, und als sie erfuhr, daß er ein Deutscher und in der Gegend von Köln am Rhein zu Hause war, da eröffnete sie ihm mit lebhafter Freude, daß auch ihr Mann ein Deutscher aus der Rheingegend sei.

„Ein merkwürdiger Zufall!“ rief sie lächelnd. „Nicht wahr, Mr. Brunkhorst?“

„Ein angenehmer Zufall,“ bestätigte er fröhlich.

Sie plauderten weiter. Auf ihre Frage, wie er die Zeit seines Urlaubs auf australischem Boden zuzubringen gedächte, kehrte ein Theil der alten Trübseligkeit wieder in sein Gemüth zurück, und so gestand er denn zögernd, daß sein Aufenthalt in Melbourne aller Wahrscheinlichkeit nach so unerquicklich und so wenig interessant sein würde, daß er schon daran gedacht habe, lieber wieder an Bord zurückzukehren.

Sie schaute ihn forschend mit ihren dunklen Augen an und dann begann sie plötzlich eine enthusiastische Schilderung der Gegend, in welcher, eine Strecke von Melbourne entfernt, das Gut ihres Mannes gelegen war. Das letztere mußte, ihrer Beschreibung nach, ein wahres Paradies sein, mit seinem üppigen Garten, seinen reichen Feldern und seinen ausgedehnten Waldstrecken. Mr. Hart, der ehemalige Rheinländer, war ein alter australischer Kolonist, der in der guten Zeit sein Schäfchen in's Trockene gebracht hatte und jetzt zu den wohlhabendsten Grundbesitzern der Umgegend von Melbourne zählte. Der Ort der Landschaft, wo sein Grundbesitz lag, hieß Kara Yerta, ein Name, der noch aus der Zeit stammte, wo die Buschneger Herren der Gegend waren; zu beiden Seiten desselben zogen sich die Hügelketten von Gippsland und Daudenong dahin.

Brunkhorst lauschte diesen Schilderungen anfänglich mit getheilter, dann aber mit voller Aufmerksamkeit. Mrs. Hart hatte sich ein Glas Selterswasser und Milch bestellt, von dem sie ab und zu ein wenig nippte, während der Seemann mit Behagen, wenn auch mäßig, dem dunkelrothen Weine zusprach.

„Sind Sie ein Freund der Jagd, Mr. Brunkhorst?“ fragte die junge Frau, als ihr Gesellschafter die Uhr hervorzog und die Wahrnehmung machte, daß man bereits eine halbe Stunde verplaudert hatt.

„Das will ich nicht leugnen,“ versetzte er. „Ich habe meine Büchse schon auf mancherlei Gethier abgebrannt, wie es die Länder und die Zonen darboten, wohin das Geschick mich geführt. Ich kann mich auch rühmen, ein guter Schütze zu sein, habe daheim bei den Jägern gedient, und es muß seltsam zugehen, wenn ich die an der Nock der Bramraa aufgehängte Flasche oder die fliegende Möve fehle; auf festem Boden aber entgeht mir nichts, soweit meine Kugel trägt.“

„Wenn Sie ein solcher Nimrod sind,“ lachte Mrs. Hart, „dann wären Sie der rechte Jagdgenosse für meinen Mann, der sich auch immer rühmt, der beste Schütze im ganzen Gebiet des Yarra-Yarra zu sein. — Wie wär's übrigens, wenn Sie uns in Kara Yerta besuchten? Ich wüßte keine größere Freude für meinen Mann, der seit langen, langen Jahren keinen Landsmann vom Rhein gesehen hat — wie wär's, Mr. Brunkhorst? Sie wissen nicht, was Sie mit ihrer Zeit beginnen sollen, Sie fürchten sogar, vor Langweile an Bord zurückgehen zu müssen, da wäre dies doch eine nicht zu verachtende Gelegenheit, Land und Leute in Australien kennen zu lernen und außerdem noch einen Jagdsport zu treiben, wie er Ihnen origineller in keinem anderen Lande der Erde geboten werden kann. Und an meinem Manne, der gegenwärtig etwas leidend ist und in letzter Zeit seltsamerweise oft an Heimweh gelitten hat, würden Sie geradezu ein gutes Werk thun. Mich kennen Sie nun bereits, Sie wären daher in keiner Weise ein Fremder. Ich darf Sie also nach Kara Yerta einladen, nicht wahr?“

Brunkhorst schaute die schöne Frau überrascht an. Er hatte von der australischen Gastfreundschaft schon Manches gehört, dieses Entgegenkommen übertraf jedoch Alles. Die schwarzen Augen ruhten auf seinem Antlitz mit einem Ausdruck von fast ängstlicher Erwartung — konnte der Dame denn wirklich so viel an seiner Einwilligung gelegen sein?

„Sie sind sehr gütig, Mrs. Hart,“ antwortete er zögernd und nicht ohne Verlegenheit, „allein ich weiß doch nicht, ob ich Ihre Einladung so ohne Weiteres annehmen darf. Ihr Mann —

„Mein Mann wird mir den größten Dank wissen, ihm einen so liebenswürdigen Landsmann zugeführt zu haben,“ entgegnete Mrs. Hart. „Sie kämen gerade zur rechten Zeit, ihn zu erheitern und aufzumuntern; ich kenne ihn, schon morgen würde er bereit sein, jede Jagdpartie mit Ihnen zu unternehmen.“

Und nun beschrieb sie ihm in lebhaftester und beredtester Weise die landesübliche Ausübung des Waidwerks; sie erzählte ihm von den australischen Bären, die sich in dem Geäste der Bäume festsetzen und nicht von der Stelle weichen, wenn man ihnen auch so viel Kugeln in den Leib schickte, bis ihre Haut vollständig mit Blei gefüllt wäre; sie schilderte ihm die Jagd auf Känguruhs und auf die schwer zu treffenden Wallabies mit einem Feuer, als wäre sie selber eine eingefleischte Jägerin.

Brunkhorst hörte ihr ruhig zu. Die Einladung hatte viel Verlockendes für ihn. Um ein Abenteuer, welches ihn mit seiner Liebe zu Violet in Konflikt bringen konnte, handelte es sich hier nicht, davon war er fest überzeugt. Das war lediglich die australische Gastfreundschaft, die er so oft rühmen gehört und die ihn hier nur ein wenig verblüffte, weil sie ihm von einer Frau entgegengebracht wurde. Zudem durfte er die australischen Damen nicht mit dem Maßstab messen, den er an die Frauen daheim zu legen gewohnt war. In diesem jungen Lande der urwüchsigen Thatkraft mußte ja auch das schwächere Geschlecht viel selbstständiger und unabhängiger auftreten, als in Europa, dem Kontinente der altersschwachen Kultur.

Und dennoch — warum schaute sie ihn mit den schwarzen Augen so beschwörend, so zwingend an, als ob etwas ganz Besonderes, etwas Großes von seiner Zusage abhinge?

War das wirklich nur eine gewöhnliche Einladung?

Wie bleich sie aussah und wie schön! Es ward ihm zu Muthe, als stünde er trotz alledem an der Schwelle eines Abenteuers.

Von Natur romantisch veranlagt — sonst hätte er als Binnenländer auch schwerlich den Seemannsberuf erwählt — begann er in dieser Einladung eine ganz wünschenswerthe Unterbrechung seiner trübseligen Kopfhängerei zu erblicken.

Er schaute der Dame forschend in die räthselhaften, fast unheimlich tiefen Augen, und instinktiv kam ihm die Empfindung, daß die Einladung nach Kara Yerra noch einen ganz anderen, geheimnißvollen Zweck habe.

Ein vorsichtiger Mann hätte jetzt eine Fortsetzung der Bekanntschaft mit einer Frau von solchem, doch immerhin nicht unverdächtigem Wesen dankend abgelehnt; allein Karl Brunkhorst war eben kein vorsichtiger Mann. Seeleute sind selten oder nie vorsichtig. Sei es, daß der immerwährende Kampf mit den Elementen und den hundertfältigen Gefahren ihres Berufes die Leute tollkühn und waghalsig macht, sei es, daß ihr auf das Engste begrenzter Umgang mit anderen Menschenklassen sie in bedauerlicher Unkenntniß der Welt und des Treibens derselben erhält, jedenfalls kann nicht geleugnet werden, daß seefahrende Leute weit eher als Andere in jene Falken gerathen, welche Arglist und Eigennutz den Harmloseren und Unerfahreneren der Menschenkinder allenthalben zu stellen pflegt.

Die ganze Sache hatte für den jungen Seemann etwas so Verlockendes, daß er sich nicht länger mehr besann und die Einladung mit der Aeußerung lebhaftesten Dankes annahm.

Mrs. Hart nickte befriedigt, zog ihre Uhr hervor und erhob sich dann mit der Bemerkung, daß es gerade noch Zeit sei, den nächsten nach Wirrilda abgehenden Zug zu erreichen. Wirrilda sei die ihrem Heim zunächst gelegene Eisenbahnstation.

Karl Brunkhorst berichtigte seine Zeche, die Dame that ein Gleiches und dann machten sie sich auf den Weg nach dem Bahnhof „Flinders Straße,“ den sie kurz vor Abgang des Zuges erreichten.

Vor dem Einsteigen hatte Mrs. Hart eine der überall ausgebotenen Zeitungen gekauft, in die sie sich sogleich angelegentlich und eifrig vertiefte. Dabei zitterten ihre Hände so heftig, daß das Papier in denselben zerknitterte. Die zunehmende Blässe ihrer Wangen und ihr kurzer, fliegender Athem erfüllten Brunkhorst, der sie verwundert beobachtete, mit Besorgniß, und er fragte sie, ob ihr unwohl geworden sei.

Sie antwortete, ohne mit dem Durchsuchen der Zeitungsspalten innezuhalten, daß das Eisenbahnfahren ihr stets Unpäßlichkeit verursache, daß die Sache aber nicht das Geringste auf sich habe.

Im Laufe der Fahrt gab Brunkhorst noch einmal der Hoffnung Ausdruck, daß Mr. Hart diesen unerwarteten Besuch nicht übel aufnehmen werde. Sie legte die Zeitung zur Seite und sah ihn mit seltsamem Lächeln an.

„Ich kann Sie versichern,“ sagte sie, „daß mein Mann nicht den geringsten Einwand gegen Ihre Ankunft erheben wird. Darauf können Sie sich fest verlassen.“

Sie sprach diese Worte mit einem Ton und einem Nachdruck, der den jungen Mann eigenthümlich, beinahe unangenehm berührte. Die Frau wurde ihm immer räthselhafter. Er war wirklich neugierig, wie dieses Abenteuer ablaufen würde. Inzwischen bemühte er sich, die Unterhaltung im Gange zu erhalten; als er aber bemerkte, daß die Gedanken seiner Reisegefährtin abschweiften und daß sie seinen Ausführungen nicht mehr folgte, da sprach er sich vor dieser Cavalierpflicht los, lehnte sich in die Kissen zurück und redete, augenscheinlich zur Erleichterung und Genugthuung seiner Begleiterin, bis zur Beendigung der Fahrt kein Wort mehr.

3. Kapitel.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als der Zug auf der Station Wirrilda anlangte. Diese Station ist eine unbedeutende Haltestelle an der Strecke zwischen Melbourne und Sale.

Mrs. Hart und Karl Brunkhorst verließen ihr Koupee und schlugen den Weg zu dem unweit der Station gelegenen Gasthause ein, wo die Dame am Vormittag ihr kleines einspänniges Fuhrwerk eingestellt hatte. Dasselbe stand bald auf der Landstraße vor dem Hause. Der junge Deutsche erbot sich, die Zügel zu übernehmen, wobei er allerdings pflichtschuldigst bemerkte, daß er eigentlich besser ein Schiff, als einen Wagen zu steuern wisse.

Mrs. Hart lachte. „Ihre Bereitwilligkeit wird dadurch um so anerkennenswerther,“ sagte sie, während sie mit Brunkhorst's Hilfe den Sitz erklomm. „Ich danke Ihnen recht sehr, aber ich bin gewohnt, die Zügel selbst zu führen.“

Der kleine Jagdwagen hatte nur eine Sitzbank. Er nahm daher an ihrer Seite Platz, und gleich darauf rollten sie in schnellem Trabe auf der ungepflasterten, aber gleichwohl recht gut gehaltenen Landstraße dahin.

Nach kurzer Fahrt führte der Weg durch ein Dorf. Drei Kramläden, von denen der eine zugleich als Postamt diente, ein Schulhaus, die Polizeistation, zwei kleine nebeneinander stehende Kirchen und eine geringe Anzahl niederer Wohnhäuser — das war Alles. Die Niederlassung lag bald hinter ihnen, und Brunkhorst hatte einen ersten Begriff von australischem Landleben erhalten. Was ihm am meisten auffiel, war die gänzliche Ruhe, die überall herrschte. Nach dem lauten und lärmenden Treiben in den verkehrsreichen Straßen Melbourne's kam ihm diese Stille fast bedrückend vor.

Die schöne Frau an seiner Seite war ebenfalls immer schweigsamer geworden. Ihre Antworten auf seine Fragen waren so einsilbig als möglich, und oft überhörte sie ihn auch gänzlich. Dazu erschien ihm ihr Antlitz noch bleicher, als zuvor. Sie schaute weder nach rechts, noch nach links, ihre Blicke waren unverwandt und beinahe stier voraus gerichtet, als läge dort irgend etwas Schreckliches auf dem Wege, den sie zu passiren hatten.

Die Sonne war untergegangen, und die Dunkelheit nahte mit schnellen Schritten. Es war um die Zeit des Neumondes, die Nacht mußte daher stockfinster werden.

Plötzlich tönte ein lautes, gellendes Gelächter in Karl's Ohr. Es überlief ihn eiskalt, und erschrocken wendete er den Kopf nach der Richtung, aus welcher dieses gespenstische Lachen gekommen war.

Im nächsten Augenblick aber schämte er sich vor sich selber, denn Mrs. Hart sagte ihm, daß dieses Gelächter nichts weiter als das Geschrei der „lachenden Jackasse“ sei, einer Vogelart, die in Australien überall zu finden ist. Wieder und wieder gellte das widerwärtige Lachen durch die Dämmerung; es klang wie die höhnische Fröhlichkeit boshafter Dämonen.

Immer weiter in das einsame, bis hierher nur spärlichen Baumwuchs aufweisende Land hinein ging die Fahrt.

Ein prachtvolles Abendroth hatte auf kurze Zeit noch am westlichen Himmel gestanden, dann war es schnell erloschen, und die Wolken, die soeben noch einem wogenden Swall glühender Lavamassen geglichen, verwandelten sich in düsteres, drohendes Grauschwarz und stiegen hoch und höher empor, wie ein ungeheures, vielgipfeliges Gebirge.

Mit der zunehmenden Dunkelheit gelangte man in ein dichtes Gehölz, unter dessen mächtigen, uralten Stämmen die Art des Ansiedlers noch nicht geklungen haben konnte.

Hier war der Weg so finster, daß man ohne Licht die Fahrt nicht fortsetzen vermochte.

Mrs. Hart brachte das Pferd zum Stehen.

„Haben Sie ein Feuerzeug bei sich, Mr. Brunkhorst?“ wendete die junge Frau sich an ihren Gefährten.

„Ei, freilich!“ entgegnete er und reichte ihr bereitwillig das kleine metallene Büchschen hin, in welchem er seine Streichhölzer zu führen pflegte.

Mrs. Hart schwang sich leicht und gewandt vom Wagen, und als Brunkhorst dasselbe that, gebot sie ihm, nach vorn zu gehen und den Kopf des Pferdes zu halten, da dasselbe die Neigung habe, bei der geringsten Veranlassung zu scheuen und unruhig zu werden. Damit that sie aber dem Rößlein entschieden Unrecht, denn dasselbe, eine feiste, phlegmatische Kreatur, sah ganz so aus, als würde es kaum einmal die Ohren spitzen, und wenn man auch dicht vor demselben eine Kanone abfeuerte.

Die Nacht war todtenstill. Kein Windhauch regte sich in den Wipfeln des Waldes. Das Entzünden der schwedischen Streichhölzchen konnte daher gar keine Schwierigkeit haben. Es waren nur wenige in dem Büchschen noch enthalten. Kaum ein halbes Dutzend. Das erste verlöschte sogleich nach dem Anstreichen. Vom zweiten sprang der Kopf ab. Das dritte fiel brennend zur Erde und ging dort aus. Das vierte loderte hell und kräftig auf, aber ein geheimnißvoller Zugwind ertödtete auch seine Flamme. Die übrigen versagten ebenfalls aus diesem oder jenem Grunde, und erst mit dem letzten gelang es Mrs. Hart, eines der Wagenlichter anzuzünden.

„Das ist recht unangenehm,“ bemerkte die junge Frau mißmuthig. „Es scheint aber, daß ich mit dem Buschleben doch noch nicht so vertraut bin, wie ich mir einbildete; wenigstens verstehe ich noch nicht, in freier Luft ein Streichhölzchen zum Brennen zu bringen. Jetzt habe ich erst eine der Laternen im Gange. Sind Sie vielleicht im Besitz noch anderer Streichhölzchen, Mr. Brunkhorst?“

Er antwortete ihr, daß er ihr seinen ganzen Vorrath an Streichhölzchen eingehändigt habe. Darauf ließ er den Kopf des Pferdes los, zündete das Licht der zweiten Laterne an dem ersten an und stieg dann wieder auf den Sitz, den seine Begleiterin inzwischen bereits eingenommen hatte. Sie setzten die Fahrt fort.

Das tiefe Schweigen des nächtlichen Urwaldes lastete auf Brunkhorst wie ein Bann. Er überraschte sich bei dem Wunsche, den regelmäßigen, brausenden Schlag der Schiffsschraube wieder zu vernehmen, dazu das Knarren und Rasseln der Blöcke und Ketten und das dumpfe Pulsiren der Maschine. Er beobachtete den ungewissen Lichtschein, den die Laternen über das Pferd und noch eine kurze Strecke voraus auf den Weg warfen und der hier und da auch einen moosgrauen Baumstamm am Rande des Waldes streifte.

Der Hufschlag des Pferdes traf den dröhnenden Boden in gleichmäßigem Takte.

Brunkhorst's Gedanken schweiften träumerisch immer weiter zurück in die Vergangenheit.

O Violet....!

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihrem Nachdenken störe, Mr. Brunkhorst,“ sagte Mrs. Hart ganz unerwartet, „aber finden Sie nicht auch, daß das Pferd seit einigen Minuten ein wenig lahmt? Würden Sie wohl so freundlich sein, es noch einmal vorn am Kopfe zu halten? Ich weiß mit ihm umzugehen; es wird sich wieder einen Stein in das Eisen am rechten Hinterfuß getreten haben, das hat es nämlich auf der Herfahrt auch gethan, da das Eisen schlecht sitzt.“

Brunkhorst sprang vom Wagen.

„Das Pferd steht stockstill auch ohne mein Zuthun,“ entgegnete er. „Lassen Sie mich die Hufe untersuchen.“

Damit nahm er eine der Laternen herab.

Die Dame war ebenfalls abgestiegen. „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir zu leuchten,“ sagte sie, „dann will ich nach dem Pferde sehen. Ich verstehe mich darauf. Haben Sie ein Messer bei der Hand?“

Brunkhorst zog ein großes Klappmesser, wie die Seeleute es bei sich zu tragen pflegen, aus der Tasche, öffnete dasselbe und reichte es ihr hin. Dann hielt er die Laterne, während sie die Hufe des Pferdes kunstgerecht aufhob und besichtigte. Er schaute genau hin, vermochte aber weder einen Stein noch sonst etwas Unrechtes in oder an dem Eisen zu entdecken.

Mrs. Hart schien ebenfalls mit der Untersuchung zufrieden zu sein.

„Es ist Alles in Ordnung,“ sagte sie, indem sie wieder auf den Wagen stieg und es Brunkhorst überließ, die Laternen an ihren Platz zu bringen.

Einige Augenblicke später saß er wieder neben ihr, und das Fuhrwerk rollte weiter.

„Wie finster es heute Abend ist!“ sagte Mrs. Hart nach einer Weile zusammenschauernd.

Der junge Deutsche wurde dadurch aus seinem Grübeln aufgescheucht und fühlte sich veranlaßt, die Bedenken, welche sich ihm mehr und mehr aufdrängten, zu äußern.

„Mrs. Hart,“ begann er, „ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube sicher, daß es Ihrem Manne nichts weniger als angenehm sein wird, wenn Sie ihm in so später Stunde noch mit einem Fremden über den Hals kommen. Sie selbst würden durch mich auch noch in sonstige Unbequemlichkeiten und Ungelegenheiten gerathen. Wäre es nicht besser, wenn ich irgendwo in Ihrer Nachbarschaft ein Unterkommen suchte und dann morgen Vormittag bei Ihnen meine Aufwartung machte?“

(Fortsetzung folgt.)

— Ironie des Schicksals. Zuchthausdirektor: „Da Sie sich zwanzig Jahre gut geführt haben, sind Sie von Ihrer lebenslänglichen Strafe begnadigt worden.“ Zuchthäusler: „Ach Gott, Herr Direktor, und ich glaubte mich nun für's ganze Leben versorgt!“

Treue Liebe

Australischer Roman.

Von J. C. Harrison.

1. Kapitel.

Die Fahrt des großen Passagierdampfers „Kambyses" von der Deutsch-Australischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft näherte sich ihrem Ende: schon am nächsten Morgen sollte das Schiff das Ziel seiner Reise erreichen und in Williamstown, dem Hafen von Melbourne, der Hauptstadt der britisch-australischen Kolonie Viktoria, landen.

Das Wetter war herrlich; das Meer lag ruhig in spiegelnder Bläue, Schaaren von Möven umkreisten das Schiff. Die Sonne neigte sich bereits zum westlichen Horizonte nieder und färbte die Wolken mit rosigen und glühenden Tinten.

Auf dem Achterdeck saß eine junge Dame, Miß Violet Cameron, die in Southampton mit ihrem Vater an Bord gekommen war, um von einem Besuch in England nach Melbourne heimzukehren. Sie hielt ein Buch in der Hand, aber obgleich sie zu lesen schien, waren ihre Gedanken dennoch mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

Als Obersteuermann und erster Schiffsoffizier des „Kambyses" fungirte ein junger Deutscher, Karl Brunkhorst, der ebenso tüchtig als Seemann, wie angenehm in seinem Aeußeren und ganzen Wesen war. Er gehörte zu denjenigen Schiffsoffizieren, die wegen ihrer Bildung und sonstigen trefflichen Eigenschaften auf einer solchen längeren Seefahrt stets sehr bald in den gesellschaftlichen Kreis der Passagiere hineingezogen werden, und so geschah es, daß er auch sehr häufig mit Miß Cameron in nähere Berührung gekommen war. Die Schönheit des Mädchens hatte von Anfang an augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und als er bei näherer Bekanntschaft auch die Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit ihres Charakters kennen lernte, da zog die erste Liebe mit siegender Gewalt in sein bisher noch unberührt gewesenes Seemannsherz.

Das war Miß Cameron nicht entgangen — ein Weib täuscht sich ja fast nie über Empfindungen, die es in dem Inneren eines Mannes geweckt hat.

Wie schon so oft in jüngster Zeit, so wiederholte sie sich auch jetzt, am letzten Abend der gemeinschaftlichen Fahrt, die Frage: „Liebe ich ihn und möchte ich die Seine werden?"

Ihre Augen schweiften hinaus über das Meer in die Ferne, wo ihre Heimath lag und quälende Zweifel befielen sie, so Manches auch in ihrem Herzen zu Gunsten des stattlichen jungen Deutschen sprach.

„Wenn ich ihn zum Manne nähme," sagte sie zu sich selber, „dann würde ich ihn nie von mir lassen. Wie könnte ich am Lande und daheim im Hause bleiben, wenn ich ihn draußen auf der weiten See wüßte? Nicht immer ist das Meer so ruhig, wie heute. Nein, eines Seefahrers Frau muß einen härteren Sinn haben, als ich. Zu Tode würde ich mich ängstigen, wenn mein Mann mich verließe, um vielleicht monatelang zur See zu gehen. Jeder Windstoß würde mich mit Furcht und Entsetzen erfüllen. Solch ein Leben wäre für mich unerträglich. Nein, ich kann ihn nicht heirathen!"

Da wurde sie gewahr, daß der, an den sie dachte, ganz dicht neben ihr stand. Sie blickte nicht auf. Hätte sie sein frisches, gebräuntes, männlich schönes Antlitz gesehen, wie es sich so voll inniger Sehnsucht, so voll bangen Zweifeln ihr zuwendete, sie hätte sicherlich die rechte Antwort auf jene Frage gefunden.

Sie saß, als wäre ihre ganze Aufmerksamkeit von dem Inhalt des Buches auf ihrem Schooße gefesselt.

Er zog einen der auf dem Achterdeck umherstehenden Feldstühle herbei und ließ sich auf denselben nieder.

„Miß Cameron," begann er mit gedrückter Stimme. „Sie werden nun bald zu Hause sein."

Sie fühlte, daß der entscheidende Augenblick im Anzuge war. Der Tonfall seiner Worte war ein so seltsamer, fremdartiger. Ihr Herz hörte fast auf zu schlagen, es war ihr unmöglich, viel zu antworten, und so sagte sie nichts als ein trockenes, ebenfalls recht seltsam und fremdartig klingendes: „Ja."

Der arme Brunkhorst saß wie auf Disteln und Dornen. Wie alle Liebhaber in seiner Lage, hatte auch er sich zu einer Rede vorbereitet, die wohl geeignet gewesen wäre, auch das widerstrebendste Herz zu rühren, allein, wie alle Liebhaber, brachte er kein Sterbenswörtchen von der ganzen schönen Rede über seine Lippen. Wenn sie ihn nur einmal freundlich angeblickt hätte, dann würde er wohl Muth genug gefunden haben, so aber hielt sie beharrlich die Augen niedergeschlagen, ihre Wangen glühten wie Purpur, und sie sah so bezaubernd lieblich aus, daß er ganz und gar außer Fassung gerieth.

Und so geschah es, daß er ihr einfach und schmucklos erzählte, wie er sie vom ersten Augenblick an liebgewonnen habe, und sie dann ebenso einfach fragte, ob sie seine Gattin werden wolle. Er fügte noch hinzu, daß er nicht unvermögend sei und daß er alle Aussicht habe, sehr bald selbst als Kapitän fahren zu können, und schließlich gedachte er des unaussprechlichen Glückes, welches sein Herz erfüllen würde, wenn er im nächtlichen Sturme, im Kampfe mit den oceanischen Gewalten an sein trauliches Heim denken könnte, wo ein treues Weib in Liebe seiner harrte.

Damit aber hatte er's gründlich verdorben. Als Violet ihre eigenen Gedanken jetzt auch aus seinem Munde vernahm, da vermochte sie ihm gar schnell zu antworten, und ihre Antwort lautete, daß sie niemals eines Seemannes Gattin werden könne.

Sie wußte nicht, daß ihr gerade ihre Liebe zu ihm jene Zeiten der Trennung so unerträglich erscheinen ließ, und nun hatte sie das Wort gesprochen, welches jene kurzen Abwesenheiten in eine lebenslängliche Trennung verwandeln mußte.

Er stand auf und wendete sich von ihr ab.

Sie streckte ihm ihre Hand hin, und als er dieselbe erfaßte, sagte sie: „Mr. Brunkhorst, es thut mir innig, innig leid, Ihnen wehe gethan zu haben!"

Ihre Augen begegneten sich, und jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte. Es war zu spät. Sie ging hinunter in ihre Kabine.

Die Glocke läutete zum Speisen. Violet aber erschien nicht an der Tafel.

Sie verbrachte die letzte Nacht an Bord des „Kambyses" unter Seufzen und Weinen und ohne ein Auge zuzuthun. Sie vernahm die halbstündlichen Glockenschläge an Deck und stündlich den Ruf der wachthabenden Mannschaften: „Alles wohl!"

Ihr klang der Ruf wie Hohn. „Alles wohl!" War doch, ihrer Meinung nach, Alles so schlimm und so verkehrt wie nur möglich. Sie hatte nicht nur ihre Zukunft, sondern auch die des armen Mr. Brunkhorst vernichtet.

Dann hoffte sie insgeheim, daß er am Morgen seinen Antrag wiederholen möge, diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht, und als sie ihm endlich inmitten des allgemeinen Wirrwarrs nach der Landung in Williamstown Lebewohl sagen mußte, da geschah dies mit bebender Stimme und umflorten Augen; ihre Hand aber lag dabei lange in der seinen, und ihre Wangen erglühten so dunkel, daß er daraus sehr wohl einen günstigen Schluß für sich hätte ziehen können.

Sie hatte sich so sehr auf das Eintreffen in der Heimath gefreut; jetzt war die Reise zu Ende, aber was sie beim Verlassen des Schiffes empfand, war nichts weniger als Freude.

Violet war Mr. Cameron's ältestes Kind. Zwei folgende Geschwister waren früh wieder gestorben, und so kam es, daß der Abstand zwischen ihr und den vier Jüngsten ein recht bedeutender war. Sie hatte sich gewöhnt, dieselben als „die Kinder zu betrachten und zu behandeln, während die Kleinen wiederum zu ihr wie zu einer anderen Mutter emporblickten. Dieser Mangel an gleichalterigen Gefährten unter den Geschwistern hatte sie schon früh veranlaßt, die Gedanken und Empfindungen ihres Herzens immer den Eltern auszuschütten, und so war auch des jungen Schiffsoffiziers Neigung zu ihr verschiedentlich zwischen ihr und ihrem Vater zur Sprache gebracht worden, um so mehr, als dieselbe nicht nur von ihnen Beiden, sondern auch von der Mehrzahl der übrigen Kajütenpassagiere bemerkt worden war.

Mr. Cameron hatte an dem tüchtigen und feingebildeten deutschen Seemanne ein großes Wohlgefallen gefunden, und als er denselben aufforderte, während der Anwesenheit des Schiffes im Hafen von Melbourne an seinem Hause nicht vorüberzugehen, da ward er hierbei von der Annahme geleitet, daß seine Tochter mit den Empfindungen ihres Herzens noch nicht im Klaren sei. Von Brunkhorst's Antrag aber hatte Violett ihrem Vater kein Wort gesagt. Sie sah sich nun im Besitz eines Geheimnisses, welches nie und nimmer einem Dritten verrathen werden durfte. Auch wollte sie den Vater nicht durch ihren Herzenskummer betrüben, da er ihr ja doch nicht helfen konnte. Sie hatte Brunkhorst's Liebe zurückgewiesen, und nun mußte sie auch die Folgen tragen, welche sie selber verschuldet hatte.

Obgleich Mr. Cameron durch Violet nichts vom Vorgefallenen erfuhr, so blieb er doch darüber nicht lange im Dunkeln. Als er der Landungsbrücke zuschritt, trat Brunkhorst an ihn heran, um ihm mitzutheilen, daß er zu seinem Leidwesen nicht im Stande wäre, seiner freundlichen Einladung zu entsprechen. Mr. Cameron ersah hieraus, daß die Sache zu einer Krisis gekommen war. Er bedauerte den jungen Mann von Herzen und wünschte im Stillen, daß Violet's Entscheidung eine weise gewesen sein möchte; von dem jungen Seemanne verabschiedete er sich mit wärmster Herzlichkeit und aufrichtigem Bedauern.

Er hatte während der Ausschiffung keine Gelegenheit mehr, seine Tochter näher zu befragen, und als er daher am Abend nach seiner Nachhausekunft seine Frau von dem Vorgefallenen unterrichtete, redete er davon wie von einer Angelegenheit, die ein- für allemal abgethan war.

Mrs. Cameron, eine erfahrene Frau, zweifelte jedoch hieran. Es war ihr aufgefallen, daß Violet nicht so freudig aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt war, als dies wohl zu erwarten gewesen wäre, und daß sie so wenig zu erzählen und zu berichten hatte, was gar nicht ihrer sonstigen Gewohnheit entsprach.

Auch in dieser Nacht kam nur wenig Schlaf in Violet's Augen. Sie bereute, so abweisend gegen Brunkhorst gewesen zu sein und ihm nicht wenigstens etwas Aussicht auf eine Sinnesänderung ihrerseits gelassen zu haben.

Allein diese Reue kam zu spät. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihn zu vergessen.

Aber würde er sie denn auch vergessen? War seine Liebe vielleicht nur eine vorübergehende Neigung gewesen, die schon während der nächsten Reise durch eine andere, anziehendere Bekanntschaft aus seinem Herzen verdrängt werden würde?

Doch nein, ein solcher flatterhafter Charakter war Karl Brunkhorst nimmermehr! O, wenn sie ihn doch nur noch einmal wiedersehen könnte, um ihm zu sagen, wie innig sie für ihn fühle und wie sehr sie selber den Schmerz empfinde, den sie ihm zu verursachen gezwungen gewesen.

Endlich sank sie erschöpft in einen unerquicklichen, von bangen Träumen beunruhigten Schlaf, und als sie sich am nächsten Morgen erhob, da war ihr wüst zu Sinnen, und sie hatte die Empfindung, als ob ihr etwas Unheilvolles zugestoßen sei.

2. Kapitel.

Als der „Kambyses" wohlverankert am Quai des Hafens von Williamstown lag, alle Passagiere das Schiff verlassen hatten, und das Ausladen des Gepäcks und der Frachtgüter beendet war, begab sich Karl Brunkhorst zu seinem Kapitän, um sich von diesem einen mehrtägigen Urlaub zum Besuche von Melbourne und Umgegend zu erbitten.

„Gewiß, mein lieber Brunkhorst," entgegnete dieser freundlich, nachdem er den jungen Mann angehört hatte. „Selbstverständlich. Wir bleiben zehn Tage hier, ich will Ihnen daher gern eine Woche Urlaub geben. Ich denke, daß der „Kambyses" auch einmal sieben oder acht Tage lang ohne Sie wird existiren können."

Brunkhorst dankte dem Kapitän für die bereitwillige Gewährung seiner Bitte, und schon eine Stunde später verließ er das Schiff; er schlug den Weg nach dem Bahnhof ein, dem Endpunkt der kurzen Eisenbahn, welche den Verkehr zwischen dem Hafenort Williamstown und der nahe gelegenen großen Stadt Melbourne vermittelt.

Er ging langsam und in Gedanken versunken. Ab und zu athmete er seufzend und tief auf, als ob ihm das Herz recht schwer im Busen läge. Er hatte von seiner Werbung um Miß Violet einen anderen Ausgang erwartet und konnte sich nicht darein finden, daß sie ihn abgewiesen hatte. Wie lieb war sie oft zu ihm gewesen, wie freundlich hatten ihre Augen ihn angeblickt! Sollte sie ihr Spiel mit ihm getrieben haben, ihr Herz vielleicht sogar schon einem Anderen angehören?

Wenn der erste Offizier des „Kambyses" nur ein klein wenig mehr Erfahrung in Bezug auf die vielen einander widersprechenden Charakterzüge der Frauen gehabt hätte, dann würde er den Bescheid, den Violet ihm auf seine Werbung ertheilt hatte, keineswegs für endgiltig und entscheidend angesehen und ihres Vaters Einladung nicht abgelehnt haben. So aber hatte er geglaubt, ein Wiedersehen könne für beide Theile nur peinlich sein, und deshalb entschlossen ein Ende gemacht, so sehr es ihn auch schmerzte.

Seine Gedanken waren daher jetzt ziemlich trüber und schwermüthiger Art, und auch der schöne Morgen — es war im Januar, also im australischen Hochsommer — der sich leicht und glänzend rings über das Land ausbreitete, vermochte seine Stimmung nur wenig zu beeinflussen.

Eine kurze Eisenbahnfahrt brachte ihn nach Melbourne.

Lange schon hatte er sich darnach gesehnt, diese Metropole der südlichen Halbkugel kennen zu lernen. Oft hatte er während dieser Reise an Bord des „Kambyses" den Erzählungen Violet's und ihres Vaters gelauscht, wenn dieselben ihm mit enthusiastischen Worten von dem wunderbaren Wachsthum und den Schönheiten ihrer Heimathstadt berichteten. Jetzt befand er sich mitten darin.

Noch vor kaum fünfzig Jahren durchstreifte hier, wo jetzt die modernen Prachtgebäude sich erheben, des Australnegers nackter Fuß den von Sümpfen durchzogenen Urwald. Känguruhs und Wallabies (eine kleinere Känguruhart) hüpften schwerfällig durch das hohe Gras, Papageien und Jägerlieste, gewöhnlich „Lachende Jackaffe" genannt, erfüllten die Luft mit ihrem mißtönenden Geschrei, Leierschwänze spreizten ihre prächtigen Schweife im gluthzitternden Sonnenschein, und die mächtigen, hageren Eukalyptusbäume reckten ihre Aeste in die Höhe und ließen die dunkelgrünen Blätter hängen, als gönnten sie der Erde den geringen Schatten nicht, den sie ihr gegen die sengenden Strahlen der halbtropischen Sonne hätten gewähren können. Vor einem kurzen Menschenalter noch floß der wasserreiche Yarra-Yarra durch eine unentweihte Wildniß, jetzt wogte hier ein wirres, geschäftiges Menschengetriebe unablässig straßab und straßauf. Die Wagen der elektrischen Straßenbahn glitten auf den blanken Schienen hin und her, ohne daß man gewahrte, auf welche Weise sie in Bewegung gesetzt wurden. Ein Netz von Telegraphendrähten überspannte die ragenden Dächer — wohin der junge Seemann auch blicken mochte, nirgends gewahrte er ein Merkmal der vergangenen Zeiten, das ihn daran erinnert hätte, was dieser Ort vor einem halben Jahrhundert noch gewesen war.

Von den Buschnegern war jede Spur verschwunden, aus den primitiven Kolonisationsversuchen der ersten Ansiedler war wie durch Zauberei eine gewaltige Stadt mit breiten Straßen und verkehrsreichen Werften emporgewachsen, eine moderne, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Kapitale, deren Bauwerke mit denen jeder europäischen Großstadt um den Preis der Schönheit und Solidität wetteifern konnten.

Der erste Offizier des „Kambyses" schlenderte durch die belebten Straßen dahin, ohne seiner Umgebung ein sonderliches Interesse zuzuwenden. Das Feenreich selber hätte für ihn keine Anziehungskraft gehabt, es sei denn, daß die Fee, welche sein ganzes Herz besaß, an seiner Seite gewesen wäre. Die ganze Welt erschien ihm öde und trübselig, langweilig und schal, und fast bereute er, Urlaub genommen und das Schiff verlassen zu haben, wo er daheim war und wo doch noch so Vieles ihn an die vergangenen glücklichen Tage erinnerte. Statt dessen sollte er sich nun ohne Zweck und Ziel, ein Fremder in fremdem Lande, unter gleichgiltigen Menschen und in einer Stadt herumtreiben, die genau so aussah, wie Hamburg oder Bremen oder London oder New York, die ihm also nichts Neues bieten konnte, und dabei stets begleitet und geplagt von seinen melancholischen und rührseligen Gedanken. Das war keine verlockende Aussicht.

Er blieb stehen und schaute um sich. Lohnte es wirklich, noch weiter zu gehen? Sollte er nicht lieber an Bord zurückkehren? Der Kapitän und die anderen Offiziere würden ihn zwar auslachen, doch das sollte ihn wenig kümmern. Jedenfalls war die Sache zu überlegen.

Dort drüben winkte das Schild eines feinen Gasthauses, „Gunsler's Restaurant." Er beschloß einzutreten, einen guten Trunk zu thun und das Weitere dann seiner Stimmung oder dem Zufall anheimzustellen, ein Grundsatz, den zumeist jeder Seemann zu befolgen pflegt, wenn er seinen Fuß nach langer Fahrt zum ersten Mal wieder auf das Trockene setzt.

Das elegante Gastzimmer war leer. Nur eine einzelne Dame saß an einem der kleinen Marmortische in der Nähe eines der Fenster.

Karl Brunkhorst schritt mit höflichem Gruße an derselben vorüber, um sich einen Platz in der Nähe des Buffets zu suchen.

Da fiel hinter ihm ein Gegenstand klingend und klirrend zu Boden, und die Dame stieß einen leichten Ruf des Erschreckens aus.

Der junge Mann wendete sich um und gewahrte, daß das Geldtäschchen der Dame vom Tische herabgefallen war und seinen Inhalt auf den Fußboden ausgestreut hatte. Eilfertig und dienstwillig sprang er herzu.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen," sagte die Dame abwehrend. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, die paar Münzen sind bald aufgesucht."

Sie war aufgestanden, um sich an das Einsammeln des Geldes zu machen, welches zumeist aus Goldstücken bestand.

Brunkhorst, wie alle Seeleute, gegen Damen die Zuvorkommenheit selber, ließ es sich jedoch nicht nehmen, ihr bei dieser Arbeit behilflich zu sein, um so mehr, als einige der Goldstücke weit davongerollt und unter ganz entfernt stehende Tische gerathen waren.

„Möchten Sie, bitte, nun einmal nachzählen, ob Sie noch etwas vermissen?" sagte er, als er seine aufgesammelte Beute vor der Dame auf die Marmorplatte legte.

Sie überblickte das Geld flüchtig, schnappte dann das Geldtäschchen zu und steckte es in die Tasche.

„Es fehlt nichts mehr," antwortete sie, ihn seltsam mit ihren großen dunklen Augen anblickend. „Ich danke Ihnen recht herzlich. Verzeihen Sie mir nur, daß ich Sie durch meine Ungeschicklichkeit so bemühen mußte. Zum Unglück war auch der Kellner nicht da —"

„Es war mir eine Freude, Ihnen dienlich sein zu können," versetzte der junge Deutsche verbindlich, „und ich habe allen Grund, dem Kellner für seine Abwesenheit dankbar zu sein. Gestatten Sie, daß ich an Ihrem Tische Platz nehme?"

Die Dame verneigte sich zustimmend, aber mit einer gewissen Befangenheit. Dann nahm sie eine Handtasche, die vor ihr gelegen hatte, vom Tische und gab derselben einen Platz auf dem nächsten Stuhl.

Brunkhorst legte die goldgeränderte Mütze und den Regenschirm auf das Fensterbrett — welcher Seefahrer, der Anspruch darauf macht, ein Gentleman zu sein, ginge jemals an Land, ohne einen möglichst eleganten Regenschirm mit sich zu führen? — und setzte sich der Dame gegenüber an den Tisch.

Das vornehme Aeußere, das feine Gesicht derselben erinnerte ihn an Violet Cameron. Außerdem gehörte die Dame zu denjenigen Frauen, die man, wenn man sie einmal wahrgenommen hat, immer wieder ansehen muß. Ihre Züge waren regelmäßig, bis auf die Stirn, die man vielleicht etwas weniger hoch gewünscht hätte. Ihre Augen waren groß und dunkel, und ihr Blick von so eigenthümlicher Schärfe, daß Brunkhorst beinahe etwas wie Unbehaglichkeit empfand, wenn er demselben begegnete. Das Bemerkenswertheste an ihr aber war die Marmorblässe ihres Antlitzes, die durch die reiche Fülle des dunklen Haares noch mehr hervortrat. Einem schärferen Beobachter und tieferen Frauenkenner, als Brunkhorst war, wäre auch kaum entgangen, daß die schöne Frau in hohem Grade nervös erregt war und sich nur mit Aufwendung einer großen Willenskraft den Anschein äußerer Ruhe zu geben vermochte.

Ihre Kleidung war einfach, aber vornehm; ihr leichter Reisemantel von feinem, wasserdichtem Seidenstoff und ihre Handtasche verriethen, daß sie entweder von außerhalb gekommen war, oder aber im Begriff stand, die Stadt zu verlassen. Als sie einen ihrer Handschuhe abzog, bemerkte Brunkhorst einen Ehering auf dem schlanken Finger.

„Sie sind Seemann, mein Herr, oder irre ich mich?" fragte sie mit einer Stimme, der man ein leises Beben anhörte. Sie redete Englisch, eine Sprache, die auch Brunkhorst selbstverständlich völlig beherrschte.

„Sie irren sich nicht," entgegnete er lächelnd. „Ich bin der erste Offizier des Hamburger Dampfers „Kambyses," [illegible] Williamstown binnen gekommen ist."

„Sind Sie schon früher einmal in Melbourne gewesen?" fragte die Dame weiter.

„Brunkhorst verneinte. Er erzählte, daß dies seine erste Reise nach Australien sei, da er erst kürzlich in die Dienste der Deutsch-Australischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft getreten wäre. Er pries mit warmen Worten sein gutes Schiff und rühmte die schnelle Fahrt, die dasselbe gemacht hatte.

Sein offenes, treuherziges Wesen, seine unwillkürliche Nichtachtung der leeren konventionellen Formen, sein frischer, klarer Blick und seine ritterliche Gesinnung hatten ihm von jeher und überall, wo sich die Gelegenheit dazu bot, die Sympathien und das Wohlwollen der Frauenwelt zugewendet, und so währte es auch jetzt gar nicht lange, da befand er sich mit der interessanten Fremden im eifrigsten und, von seiner Seite wenigstens, unbefangensten Geplauder.

Der Kellner hatte ihm eine Flasche australischen Weines gebracht, dessen Feuer die melancholischen Nebel, die vorhin sein Gemüth umdüstert hatten, sehr bald verjagte.

Die Dame stellte sich ihm im Laufe der Unterhaltung als Mistreß Hart vor, und als sie erfuhr, daß er ein Deutscher und in der Gegend von Köln am Rhein zu Hause war, da eröffnete sie ihm mit lebhafter Freude, daß auch ihr Mann ein Deutscher aus der Rheingegend sei.

„Ein merkwürdiger Zufall!" rief sie lächelnd. „Nicht wahr, Mr. Brunkhorst?"

„Ein angenehmer Zufall," bestätigte er fröhlich.

Sie plauderten weiter. Auf ihre Frage, wie er die Zeit seines Urlaubs auf australischem Boden zuzubringen gedächte, kehrte ein Theil der alten Trübseligkeit wieder in sein Gemüth zurück, und so gestand er denn zögernd, daß sein Aufenthalt in Melbourne aller Wahrscheinlichkeit nach so unerquicklich und so wenig interessant sein würde, daß er schon daran gedacht habe, lieber wieder an Bord zurückzukehren.

Sie schaute ihn forschend mit ihren dunklen Augen an und dann begann sie plötzlich eine enthusiastische Schilderung der Gegend, in welcher, eine Strecke von Melbourne entfernt, das Gut ihres Mannes gelegen war. Das letztere mußte, ihrer Beschreibung nach, ein wahres Paradies sein, mit seinem üppigen Garten, seinen reichen Feldern und seinen ausgedehnten Waldstrecken. Mr. Hart, der ehemalige Rheinländer, war ein alter australischer Kolonist, der in der guten Zeit sein Schäfchen in's Trockene gebracht hatte und jetzt zu den wohlhabendsten Grundbesitzern der Umgegend von Melbourne zählte. Der Ort der Landschaft, wo sein Grundbesitz lag, hieß Kara Yerta, ein Name, der noch aus der Zeit stammte, wo die Buschneger Herren der Gegend waren; zu beiden Seiten desselben zogen sich die Hügelketten von Gippsland und Daudenong dahin.

Brunkhorst lauschte diesen Schilderungen anfänglich mit getheilter, dann aber mit voller Aufmerksamkeit. Mrs. Hart hatte sich ein Glas Selterswasser und Milch bestellt, von dem sie ab und zu ein wenig nippte, während der Seemann mit Behagen, wenn auch mäßig, dem dunkelrothen Weine zusprach.

„Sind Sie ein Freund der Jagd, Mr. Brunkhorst?" fragte die junge Frau, als ihr Gesellschafter die Uhr hervorzog und die Wahrnehmung machte, daß man bereits eine halbe Stunde verplaudert hatt.

„Das will ich nicht leugnen," versetzte er. „Ich habe meine Büchse schon auf mancherlei Gethier abgebrannt, wie es die Länder und die Zonen darboten, wohin das Geschick mich geführt. Ich kann mich auch rühmen, ein guter Schütze zu sein, habe daheim bei den Jägern gedient, und es muß seltsam zugehen, wenn ich die an der Nock der Bramraa aufgehängte Flasche oder die fliegende Möve fehle; auf festem Boden aber entgeht mir nichts, soweit meine Kugel trägt."

„Wenn Sie ein solcher Nimrod sind," lachte Mrs. Hart, „dann wären Sie der rechte Jagdgenosse für meinen Mann, der sich auch immer rühmt, der beste Schütze im ganzen Gebiet des Yarra-Yarra zu sein. — Wie wär's übrigens, wenn Sie uns in Kara Yerta besuchten? Ich wüßte keine größere Freude für meinen Mann, der seit langen, langen Jahren keinen Landsmann vom Rhein gesehen hat — wie wär's, Mr. Brunkhorst? Sie wissen nicht, was Sie mit ihrer Zeit beginnen sollen, Sie fürchten sogar, vor Langweile an Bord zurückgehen zu müssen, da wäre dies doch eine nicht zu verachtende Gelegenheit, Land und Leute in Australien kennen zu lernen und außerdem noch einen Jagdsport zu treiben, wie er Ihnen origineller in keinem anderen Lande der Erde geboten werden kann. Und an meinem Manne, der gegenwärtig etwas leidend ist und in letzter Zeit seltsamerweise oft an Heimweh gelitten hat, würden Sie geradezu ein gutes Werk thun. Mich kennen Sie nun bereits, Sie wären daher in keiner Weise ein Fremder. Ich darf Sie also nach Kara Yerta einladen, nicht wahr?"

Brunkhorst schaute die schöne Frau überrascht an. Er hatte von der australischen Gastfreundschaft schon Manches gehört, dieses Entgegenkommen übertraf jedoch Alles. Die schwarzen Augen ruhten auf seinem Antlitz mit einem Ausdruck von fast ängstlicher Erwartung — konnte der Dame denn wirklich so viel an seiner Einwilligung gelegen sein?

„Sie sind sehr gütig, Mrs. Hart," antwortete er zögernd und nicht ohne Verlegenheit, „allein ich weiß doch nicht, ob ich Ihre Einladung so ohne Weiteres annehmen darf. Ihr Mann —

„Mein Mann wird mir den größten Dank wissen, ihm einen so liebenswürdigen Landsmann zugeführt zu haben," entgegnete Mrs. Hart. „Sie kämen gerade zur rechten Zeit, ihn zu erheitern und aufzumuntern; ich kenne ihn, schon morgen würde er bereit sein, jede Jagdpartie mit Ihnen zu unternehmen."

Und nun beschrieb sie ihm in lebhaftester und beredtester Weise die landesübliche Ausübung des Waidwerks; sie erzählte ihm von den australischen Bären, die sich in dem Geäste der Bäume festsetzen und nicht von der Stelle weichen, wenn man ihnen auch so viel Kugeln in den Leib schickte, bis ihre Haut vollständig mit Blei gefüllt wäre; sie schilderte ihm die Jagd auf Känguruhs und auf die schwer zu treffenden Wallabies mit einem Feuer, als wäre sie selber eine eingefleischte Jägerin.

Brunkhorst hörte ihr ruhig zu. Die Einladung hatte viel Verlockendes für ihn. Um ein Abenteuer, welches ihn mit seiner Liebe zu Violet in Konflikt bringen konnte, handelte es sich hier nicht, davon war er fest überzeugt. Das war lediglich die australische Gastfreundschaft, die er so oft rühmen gehört und die ihn hier nur ein wenig verblüffte, weil sie ihm von einer Frau entgegengebracht wurde. Zudem durfte er die australischen Damen nicht mit dem Maßstab messen, den er an die Frauen daheim zu legen gewohnt war. In diesem jungen Lande der urwüchsigen Thatkraft mußte ja auch das schwächere Geschlecht viel selbstständiger und unabhängiger auftreten, als in Europa, dem Kontinente der altersschwachen Kultur.

Und dennoch — warum schaute sie ihn mit den schwarzen Augen so beschwörend, so zwingend an, als ob etwas ganz Besonderes, etwas Großes von seiner Zusage abhinge?

War das wirklich nur eine gewöhnliche Einladung?

Wie bleich sie aussah und wie schön! Es ward ihm zu Muthe, als stünde er trotz alledem an der Schwelle eines Abenteuers.

Von Natur romantisch veranlagt — sonst hätte er als Binnenländer auch schwerlich den Seemannsberuf erwählt — begann er in dieser Einladung eine ganz wünschenswerthe Unterbrechung seiner trübseligen Kopfhängerei zu erblicken.

Er schaute der Dame forschend in die räthselhaften, fast unheimlich tiefen Augen, und instinktiv kam ihm die Empfindung, daß die Einladung nach Kara Yerta noch einen ganz anderen, geheimnißvollen Zweck habe.

Ein vorsichtiger Mann hätte jetzt eine Fortsetzung der Bekanntschaft mit einer Frau von solchem, doch immerhin nicht unverdächtigem Wesen dankend abgelehnt; allein Karl Brunkhorst war eben kein vorsichtiger Mann. Seeleute sind selten oder nie vorsichtig. Sei es, daß der immerwährende Kampf mit den Elementen und den hundertfältigen Gefahren ihres Berufes die Leute tollkühn und waghalsig macht, sei es, daß ihr auf das Engste begrenzter Umgang mit anderen Menschenklassen sie in bedauerlicher Unkenntniß der Welt und des Treibens derselben erhält, jedenfalls kann nicht geleugnet werden, daß seefahrende Leute weit eher als Andere in jene Fallen gerathen, welche Arglist und Eigennutz den Harmloseren und Unerfahreneren der Menschenkinder allenthalben zu stellen pflegt.

Die ganze Sache hatte für den jungen Seemann etwas so Verlockendes, daß er sich nicht länger mehr besann und die Einladung mit der Aeußerung lebhaftesten Dankes annahm.

Mrs. Hart nickte befriedigt, zog ihre Uhr hervor und erhob sich dann mit der Bemerkung, daß es gerade noch Zeit sei, den nächsten nach Wirrilda abgehenden Zug zu erreichen. Wirrilda sei die ihrem Heim zunächst gelegene Eisenbahnstation.

Karl Brunkhorst berichtigte seine Zeche, die Dame that ein Gleiches und dann machten sie sich auf den Weg nach dem Bahnhof „Flinders Straße," den sie kurz vor Abgang des Zuges erreichten.

Vor dem Einsteigen hatte Mrs. Hart eine der überall ausgebotenen Zeitungen gekauft, in die sie sich sogleich angelegentlich und eifrig vertiefte. Dabei zitterten ihre Hände so heftig, daß das Papier in denselben zerknitterte. Die zunehmende Blässe ihrer Wangen und ihr kurzer, fliegender Athem erfüllten Brunkhorst, der sie verwundert beobachtete, mit Besorgniß, und er fragte sie, ob ihr unwohl geworden sei.

Sie antwortete, ohne mit dem Durchsuchen der Zeitungsspalten innezuhalten, daß das Eisenbahnfahren ihr stets Unpäßlichkeit verursache, daß die Sache aber nicht das Geringste auf sich habe.

Im Laufe der Fahrt gab Brunkhorst noch einmal der Hoffnung Ausdruck, daß Mr. Hart diesen unerwarteten Besuch nicht übel aufnehmen werde. Sie legte die Zeitung zur Seite und sah ihn mit seltsamem Lächeln an.

„Ich kann Sie versichern," sagte sie, „daß mein Mann nicht den geringsten Einwand gegen Ihre Ankunft erheben wird. Darauf können Sie sich fest verlassen."

Sie sprach diese Worte mit einem Ton und einem Nachdruck, der den jungen Mann eigenthümlich, beinahe unangenehm berührte. Die Frau wurde ihm immer räthselhafter. Er war wirklich neugierig, wie dieses Abenteuer ablaufen würde. Inzwischen bemühte er sich, die Unterhaltung im Gange zu erhalten; als er aber bemerkte, daß die Gedanken seiner Reisegefährtin abschweiften und daß sie seinen Ausführungen nicht mehr folgte, da sprach er sich vor dieser Cavalierpflicht los, lehnte sich in die Kissen zurück und redete, augenscheinlich zur Erleichterung und Genugthuung seiner Begleiterin, bis zur Beendigung der Fahrt kein Wort mehr.

3. Kapitel.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als der Zug auf der Station Wirrilda anlangte. Diese Station ist eine unbedeutende Haltestelle an der Strecke zwischen Melbourne und Sale.

Mrs. Hart und Karl Brunkhorst verließen ihr Koupee und schlugen den Weg zu dem unweit der Station gelegenen Gasthause ein, wo die Dame am Vormittag ihr kleines einspänniges Fuhrwerk eingestellt hatte. Dasselbe stand bald auf der Landstraße vor dem Hause. Der junge Deutsche erbot sich, die Zügel zu übernehmen, wobei er allerdings pflichtschuldigst bemerkte, daß er eigentlich besser ein Schiff, als einen Wagen zu steuern wisse.

Mrs. Hart lachte. „Ihre Bereitwilligkeit wird dadurch um so anerkennenswerther," sagte sie, während sie mit Brunkhorst's Hilfe den Sitz erklomm. „Ich danke Ihnen recht sehr, aber ich bin gewohnt, die Zügel selbst zu führen."

Der kleine Jagdwagen hatte nur eine Sitzbank. Er nahm daher an ihrer Seite Platz, und gleich darauf rollten sie in schnellem Trabe auf der ungepflasterten, aber gleichwohl recht gut gehaltenen Landstraße dahin.

Nach kurzer Fahrt führte der Weg durch ein Dorf. Drei Kramläden, von denen der eine zugleich als Postamt diente, ein Schulhaus, die Polizeistation, zwei kleine nebeneinander stehende Kirchen und eine geringe Anzahl niederer Wohnhäuser — das war Alles. Die Niederlassung lag bald hinter ihnen, und Brunkhorst hatte einen ersten Begriff von australischem Landleben erhalten. Was ihm am meisten auffiel, war die gänzliche Ruhe, die überall herrschte. Nach dem lauten und lärmenden Treiben in den verkehrsreichen Straßen Melbourne's kam ihm diese Stille fast bedrückend vor.

Die schöne Frau an seiner Seite war ebenfalls immer schweigsamer geworden. Ihre Antworten auf seine Fragen waren so einsilbig als möglich, und oft überhörte sie ihn auch gänzlich. Dazu erschien ihm ihr Antlitz noch bleicher, als zuvor. Sie schaute weder nach rechts, noch nach links, ihre Blicke waren unverwandt und beinahe stier voraus gerichtet, als läge dort irgend etwas Schreckliches auf dem Wege, den sie zu passiren hatten.

Die Sonne war untergegangen, und die Dunkelheit nahte mit schnellen Schritten. Es war um die Zeit des Neumondes, die Nacht mußte daher stockfinster werden.

Plötzlich tönte ein lautes, gellendes Gelächter in Karl's Ohr. Es überlief ihn eiskalt, und erschrocken wendete er den Kopf nach der Richtung, aus welcher dieses gespenstische Lachen gekommen war.

Im nächsten Augenblick aber schämte er sich vor sich selber, denn Mrs. Hart sagte ihm, daß dieses Gelächter nichts weiter als das Geschrei der „lachenden Jackaffe" sei, einer Vogelart, die in Australien überall zu finden ist. Wieder und wieder gellte das widerwärtige Lachen durch die Dämmerung; es klang wie die höhnische Fröhlichkeit boshafter Dämonen.

Immer weiter in das einsame, bis hierher nur spärlichen Baumwuchs aufweisende Land hinein ging die Fahrt.

Ein prachtvolles Abendroth hatte auf kurze Zeit noch am westlichen Himmel gestanden, dann war es schnell erloschen, und die Wolken, die soeben noch einem wogenden Swall glühender Lavamassen geglichen, verwandelten sich in düsteres, drohendes Grauschwarz und stiegen hoch und höher empor, wie ein ungeheures, vielgipfeliges Gebirge.

Mit der zunehmenden Dunkelheit gelangte man in ein dichtes Gehölz, unter dessen mächtigen, uralten Stämmen die Axt des Ansiedlers noch nicht geklungen haben konnte.

Hier war der Weg so finster, daß man ohne Licht die Fahrt nicht fortsetzen vermochte.

Mrs. Hart brachte das Pferd zum Stehen.

„Haben Sie ein Feuerzeug bei sich, Mr. Brunkhorst?" wendete die junge Frau sich an ihren Gefährten.

„Ei, freilich!" entgegnete er und reichte ihr bereitwillig das kleine metallene Büchschen hin, in welchem er seine Streichhölzer zu führen pflegte.

Mrs. Hart schwang sich leicht und gewandt vom Wagen, und als Brunkhorst dasselbe that, gebot sie ihm, nach vorn zu gehen und den Kopf des Pferdes zu halten, da dasselbe die Neigung habe, bei der geringsten Veranlassung zu scheuen und unruhig zu werden. Damit that sie aber dem Rößlein entschieden Unrecht, denn dasselbe, eine feiste, phlegmatische Kreatur, sah ganz so aus, als würde es kaum einmal die Ohren spitzen, und wenn man auch dicht vor demselben eine Kanone abfeuerte.

Die Nacht war todtenstill. Kein Windhauch regte sich in den Wipfeln des Waldes. Das Entzünden der schwedischen Streichhölzchen konnte daher gar keine Schwierigkeit haben. Es waren nur wenige in dem Büchschen noch enthalten. Kaum ein halbes Dutzend. Das erste verlöschte sogleich nach dem Anstreichen. Vom zweiten sprang der Kopf ab. Das dritte fiel brennend zur Erde und ging dort aus. Das vierte loderte hell und kräftig auf, aber ein geheimnißvoller Zugwind ertödtete auch seine Flamme. Die übrigen versagten ebenfalls aus diesem oder jenem Grunde, und erst mit dem letzten gelang es Mrs. Hart, eines der Wagenlichter anzuzünden.

„Das ist recht unangenehm," bemerkte die junge Frau mißmuthig. „Es scheint aber, daß ich mit dem Buschleben doch noch nicht so vertraut bin, wie ich mir einbildete; wenigstens verstehe ich noch nicht, in freier Luft ein Streichhölzchen zum Brennen zu bringen. Jetzt habe ich erst eine der Laternen im Gange. Sind Sie vielleicht im Besitz noch anderer Streichhölzchen, Mr. Brunkhorst?"

Er antwortete ihr, daß er ihr seinen ganzen Vorrath an Streichhölzchen eingehändigt habe. Darauf ließ er den Kopf des Pferdes los, zündete das Licht der zweiten Laterne an dem ersten an und stieg dann wieder auf den Sitz, den seine Begleiterin inzwischen bereits eingenommen hatte. Sie setzten die Fahrt fort.

Das tiefe Schweigen des nächtlichen Urwaldes lastete auf Brunkhorst wie ein Bann. Er überraschte sich bei dem Wunsche, den regelmäßigen, brausenden Schlag der Schiffsschraube wieder zu vernehmen, dazu das Knarren und Rasseln der Blöcke und Ketten und das dumpfe Pulsiren der Maschine. Er beobachtete den ungewissen Lichtschein, den die Laternen über das Pferd und noch eine kurze Strecke voraus auf den Weg warfen und der hier und da auch einen moosgrauen Baumstamm am Rande des Waldes streifte.

Der Hufschlag des Pferdes traf den dröhnenden Boden in gleichmäßigem Takte.

Brunkhorst's Gedanken schweiften träumerisch immer weiter zurück in die Vergangenheit.

O Violet....!

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihrem Nachdenken störe, Mr. Brunkhorst," sagte Mrs. Hart ganz unerwartet, „aber finden Sie nicht auch, daß das Pferd seit einigen Minuten ein wenig lahmt? Würden Sie wohl so freundlich sein, es noch einmal vorn am Kopfe zu halten? Ich weiß mit ihm umzugehen; es wird sich wieder einen Stein in das Eisen am rechten Hinterfuß getreten haben, das hat es nämlich auf der Herfahrt auch gethan, da das Eisen schlecht sitzt."

Brunkhorst sprang vom Wagen.

„Das Pferd steht stockstill auch ohne mein Zuthun," entgegnete er. „Lassen Sie mich die Hufe untersuchen."

Damit nahm er eine der Laternen herab.

Die Dame war ebenfalls abgestiegen. „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir zu leuchten," sagte sie, „dann will ich nach dem Pferde sehen. Ich verstehe mich darauf. Haben Sie ein Messer bei der Hand?"

Brunkhorst zog ein großes Klappmesser, wie die Seeleute es bei sich zu tragen pflegen, aus der Tasche, öffnete dasselbe und reichte es ihr hin. Dann hielt er die Laterne, während sie die Hufe des Pferdes kunstgerecht aufhob und besichtigte. Er schaute genau hin, vermochte aber weder einen Stein noch sonst etwas Unrechtes in oder an dem Eisen zu entdecken.

Mrs. Hart schien ebenfalls mit der Untersuchung zufrieden zu sein.

„Es ist Alles in Ordnung," sagte sie, indem sie wieder auf den Wagen stieg und es Brunkhorst überließ, die Laternen an ihren Platz zu bringen.

Einige Augenblicke später saß er wieder neben ihr, und das Fuhrwerk rollte weiter.

„Wie finster es heute Abend ist!" sagte Mrs. Hart nach einer Weile zusammenschauernd.

Der junge Deutsche wurde dadurch aus seinem Grübeln aufgescheucht und fühlte sich veranlaßt, die Bedenken, welche sich ihm mehr und mehr aufdrängten, zu äußern.

„Mrs. Hart," begann er, „ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube sicher, daß es Ihrem Manne nichts weniger als angenehm sein wird, wenn Sie ihm in so später Stunde noch mit einem Fremden über den Hals kommen. Sie selbst würden durch mich auch noch in sonstige Unbequemlichkeiten und Ungelegenheiten gerathen. Wäre es nicht besser, wenn ich irgendwo in Ihrer Nachbarschaft ein Unterkommen suchte und dann morgen Vormittag bei Ihnen meine Aufwartung machte?"

(Fortsetzung folgt.)

— Ironie des Schicksals. Zuchthausdirektor: „Da Sie sich zwanzig Jahre gut geführt haben, sind Sie von Ihrer lebenslänglichen Strafe begnadigt worden." Zuchthäusler: „Ach Gott, Herr Direktor, und ich glaubte mich nun für's ganze Leben versorgt!"

Für die „Sonntagpost."

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Tiefsinnige Betrachtungen. — Was aus Tugenden wird, wenn man sie übertreibt. — Das Ende eines Romanes. — Eine Millionen-Idee, die von ihrem Aushecker unbenutzt blieb. — Jetzt ist sie glücklich „vertrustet."

Daß die Tugenden und die Laster eng bei einander wohnen, haben die Seelenforscher schon im grauen Alterthum erkannt, und in der That, es läßt sich feststellen, daß die weitaus meisten sogenannten Laster nur in's Kraut geschossene Tugenden sind. Uebertriebene Freigebigkeit z. B. wird zur Verschwendung, zu große Sparsamkeit zum Geiz, Bescheidenheit und Demuth können leicht in Hündelei und Kriecherei ausarten, Muth und Tapferkeit in Händelsucht und Rauflust, und so ließe sich die Liste nach Belieben fortsetzen. Was mir Veranlassung gibt, an dieser Stelle so tiefsinnige Betrachtungen anzustellen, das ist ein Chicagoer Straßen-Erlebniß, von dem mir ein guter Freund kürzlich Mittheilung machte, und das veranschaulicht, wie man auch in der Dankbarkeit leicht zu weit gehen kann. Ich will versuchen, die Erzählung meines Freundes mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.

„Am hellen Tage macht man sich kaum eine Vorstellung davon, was für merkwürdige Sorten von Menschenviechern hier in den Straßen herumschleichen. Neulich Abends sind mir da ein paar Exemplare über den Weg gekrochen — ich kann's heute noch nicht verstehen, daß auch das Erzeugnisse der Neuzeit sein sollen. Es war in der Madison nahe Dearborn Straße, und schon ziemlich spät, als sich ein paar verdächtige Subjekte vor mir aufpflanzten. „Hör'n Se," sagt der Eine in so 'nem infam zutraulichen Ton, wie die hiesigen Straßenbettler ihn kurz vor Mitternacht anzuschlagen verstehen, „hör'n Se, uns roochert so sehre, un mer haben keen Jeld, um uns Zigareten zu koof'n. Kenn'n Se nischt vor uns dhun?" — Na, ich bin selbst Zigarettenraucher, und der Zustand, welchen mir der abgebrannte Menschenbruder da enthüllte, war mir nicht unbekannt. Ich fühlte das Rühren des Wissenden, und war deshalb zur Hilfe bereit. „Kommt mit in den nächsten Zigarrenladen", sagte ich, „dort will ich Euch Tabak und Zigarettenpapier kaufen." — Die Beiden ließen sich nicht weiter nöthigen und bald standen wir wieder auf der Straße, sie mit brennenden Zigaretten und für einen Tag oder zwei mit Tabak versehen. Nun hätten wir uns eigentlich trennen können, aber dem Wortführer des Paares schien noch etwas auf dem Herzen zu liegen. „Hör'n Se," fing er wieder an, „Se sin 'n netter Kerl, un da Se was for uns jedahn ha'm, mechten mer woll ooch für Ihn'n was dhun. Han Se verleicht 'nen juten Bekannten, wo's Ihn'n recht sein dhete, daß mer em 'n Schädel 'n bischen inschlagen? Et soll Se weiter nischt kosten." — Daß ich einigermaßen erstaunt war, werden Sie begreiflich finden. Ich besann mich wirklich ein Weilchen, ob ich nicht in meinem Freundeskreise Jemanden hätte, den ich der Aufmerksamkeit der beiden Gutedel empfehlen könnte, aber es fiel mir in der Geschwindigkeit Keiner ein. Immerhin hatten die Burschen jetzt aber mein Interesse geweckt. „Arbeit, wie ihr sie zu suchen scheint," sagte ich, „habe ich gerade gegenwärtig leider nicht für euch; wenn ihr aber ein Glas Bier trinken wollt, so kommt mit — ihr gefallt mir." — Die Herren nahmen meine Einladung an, und in der Budike, wo ich sie nun bewirthete, wurde ich von ihnen weiteren Vertrauens gewürdigt. — „Mer sin noch fremd in der Stadt", sagte der Redner von vorher; „mer sein erscht vor e Stundener zwee von Milwaukee heringekommen. Hier, was mei Partner is, hat da een' eens mit 'n Billardstock ausjewischt, un weil er e bische herzhaft hat zugeschla'n, ham mer uns dinne gemacht. Daß mer nu Ihn'n hier gleich kenn'n lern'n, is 'ne anjenehme Sache. Ha'n Se wirklich nich 'n juten Freind, den mer for Ihn'n verknaxen kennt'n. Es sollt' uns 'n Vergnügen sin." — Der Andere nickte zustimmend und machte dabei eine Bewegung, wie er sie am Abend zuvor in Milwaukee so nachdrucksam mit dem Billardstock ausgeführt haben mochte. Aber ich war inzwischen doch ziemlich sicher geworden, daß ich von dem Anerbieten dieser beiden dankbaren Seelen keinen Gebrauch würde machen können. Als ich ihnen das sagte, und zum Abschied dem Einen noch ein 10 Cents-Stück in die Hand drückte, weinten die Guten fast vor dankbarer Freude, und noch im Fortgehen forderten sie mich auf, sie es doch ja wissen zu lassen, falls ich je Einen „zugedeckt" haben wollte. „Et soll Se ooch wirklich nischt kosten, nich 'nen Cent!" — Auf dem Heimwege mußte ich mir dann gestehen, daß die Figur des Bravo in der Oper „Rigoletto" — so unwahrscheinlich sie Einem vorkommt — denn doch wohl nach dem Leben gezeichnet sein möchte. Auch die beiden Wackeren, die ich soeben verlassen, würden sich sicher ein Gewissen daraus machen — wenn sie's einmal übernommen hätten, Einen abzuthun — ihren Auftraggeber durch Nichtworthalten zu enttäuschen."

* * *

Es mag jetzt 18—20 Monate her sein, da kam in einer stürmischen Nacht ein elegant gekleideter bleicher Jüngling todtwund in die Hütte eines Fischers gekrochen, der in der Nähe der 44. Str. am Seeufer haust. Der alte Strandbewohner war noch oder schon auf den Beinen, und da er wie alle Fischersleute, wenn sie erst einmal in die Jahre gekommen, ein gut Stück von einem Philosophen ist, so gerieth er weder über den frühen Besuch noch auch über den Zustand seines Besuchers in Erstaunen. Dieser blutete nämlich aus einer Schußwunde in der Brust, und schien es nicht lange mehr machen zu können. Der Fischer, welcher Unannehmlichkeiten befürchten mochte, falls der junge Mensch in seiner Hütte stürbe, beeilte sich eine Droschke zu holen. Er half dem Kutscher den Verwundeten aufladen und begab sich dann, als wäre nichts geschehen, an sein Tagewerk. Der Droschkenkutscher hatte inzwischen seinen Fahrgast in's nächste Hospital schaffen wollen, dagegen aber sträubte der Verwundete sich mit aller Entschiedenheit. Der Rosselenker brachte den jungen Menschen darauf zur nächsten Revierwache, wo der kommandirende Leutnant dann Sorge trug, daß der Verwundete — der inzwischen übrigens das Bewußtsein verloren — doch in ein Krankenhaus gebracht wurde. Viel hat das indessen nicht geholfen. Die Schußwunde war tödtlich, und ihr Empfänger starb am folgenden Tage. Vorher war er noch einmal zum Bewußtsein zurückgekehrt, und auf seinen Wunsch hatte man seinen Vater an sein Lager rufen lassen. Dieser Vater war ein bekannter Bankier, dem die Fehler, die er in der Erziehung seines Jungen gemacht, in der Sterbestunde desselben schwer genug auf die Seele gefallen sein mögen. Sein Sohn hatte ihm in kurzen Worten mitgetheilt, wie er zu seiner Verwundung gekommen war, hatte aber auch verlangt, daß man den, der sie ihm zugefügt, ungeschoren lasse, und seinem Wunsche wurde stattgegeben. — Der Bankierssohn hatte sich nämlich duellirt — nicht so regelrecht und feierlich, wie man dergleichen wohl in Europa zu thun pflegt, mit Sekundanten, Aerzten u. s. w., aber doch in aller Form duellirt, und natürlich um eine Weibes willen. Dieses Weib hieß oder nannte sich Mabel Downs und war zur Zeit Kassirerin in einem fashionablen Hotel. Dort war sie von zahlreichen jungen und alten Lebemännern eifrig umworben worden, am eifrigsten von unserem jungen Bankierssohn und von einem schon in höheren Semestern stehenden Abenteurer, der halb Sportsmann und halb Industrieritter war, aber den Anstand — in solchen Fällen müßte man eigentlich sagen: die Dehors — zu wahren wußte und deshalb von den jungen „Bloods" als mit zum „Set" gehörig betrachtet wurde. Dieser Abenteurer nun und der Bankierssohn waren Mabels wegen aneinander gerathen, mit dem oben angegebenen Resultat. Der Sieger im Zweikampf bemächtigte sich gleich darauf auch der Beute. Er und Mabel gingen zusammen nach Europa, und sie scheinen sich's dort haben wohl sein lassen. Als Mabel vor einigen Wochen wieder nach Chicago zurückkehrte, war sie zwar allein, aber es fehlte ihr nicht an Geld, und sie erzählte ihren Bekannten von ihrem Aufenthalt in Paris, in Ostende, in Monte Carlo und an anderen schönen Plätzen, und was sie dort Alles gesehen und erlebt habe. — Sie richtete sich bald, an der 42. Straße, eine hübsche Wohnung ein, und dann hörte man nichts mehr von ihr. Vor einigen Tagen hat sich auf Veranlassung von Nachbarn, die verdächtige Umstände bemerkt hatten, die Polizei in Mabels Wohnung Eingang verschafft. Man fand das junge Weib todt vor, mit einer Schußwunde im Herzen. Die Leiche war schon stark in Verwesung übergegangen. Die Coroners-Jury hat ihren Wahrspruch auf „Tod durch eigene Hand" abgegeben. Verschiedene Anzeichen scheinen diesen Wahrspruch nicht zu rechtfertigen, und dazu gehört unter Anderem das, daß jener Abenteurer, mit dem Mabel die lustige Europafahrt gemacht hat und der nicht bei ihr war, als sie zurückkehrte, in jüngster Zeit wieder in Chicago gesehen worden ist.

Das Bekanntwerden von Mabels Ableben hat veranlaßt, daß sich der Vater der Todten gemeldet und um dieselbe gekümmert hat. Dieser Vater ist ein Landmann. Er wohnt bei dem Dörfchen Wellington in Kansas. Er hat angeordnet, daß man die Leiche seiner Tochter zur Bestattung nach Eureka, Ill., sende. „Eureka", das heißt zu Deutsch: „Ich hab's gefunden!"

* * *

Vor Jahren, als ich in müßigen Stunden noch jeweils ein gewisses Vergnügen daran fand, darüber nachzusinnen, wie man's auf eine leichte und bequeme Weise zum Millionär bringen könnte, kam mir unter anderen, scheinbar zweckentsprechenden Einfällen auch der, ob es nicht eine gute Idee sein würde, Schwefelhölzer zu spalten. Hundert gespaltene sind zweihundert Schwefelhölzer, und wenn man das Spalten nur lange genug fortsetzt, sagte ich mir, müßte sich aus der Anzahl der so mehr gewonnenen Hölzer die ersehnte Million wohl realisiren lassen. Die Ausführung dieses Planes und ähnlicher praktischer Anschläge gab ich indessen als zu zeitraubend auf. Neuerdings thut's mir leid, daß ich mir die Schwefelholz-Idee damals nicht habe patentiren lassen. Der „Match-Trust" nämlich nutzt dieselbe jetzt praktisch aus. Unter den geschätzten Lesern und Leserinnen wird es unfraglich nur wenige geben, die im letzten Jahre nicht Gelegenheit gehabt haben, hin und wieder über die klägliche Beschaffenheit der Streichhölzer sich zu ärgern, die sie im Haushalt oder wie sonst immer zu verwenden gezwungen sind. Sie mögen's für das Spiel eines tückischen Zufalls gehalten haben, daß ihnen beim Anstreichen immer zwei, drei von den Dingern in der Hand zerbrachen, ehe eines Feuer fing. Aber von Zufall war dabei keine Rede. Wenn beim Schneiden des Holzes die nöthige Vorsicht angewandt wird, läßt sich's so einrichten, daß die meisten Hölzchen zerbrechen müssen, wenn man nicht überaus sorgfältig verfährt. Dadurch wird dann der Verbrauch der Zündhölzer entsprechend vermehrt. Nehmen wir an, daß die 70,000,000 Amerikaner unter normalen Umständen täglich 700 Millionen Zündhölzer verbrauchen würden. Durch eine künstliche Erhöhung des Verbrauchs auf nur je dreizehn von den normalen zehn würde sich ein Extra-Verbrauch von 210 Millionen per Tag, von 6,300 Millionen im Monat und von 76,650 Millionen im Jahre erzielen lassen, oder nach Schachteln gerechnet, von 383,250,000. Die Schachtel Zündhölzer kostet im Großhandel ein und einen halben Cent. Das ergibt für den Trust eine jährliche Mehreinnahme von $5,748,750. Mir scheint's, der Trust verdient die Million, die ich seiner Zeit „machen" wollte, um einen Nothgroschen für's Alter zurücklegen zu können, mit spielender Leichtigkeit ganz nebenbei im Laufe eines kurzen Jahres.

—ss.

Der Gast des Landgrafen.

Eine Erinnerung aus dem Bühnenleben. Von A. Th.

Es gibt in den Theaterkontrakten, die den Jünger oder die Jüngerin Thaliens an eines der mittleren oder kleineren Stadttheater der Provinz verpflichten, einen bösen Paragraphen, der jedem, welcher sein gottbegnadetes Talent in den hehren Dienst der dramatischen Muse zu stellen sich berufen fühlt, eine edle Zornesröthe in das klassische Profil treibt. Er lautet: Das Mitglied verpflichtet sich, auf Wunsch der Direktion Statisterie und Komparserie mitzumachen.

Dieser Paragraph mit den beiden vornehm klingenden Fremdwörtern, scheinbar so harmlos und milde in seiner gefälligen Fassung, bedeutet für den stolzen Mimen, dessen Haupt an die Wolken ragt, eine Demüthigung schmählichster Art: Heute ein feuriger Mortimer, ein himmelstürmender Titan, die begeisterte Brust geschwellt von dem edlen Schiller'schen Pathos, und morgen degradirt zum stummen, blöde dreinschauenden „Edlen vom sächsischen Heerbann", welcher der wohlwollenden Ansprache des milden König Heinrich in thatenloser Bewunderung und ersterbender Loyalität am Ufer der Schelde lauschen darf, wobei ihm nur erlaubt ist, auf das anfeuernde Beispiel irgend eines simpeln Choristen durch heftiges Bearbeiten der pappdeckelen Schilde mit einem jämmerlichen Theaterschwert seiner inneren gerechten künstlerischen Empörung dröhnenden Ausdruck zu verleihen.

Ach! Ueber das ohnmächtige Ringen mit dem unabwendbaren Geschicke! Der Paragraph, der Paragraph! O, diese höllische Blutverschreibung!

Und dann! Ganz abgesehen von allen anderen künstlerischen Bedenken: Man will doch auch mal einen freien Abend haben und bei einem gemüthlichen Skate Schminke, Ritterstiefel und Stichworte vergessen dürfen. O, grausames Schicksal! Elender, fluchenswürdiger Beruf!

So wühlt und brodelt es in den edeln, schmerzzerrissenen Künstlerseelen, wenn es heißt, bei feierlichen Aufzügen und wildentfesselten Volksaufständen, wie sie in der großen Oper an der Tages-, resp. Abendordnung sind, zur Verherrlichung des Gesammteindruckes hilfreich Hand und Fuß zu leihen.

So war denn auch einstmals an einem unserer größeren und angeseheneren Provinztheater, an welchem ich damals gerade die beneidenswerthe Stellung eines schlecht bezahlten, dafür aber um so mehr beschäftigten Kapellmeisters bekleidete, eines schönen Tages an fast alle Mitglieder des Schauspielerpersonals die freundliche Einladung durch den hochedlen Landgrafen — oder, wie er in der Theatersprache meistens genannt wird, „Landrath" Hermann von Thüringen ergangen, sich zu einem hochinteressanten Sängerwettstreite auf der Wartburg bei einer gemüthlichen Tasse Thee Abends gegen 8 Uhr freundlichst einfinden zu wollen.

Diese äußerst gut gemeinte Einladung hatte eine durchaus entgegengesetzte Wirkung.

Na, diese Thés chantants bei Landraths auf der Wartburg, die habe ich nun schon gründlich im Magen!

Nein, es ist doch unerhört! Gerade für heute Abend bin ich zum Gänsebraten bei Piepmeiers eingeladen — Sie wissen doch? Die beiden Blondinen, die mit ihrer Mutter im zweiten Rang —

Ick werde doch Piepmeiers kennen!

Na, also! Und ausgerechnet heute muß dieser lasterhafte Tannhäuser — Nein! Wissen Sie, Wagner mit seiner szenischen Arroganz kann mir gestohlen werden. Ueberhaupt, wie komme ich dazu? Ich bin als erster Held und Liebhaber engagirt und habe, Gott sei dank, Engagements gehabt, wo denn doch eine andere Komödie gespielt wurde, wie hier an dieser Schmiere!

Der erboste Mime wendete sich grimmigen Blickes, die edle Stirn in finstere Falten gezogen, von seinem friedfertigern Kollegen hinweg. In seinem Innern reifte langsam ein teuflischer Plan — —

Mich wird der Herr Landrath nicht wieder zu seinen langstieligen Hoffestlichkeiten bitten lassen! kicherte er schalkhaft lächelnd in sich hinein und lenkte, das zweite Thema des Tannhäusermarsches vergnügt vor sich hinpfeifend, munter die leichten Schritte dem freundlich winkenden Frühschoppenlokale zu. —

Der große Abend kam.

Reuevollen Gemüthes war der leichtsinnige Tannhäuser dem behaglichen dolce far niente in dem molligen Venusberge glücklich entflohen und hatte, während einer gründlichen musikalischen Aussprache mit seiner ersten, besser gearteten Liebe sich selbst und den guten Ton wieder gefunden, der an sittsamen Fürstenhöfen den Verkehr zwischen beiden Geschlechtern zu einem so anmuthilen und wohlgearteten macht. Nun war die Zeit zum Beginne der musikalischen Soiree herangerückt. Der gute, kunstverständige Landgraf nahm an der Seite seiner verschämten Nichte den Ehrenplatz auf purpurnem Throne ein und unter den bekannten Klängen des allgemein beliebten Tannhäusermarsches zogen die Gäste paarweise in den festlich geschmückten Prunksaal der Wartburg.

Alles reckenhafte, männlich schöne, stolze Erscheinungen, und lieblich und mild, wie Maienzauber im Mondenschein, fein zierlich von ihren Rittern an den Fingerspitzen geleitet, die Damen im schönsten Kranz.

Doch — wer naht denn dort? Ein ehrwürdiger Greis in weißem Haupthaar und Bart. Des Alters Last drückt ihn gar schwer, und mühsam nur schleppt er seine schwankenden Schritte, geführt von zwei schönen Pagen. Aber wenn auch der Glieder Kraft zu versagen und fast eines Säculums Schwere den zitternden Leib schier zu erdrücken droht: Der Einladung seines allergnädigsten Herrn und Landesfürsten kann er nimmer wiederstehen, und wenn es auch die letzten Kräfte kosten sollte: Hin zieht es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, hin zum Throne, zu den Füßen des vielgeliebten Fürsten und Gönners.

Bewegt verläßt der gute Landgraf, dankbarer Regungen voll, seinen erhabenen Thronsitz. Er, der Fürst und Gebieter, schreitet, wie zu lang ersehntem Willkommensgruße die Arme ausbreitend, dem zitternden Greise entgegen, der in tiefer Bewegung die landesväterliche Rechte küßt, und Hermann von Thüringen führt selbst diesen treuesten und ältesten seiner Vasallen zum weichen Lehnsessel, auf dem der beglückte Alte, vor freudiger Erregung am ganzen Leibe bebend, Platz nimmt.

Wolfram von Eschenbach hatte seinen begeisterten, frommen Hymnus auf die Liebe mit einer feinsinnigen Apostrophe an die anwesenden hohen und höchsten Herrschaften geendet:

Ihr Edlen mögt in diesen Worten lesen,
Wie ich erkenn' der Liebe reinstes Wesen.

Alles war begeistert, hingerissen! Die Ritter schauten muthig drein, und in den Schooß die Schönen. Nur der ehrwürdige, bieder Greis im weichen Lehnstuhl schien anderer Ansicht: Stumpfsinnig lächelnd schüttelte er ohne Unterbrechung das weiße Haupt.

Ja, das Alter, das Alter!

Schon ging ob solch' sonderlichen Gebahrens ein Murmeln durch die Reihen der verehrten Gäste, und leise tuschelnd steckten sich hier und da ein paar Köpfe zusammen.

Auch Tannhäusers ganz entgegengesetzte, allerdings etwas freiere Ansicht über die Liebe schien des guten Alten Billigung nicht zu finden: Er schüttelte unentwegt mit kurzen ruckweisen Bewegungen den wackelnden Weißkopf. Nun, diesmal fühlten sich wenigstens alle mit ihm in Uebereinstimmung; solch' lästerlicher Lebens- und Liebesauffassung durfte kein Wohlgesinnter Beifall spenden.

Aber sonderbar, höchst sonderbar! Auch des braven Walters von der Vogelweide zarter Liebesgesang fand keine Gnade vor dem großväterlichen Richterstuhl des in Ehren ergrauten Biedermannes: Schneller und heftiger als vorher wackelte das alte schwache Haupt auf den morschen Schultern.

Die Hofgesellschaft wurde immer unruhiger. Aus den hinteren Reihen wurde von Zeit zu Zeit verhaltenes Kichern hörbar. Er machte aber auch einen gar zu belustigenden Eindruck, der blödsinnige Mummelgreis mit dem unaufhörlichen Tatterich. Doch wie häßlich, des Alters und seiner Gebrechlichkeit zu spotten!

Der Landgraf sah sehr ernst aus, nur seine Augen schienen lebhafter, wie nach einem Ruhepunkt suchend, bald hier- bald dorthin sich zu wenden, und um der keuschen Elisabeth geheiligten Mund zuckte es ab und zu verrätherisch. O, sie hielt wohl, die Holbe, mühsam nur die Thränen zurück, die der Anblick solch hilflosen Alters ihren schönen Augen zu entlocken drohte.

„Man hätte ihn diesmal doch zu Hause lassen sollen", sagten die verwirrten Blicke ihres rathlosen Oheims, „er ist ja schon ganz kindisch".

„Wenn ihm nur kein Malheur passirt", dachte die edle Elisabeth.

Doch er, die unschuldige Ursache all dieser Verlegenheit und Aergerniß, saß, theilnahmlos und blöde vor sich hin grienend, in seinem bequemen, schön geschnitzten Sorgenstuhle, unbesorgt und heiter. Sein altes, müdes Haupt aber mit den glanzlosen, stumpfsinnig stierenden Augen wackelte — wackelte — wackelte. — — —

Und Alles um ihn herum wackelte mit.

Wen kümmerte nun noch Biterolfs gerechte, ritterliche Entrüstung, wen Wolframs hilfeflehende Verzweiflung, wen Tannhäusers aller Sitte hohnsprechende Frivolität? Vergessen war alles. Dieser alte, kindische Mann wirf alle Etikette über den Haufen.

Das war aber auch zu unwiderstehlich komisch! Solch ein oppositioneller grauer Sünder, der zu Allem, was da vorgebracht wird, grundsätzlich nein sagt. So etwas war noch nicht dagewesen. Guckt nur: Er wackelt immer stärker und schneller! Wer könnte da ernst bleiben? Die gesetztesten Hofherren, mit 80 Mark Gage und fünfzig Pfennigen Extrahonorar für kleine Partieen, drohten, in ein wieherndes Gelächter auszubrechen.

Und nun wurde es auch im Zuschauerraum lebendig. Das anfänglich stumme Erstaunen machte plötzlich der heitersten, lautesten Laune Platz. Man sah zuerst, staunte, zweifelte — aber nun begriff man. Ach, das war ja köstlich! Die Galerie tobte und schrie vor Vergnügen, und in dem ersten Rang und Parkett griff eine fröhlich bewegte Stimmung um sich, wie an einem recht vergnügten Polterabend.

Aber der Alte in seinem weichen Lehnstuhl saß wie vorher stumm und theilnahmlos da, das liebe, weiße Haupt leicht nach vorn geneigt, und siehe da: Es wackelte und wackelte immer weiter, unaufhörlich, ohne Ende.

Wackela, wackela weia! schien Alles um ihn herum zu singen.

Da — — eine vor Wuth heisere Stimme aus der ersten Koulisse: „Herrrr!!! Sind Sie verrückt geworden?! Kommen Sie raus! Kommen Sie raus!! Das kostet eine Monatsgage!! So hören Sie doch in drei Teufels Namen auf mit der verfl. . .ten Wackelei! Sie sind entlassen!! So sitzen Sie doch ruhig! Sie sind entlassen!! So hören Sie doch endlich! Kommen Sie raus!!"

Ach! In solch gesegnetem Alter legt es sich wohl auch etwas auf die Ohren.

Der arme Alte schien taub zu sein.

Da fiel endlich der Vorhang. Es war die höchste Zeit; denn der Jubel und das Tosen im Zuschauerraum und auf der Bühne hatte bereits einen solch bedenklichen Hochgrad der Siedehitze erreicht, daß das Ganze mehr den Eindruck einer feuchtfröhlichen Karnevalssitzung als einer ernsten Wagner'schen Oper machte.

Die Szenen, die sich nun auf der Bühne abspielten, als wohlthätig die diskrete Gardine das lustige Elend den Blicken der erheiterten Zuschauer entzog, kann diese Feder nicht beschreiben. Solche furchtbaren Wuthausbrüche, wie die des Direktors und seiner ihm getreulich sekundirenden Gattin, haben noch niemals Bühnenwände erzittern gemacht. Selbst das Personal stand anfangs wie erstarrt in Bestürzung. Dann stob es, wie nach Athem ringend, beim Eindringen dieser entsetzlichen Zornesfluthen, ahnungsvolles Grausen in der Brust, nach den Garderoben.

Der Missethäter aber, in dem wir unschwer unseren demokratisch angehauchten jugendlichen Helden und Liebhaber vom Morgen wiedererkennen, stand, ganz erstaunt über all' den Lärm und Spuk, unschuldsvoll wie ein Kindlein und verwunderten Antlitzes vor dem wuthschnaubenden direktorialen Ehepaare.

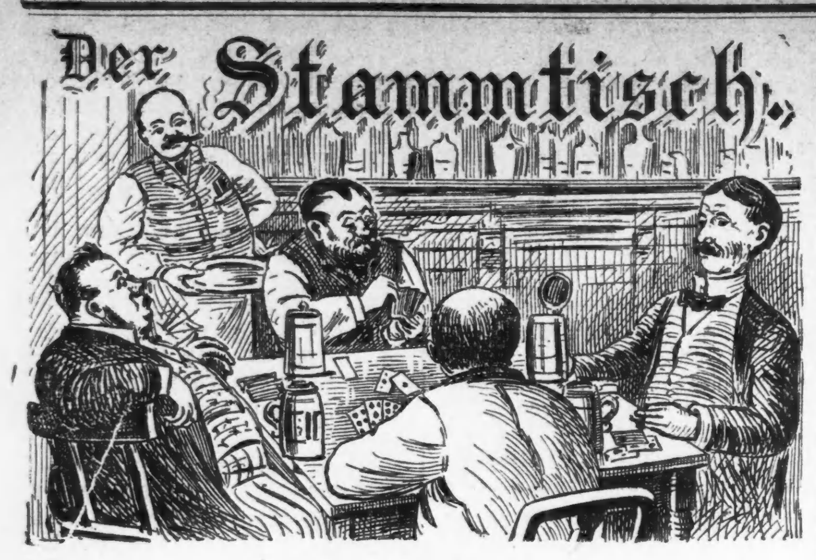
„Ich wollte eine charakteristische Charge schaffen, Herr Direktor," flötete er im mildesten Tone. „Sie verstehen: Ein alter Mann — der anstrengende Aufstieg nach der Wartburg — die Aufregung des fürstlichen Empfanges — das Ungewohnte der Umgebung — —"

„Herrr! Ich will Ihnen helfen, Chargen schaffen!" schnaubte ihn der Beherrscher aller Komödianten an. „Das kostet Sie eine — eine — eine halbe Monatsgage!"

Sie wurde ihm wirklich am Sechzehnten, dem nächsten Gagetage, abgezogen, aber der Direktor hatte ein weiches, goldenes Herz, und war nicht ohne Sinn für Humor und einen guten Witz. Nebenbei schätzte er den jungen Schauspieler als vortrefflichen Künstler und tüchtige Kraft in seinem Fache: Am Ersten des folgenden Monats stattete er ihm den Verlust zurück und lud ihn zu einem gemüthlichen Frühschoppen ein.

Seinen Zweck aber hatte der übermüthige Jünger Thaliens doch erreicht: Er wurde niemals wieder zu einer Gesellschaft bei „Landraths auf der Wartburg" eingeladen.

— Mancher wirft seinen Schatten — auf Andere.



(Von Albert Weiße.)

Grieshuber: Donnerwetter! Volle drei Wochen hat's jetzt gedauert, ehe wir mal wieder zum Spielen kommen. Der Kulicke, der alte Pantoffelheld, hat wieder Stubenarrest gehabt. Quabbe hat jedenfalls irgend eine neue Verrücktheit ausgefunden, und Du, Kratzer, bist letzten Donnerstag wieder an der Spree gewesen.

Kratzer: Das stimmt. Aber ich weiß jetzt wenigstens, warum ich so viel an die Spree gehe. —

G.: Das weiß ich schon sehr lange. Dir ist nämlich die Leber auf der Sonnenseite gewachsen.

Kr.: Nein, der Quabbe hat gesagt, das kommt vom Atavismus her.

G.: Wa — Was? Was ist das? Avatismus?

Quabbe: Atavismus ist die Erscheinung, daß die Eigenthümlichkeiten der Vorfahren in der Nachkommenschaft wieder zu Tage treten. Kratzer hat mir erzählt, daß sein Großvater am Delirium Tremens gestorben ist. Seine Saufereien kann man daher dem Atavismus in die Schuhe schieben. Ein anderes Beispiel, Herr Grieshuber. Neulich haben Sie anzügliche Bemerkungen gemacht, daß Ihre in Bier angelegten Nickels jetzt mit der Hand einer Brauerstochter die Wappenschilder alter Adelsgeschlechter putzen helfen. Sehen Sie, das ist nichts wie Atavismus. — Der erste Brauer war ein König; daher heirathet die weibliche Nachkommenschaft dieses Königs gerne preußische Leutnants, also Leute, die wenigstens des Königs Rock anhaben.

Charlie (der Wirth): Quabbe! Versuchen Sie Ihren Blödsinn mit dem Atavismus nicht bei mir. Mein Großvater war kein Nachtwächter. Auch leide ich nicht an Atavismus und daher wird auch heute nicht bis drei Uhr Politik geschwätzt.

Q.: Ja, beim Reden verläuft die Zeit schnell.

G.: Namentlich, wenn der Quabbe in einer zweistündigen Quabbelei auf die Engländer schimpft und die Buren in den Himmel erhebt.

Q.: Aber lieber Herr Grieshuber! Muß Einen das nicht in Wuth bringen, wenn man sieht, wie der ländergierige britische Löwe dem freiheitliebenden Bauern das Fell über die Ohren ziehen will? Wir sind ein freiheitliebendes Volk. Wir wissen die Freiheit zu schätzen.

G.: Halten Sie die Luft an, sonst platze ich vor Aerger. Patrioten wollt Ihr sein. Freiheitsschwärmer wollt Ihr sein. Den Engländern wünscht Ihr die besten Haue, weil sie die freien Buren unterdrücken; aber wenn unsere Regierung die armen Philippiner unterjochen will, dann hurraht Ihr Euch heiser. Was ist denn für Unterschied?

Q.: Ein gewaltiger, Herr Grieshuber, ein gewaltiger. Die Engländer thun es aus Ländergier, wir aber sind von der Bestimmung dazu ausersehen.

G.: Dummheiten. Ich will Ihnen mal was sagen, Quabbe. Ein armer Mann stiehlt ein Stück Brot und wird eingespundt. Thut's ein Reicher, so hat er die Kleptomanie, weil er nicht nöthig zu stehlen hat. Die Engländer bilden sich ein, sie brauchen das Stück Brot, das Transvaal, sie stehlen also. Wir brauchen die Philippinen nicht, wir haben also die Kleptomanie. Jetzt heißt es ja wohl „Destiny"! — — —

Kr.: Ganz recht, Grieshuber! Destiny ist nämlich, wenn man kein Recht dazu hat und eine Ausrede sucht. — Chicago leidet ja auch an der Destiny. Die Nordseiter haben Steuern bezahlt, daß der Stock schwitzt. Wenn aber die Brücken reparirt werden sollen, müssen sie nochmals berappen, weil kein Geld dazu da ist. Das hat die Destiny gefressen.

G.: Aber Kratzer! Hat Dich der Quabbe auch angesteckt? — Kulicke, Du alter Unglücksrabe, sagst ja gar nichts!

Kulicke: Ja, ich habe wieder einen großen Trubel. Ihr rimembert Euch doch noch, daß ich meine Alte und meine Sister in Lah an die Festivities so ebaut neun Stunden hab wähten lassen; dafür wollte mich meine Alte für Diwors suhten und die Drugstohrwittwe mit den Resten von den Poisons aus ihrem früheren Bissniß killen. Na, die Alte habe ich ohl reit gekriegt, und zwar mit einer elektrik Fänn für die Kitchen. Die Servantgörl, meine Alte gleicht sie so sehr, kann die Botteräschen von die Fleis nicht ständen und wollte muhven. Jetzt will sie wieder stehen, und meine Alte ist wieder ohl reit mit mir. Aber meine Sister in Lah will mich wegen kriminel Leibel arresten lassen. Die Alte hat mich gekohkst, ich soll wieder mit ihr aufmachen. Da bin ich dann gestern gleich nach Brekfest zum Flohrist gegangen und habe ein Buhkett geordert. Der Flohrist sagte, ich sollte eine Stunde wähten. Eine Stunde ist eine Stunde und Wähten ist Wähten, also konnte ich gerade so gut beim Toni, Du kennst ihn ja, Charlie, wähten. Well, for päst Teim schätten wir die Box für die Drinks. Nach einer Stunde wollte ich muhven. Da sagt der Toni: „Hast Du auf den Flohrist eine Stunde gewähtet, so kann der Flohrist auch auf Dich eine Stunde wähten" und er hat gewähtet, bis es dark war. Dann bin ich zur Drugstohr-Wittwe gegangen. Die hat sich sehr getickelt gefühlt und hat auch reit awäh mit ein Kopp Schokolät getrietet. Der Stoff hat schrecklich geschmellt, aber — for Schoh — habe ich ihn täften müssen. Ich sage Euch, das war eine Viehling nach die viele Drinks in meinem Stomäk! Brrr! Da ist mir die Eidiä gekommen, daß sie mich poisen wollte. Ich bin denn gleich mit dem Kopp in der Hand auf die Poließstäschen gerannt und habe sie for Mörder in der först Degrieh arresten lassen wollen. Der Käpten aber sagt, dem Toni sein Whiskie sei das pure Poisen. Der Polißman an dem Bieht, der dicke Sullivan, habe schon die halben Schnätes. Ich sollte machen, daß ich nach Hause komme. — Heute Morgen hat sie an meine Alte gekahlt und ihr gesagt, sie wird mich in die Penitenscherie bringen. — — —

G.: Unsinn! Du alter Pantoffelheld und Hans Hasenfuß! Gar nichts können sie Dir thun, die alten Weiber. Charlie, bring' die Karten!

National-Hymne der Buren.

Kennt gij dat volk vol heldenmoed,
En toch zoo lang geknecht?
Het heeft geofferd goed en bloed,
Voor vrijheid en voor recht;
Komt burgers! laat de vlaggen wap'ren,
Ons lijden is voorbij,
Roemt in den zegen onzrer dap'ren,
Dat vrije volk zijn wij!
Dat vrije volk, dat vrije volk,
Dat vrije, vrije volk zijn wij!

Kent gij dat land zoo schaars bezocht,
En toch zoo heerlijk schoon?
Waar de natuur haar wond'ren wrocht,
En kwistig stelt ten toon;
Transvalers! laat ons feestlied schallen,
Daar waar ons volk hield stand,
Waar onze vreugde schoten knallen,
Daar is ons vaderland,
Dat heerlijk land, dat heerlijk land,
Dat is, dat is ons vaderland!

Kent gij dien Staat, nog maar een kind?
In 's wereldsch Statenrei?
Maar toch door 't machtig Britcsh bewind,
Wel eer verklaart voor vrij,
Transvalers! edel was uw streven,
En pijnlijk onze smaad,
Maar God die uitkomst heeft gegeven,
Zij lof voor d'eigen Staat!
Looft onzen God,
Looft onzen God,
Looft onzen God voor land en staat!

In freier Uebersetzung:

Kennst Du das Volk voll Heldenmuth,
Und doch so lang' geknecht'?
Es hat geopfert Gut und Blut
Für Freiheit und für Recht.
Auf Bürger! Laßt die Fahnen wehen,
Vorbei die Leiden hier,
Laßt tapfer Mann bei Mann uns stehen:
Ein freies Volk sind wir!

Kennst Du das Land, an Volk nicht reich,
Und doch so herrlich schön?
Wo die Natur schuf Wunder gleich,
Wo trotz'ge Berge steh'n?
Transvaaler! Laßt es festlich schallen,
Daß hier das Volk hält Stand;
Laßt freudig uns're Büchsen knallen:
Das ist das Vaterland!

Kennst Du den Staat, zwar noch ein Kind,
Im Welten-Staatenbund?
Dem brit'sche Macht jetzt übel sinnt,
Doch frei erklärt die Stund'.
Transvaaler, wacker laßt uns streben,
Fürcht' nicht Tyrannenhand,
Vertraut auf Gott, treu und ergeben:
Mit Ihm für's theure Land!

Nur der erste Vers der Hymne wird von den Transvaal-Soldaten gesungen. Name des Dichters und Komponisten sind nicht bekannt, doch hält man Rich. Holl, den holländischen Volkslieder-Barden, für den Komponisten. Die Freistaat-Buren haben ebenfalls eine National-Hymne, dessen Dichter M. Hammelsberg ist, und welche von Nicolai in Musik gesetzt wurde.

Polypen.

Eine Bank von Polypen, die sich von Havre bis nach Trouville und Houflene ausdehnt, verursacht den Fischern dieser Orte zur Zeit großen Schaden, sowohl hinsichtlich des Fanges als ihrer Geräthe. Das Meer ist oft von diesen scheußlichen Thieren in diesen Gegenden bedeckt und einige derselben haben Fangarme von mehr als einem Meter Länge. Manche wiegen bis sechs Kilogramm. Der Fang dieser Polypen, von denen manchmal mehrere Hundert durch ein Netz emporgezogen werden, verursacht verschiedentlich das Reißen der Netze. Die entsetzlichen Ungeheuer saugen sich mit ihren Köpfen durch die Maschen der Netze hindurch so fest an die Bootwände an, daß man sie mit Schaufeln, Hacken und heißem Wasser kaum loszumachen vermag. Wenn man die Ungethüme dann glücklich an Bord gebracht hat, muß die Mannschaft noch schwere und gefährliche Kämpfe führen, um den Polypen die Köpfe abzuschlagen oder zu zerschneiden, da sie sonst nicht schadlos gemacht werden können. Eine derartige Invasion an den französischen Küsten ist seit 1868 nicht vorgekommen.

—Der verliebte Backfisch. — Bella: „Ist der neue Leutnant aber ein schöner Mann!" — Stella: „Ach ja, von dem möchte ich für mein Gedichtbändchen ein Schnurrbarthaar als Lesezeichen haben!"

Der Gorilla.

Ein Erlebniß aus dem Zirkus. Von A. L.

Wir alle liebten Zenobia, nicht allein wegen ihres hübschen blassen Gesichts, sondern weil sie ein liebes, gutes Mädchen war, das sich alle Herzen gewonnen hatte. Dabei machte sie keinerlei Unterschiede, sondern behandelte alle gleich, von dem Direktor bis zu dem letzten Stallknecht hinunter.

Ein Zirkus ist sonst gerade nicht der Ort, in welchem übertriebene Rücksichtnahme und zartes Taktgefühl anzutreffen wären; doch Zenobia, die „Königin der Drahtseiltänzerinnen", wie sie auf unsern bunten Plakaten genannt wurde, hatte keinen Grund, sich über die Behandlung zu beklagen, die ihr von allen Mitgliedern des weltberühmten Feldbergschen Zirkus, verbunden mit Menagerie, zu Theil wurde. Keiner sprach je einen Fluch oder ein böses Wort aus, keiner wagte es, einen Ausdruck zu gebrauchen, der nicht für weibliche Ohren paßte, und keiner ließ sich je dabei ertappen, sie zu hänseln oder sich unziemliche Scherze zu erlauben. Dabei war sie nur ein kleines einfaches Mädchen von 17 Jahren, die nur eine sehr armselige Nummer des Programmes ausfüllte, auch verdiente sie weniger als die anderen Artisten, mich einbegriffen, der ich die Ehre hatte, drei kluge Elephanten dem Publikum zweimal täglich vorzuführen.

Merkwürdig! Gerade der beste, wenigstens der eleganteste und schneidigste Mann der ganzen Gesellschaft achtete das junge Mädchen am wenigsten; d. h. deutlich gesprochen, er hatte den geringsten Respekt vor ihr. Doch man verstehe mich nicht falsch; er liebte sie mehr als wir — tiefer, aber wenig uneigennütziger und infolgedessen auch mit weniger selbstlosem Respekt. Wir waren zufrieden, wenn sie mit ihrer Silberstimme ein kleines Wörtchen an uns richtete und dieses Wörtchen mit einem freundlichen Lächeln begleitete. Doch Stavarta — „das Wunder der Welt" — war damit nicht zufrieden, und er hätte sich nicht einmal mit ihrer Seele begnügt, wenn sie sie ihm geopfert hätte.

Das Entsetzliche ereignete sich in P., und zwar so plötzlich und unerwartet, daß alles vorüber war, bevor man überhaupt wußte, wie es begonnen hatte.

Die Zirkusvorstellung war in vollem Gange. Das Publikum, welches jeden Platz in dem großen Amphitheater füllte (bis auf die Galerie, die von der Polizei als feuergefährlich geschlossen worden war), hatte sich bis dahin die Menagerie angesehen, die vor der Vorstellung des Zirkus geöffnet wurde; jetzt aber saßen die Zuschauer auf ihren engen Plätzen und blickten hernieder auf die Manège, wo eine Produktion der anderen folgte.

Zenobias Nummer wurde stets mit großem Interesse erwartet, obwohl sie nichts so Außergewöhnliches bot und sie ihren Erfolg mehr dem Liebreiz ihrer Erscheinung als der Originalität ihrer Darbietungen verdankte. Als die Gesellschaft am Sonntag in P. eintraf, entdeckte der Direktor, daß es infolge architektonischer Mängel unmöglich war, Zenobis Schleppseil oder ihr Fallnetz gehörig zu befestigen. Infolgedessen war das Netz mit Zenobias Zustimmung weggelassen und das Schleppseil durch ein straffgespanntes Seil ersetzt worden. Auf diese Weise erregte Zenobia Sensation, als sie in P. über ein 100 Fuß langes Seil lief, das sich 80 Fuß hoch über der Erde erhob und unter dem Schimmer der Bogenlampen, die wie Lichtbälle von der Wand herabhingen, auf dem zwei Zoll breiten Strick tapfer hin- und herwandelte.

Zenobia war weniger nervös, als sonst einer von uns und schien sich völlige Geistesgegenwart bewahrt zu haben. Ich für meinen Theil hatte jeden Abend während ihrer gefährlichen Produktion dabei gestanden und sie von dem dünnen Gazevorhang während ihrer waghalsigen Wanderung beobachtet; der Kopf wirbelte mir dabei, das Herz schlug mir zum Zerspringen und mein Puls jagte in fliegender Eile. Auch an diesem Abend stand ich auf meinem gewöhnlichen Beobachtungsposten, indeß meine drei Elephanten wartend hinter mir standen und verwundert ihre Rüssel bewegten, angstbeklommen stand ich da und beobachtete das Gesicht der kleinen Zenobia, auf dem auch nicht die leiseste Furcht zu entdecken war.

Zenobia betrat das Seil mit einem kleinen japanischen Sonnenschirm in der Hand, als ich sah, daß das Seil ganz eigenthümlich schwankte und Zenobia anfing, nach dem Brett zurückzugehen. Zuerst konnte ich die Situation nicht begreifen. Zenobias Bewegungen waren nicht heftig genug, um das Schwanken des Seiles zu rechtfertigen, und wir alle wußten, daß sie nur mit dem größten Widerwillen rückwärts ging.

„Was gibt's?" flüsterte ich einem meiner Kollegen zu.

„Sie geht zurück, weil sie sich auf dem Strick nicht umdrehen kann," versetzte er. „Doch warum versucht sie nicht, nach der anderen Seite zu kommen?"

In diesem Augenblick schien eine heftige Panik sich des Publikums zu bemächtigen; ein halblautes Murmeln durchlief den Zirkus, das sich zu dumpfem Grollen steigerte. Dann erhob sich das Publikum wie ein Mann und starr vor Grauen und Entsetzen angesichts der Tragödie, die sich vor seinen Augen abspielte.

Als ich jetzt hinblickte, begriff ich alles. Mit zögernden, schwankenden Schritten zog sich Zenobia mit ihrer langen Banlanzirstange zurück, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite sich wendend, dabei schwankte das Seil heftig, aber nicht infolge ihrer Bewegungen, sondern vom anderen Ende her. Dort saß nämlich auf dem kleinen schmalen Brett Krollo, der große Gorilla, und seine langen, spitzen Krallen umklammerten den Strick, den er aus Leibeskräften schüttelte.

Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der von tausend Kehlen wiederholt wurde, dann stürzte Zenobia aus der furchtbaren Höhe in die Arena nieder.

Ich liebte sie nicht weniger als alle die Anderen; aber ich allein behielt in diesem schrecklichen Augenblick den Kopf oben. Mit heftiger Bewegung drehte ich mich um und flog, so schnell mich meine Füße tragen konnten, zu der nächsten Treppenthür, die zu der verschlossenen Galerie führte. Um diese Thür zu erreichen, mußte ich die Menagerie passiren, und die Thiere brüllten laut auf, als sie mich in wilder Hast vorüberlaufen sahen.

Als ich an den Leoparden auf der rechten Seite vorüberkam, warf ich einen schnellen Blick auf den Käfig des großen Gorilla und blieb stehen.

Athemlos, starr vor Entsetzen, stand ich da und betrachtete in stummer Verwunderung, während sich mir die Haare vor Angst und Grauen sträubten, den großen Gorilla, der aufrecht in seinem Käfig stand und seinen langen, muskulösen Arm durch die Stäbe nach mir ausstreckte. Der große Gorilla saß in seinem Käfig, während ich zwanzig Sekunden vorher gesehen hatte, wie er das Seil aus Leibeskräften in der Manège schüttelte.

Was sollte das bedeuten? Ich fuhr mit den Händen über die Augen, als wollte ich einen bösen Traum verscheuchen. Ich rüttelte an dem eisernen Käfig, doch die Thür war verschlossen, fest verschlossen. Konnte der Gorilla das gethan haben? Es war möglich. Konnte er in zwanzig Sekunden in seinen Käfig zurückgeschlüpft sein und das Schreckliche vollbracht haben? Auch das war möglich. Doch war es anzunehmen, daß die wilde Bestie, die sich eben ihre Freiheit erzwungen, sich so schnell selbst wieder zum Gefangenen gemacht haben sollte? Nein, nein!

Ich rannte schnell wieder die Galerie hinunter und blieb, gerade als ich die Thürklinke niederdrücken wollte, stehen. In diesem Augenblick hörte ich etwas die Treppen hinunterrasen, und ein Gedanke fuhr mir durch den Sinn. Schnell sprang ich hinter einen Haufen altes Gerümpel und wartete, ohne mich auch nur zu rühren.

Ich hörte etwas die letzte Flucht der Galerietreppen hinunterrennen und sah die kleine, schmiegsame Gestalt eines Mannes in fleischfarbenen Trikots auf den Käfig des Gorilla zuspringen und sich gegen die Thür lehnen. Es war Stavarta.

„O, Du Bestie!" schrie er in einem Tone, aus dem Angst und Grauen klang. „O, wären doch meine Hände stark genug, um Dir das Leben aus Deinem scheußlichen Körper zu reißen. Doch warte nur, warte nur, warte!"

Er wandte sich von dem Käfig fort, blickte sich scheu um und verschwand. Ich setzte mich auf einen alten, zerbrochenen Stuhl, preßte meinen Kopf in die Hände und überlegte mir, was das alles wohl zu bedeuten gehabt. Doch bevor ich meine Gedanken noch zu sammeln vermochte, kam eine Schaar Männer, leichenblaß und zitternd, hereingestürzt.

„Ja! Hier ist er!" rief einer. „Ich sagte es immer, wir würden noch einmal Unglück mit ihm haben! Ich habe Euch stets erklärt, die Bestie wäre im Stande, das Schloß aufzubrechen!"

„Zenobia!" rief ich. „Wie geht's Zenobia?"

„Mehr todt als lebendig!" versetzte Ravello, der Löwenbändiger. „Doch sie lebt noch!"

„Wird sie auch am Leben erhalten bleiben?"

„Vielleicht — die Aerzte sagen, sie würde wohl leben bleiben. Der Sturz ist dadurch abgeschwächt worden, daß sie auf die Trapeze anschlug".

„Dem Himmel sei Dank!" fuhr der Direktor fort. „Diese Bestie!" setzte er hinzu, sich hastig nach dem Gorilla umwendend, der seinen Hut fortzuschleppen versuchte. „Dieses bösartige Thier soll erschossen werden!"

„Ja, aber sofort! Sofort! Gleich!" riefen die Anderen.

„Irgend ein böser Instinkt muß ihn zu dem schändlichen Verbrechen getrieben haben", sprach der Direktor weiter. „Hätte nicht Stavarta so viel Kühnheit und Geistesgegenwart bewiesen, es hätte noch mehr Unheil angerichtet!"

„Stavarta?" rief ich; „was that denn Stavarta?"

„Er wartete in der Galerie auf seinen Auftritt, wie er sagte, als er hörte, wie das Publikum unruhig wurde. Er lief nach der Ballustrade und sah gerade, wie Zenobia fiel und die Bestie das Geländer der Galerie hinaufkletterte. Ohne an sein eigenes Leben zu denken, und welcher Gefahr er sich aussetzte, wenn er die furchtbare Bestie ohne Waffen angriff, stürzte er vor. Doch der Gorilla war zu flink, er entschlüpfte; von Stavarta gefolgt, rannte er um die Galerie, die Treppe hinunter und schlüpfte in seinen Käfig, als Stavarta die Thür zufeuerte und den Riegel vorschob".

„Stavarta hat Euch das gesagt?"

„Ja, Stavarta!"

„Stavarta lügt!" rief ich und sprang schnell auf die Füße.

Einer aus der Reihe der Männer stürzte auf mich zu und eine Hand fiel schwer auf mein Gesicht — Stavartas Hand.

„Ich habe gelogen, sagst Du, Bube?" brüllte er. „Du warst stets eifersüchtig auf die Liebe, die sie für mich hegte — eifersüchtig warst Du, Du Hund! — Und jetzt wagst Du, hinter meinem Rücken zu behaupten, ich hätte gelogen?"

„Ja, Du hast gelogen", versetzte ich, ohne den Schlag zu erwidern, und ihm nur fest ins Auge blickend, „und warum Du es gethan, das werden wir bald erfahren. Eifersüchtig auf Dich! Du weißt, daß sie keinen von uns geliebt und Dich am allerwenigsten! Jetzt beobachtet sein Gesicht und hört, was ich zu sagen habe!"

„In demselben Augenblick, als ich Zenobia fallen sah", fuhr ich in leidenschaftlichem Tone fort, „rannte ich die Treppen hinauf, ohne an etwas Anderes zu denken, als Rache an dem Gorilla zu nehmen — und diese Rache wollte ich mit meinen eigenen Hän'den vollführen. Als ich hierher kam, blickte ich mich um und fuhr entsetzt zurück, als ich Krollo still und ruhig in seinem Käfig sitzen sah".

„Du lügst. Du lügst!" rief Stavarta, und stürzte auf mich zu, doch die Anderen hielten ihn wie mit eisernen Klammern fest.

„Der Käfig war verschlossen und verriegelt", fuhr ich fort.

„Verriegelt?" riefen einige der Männer.

„Jawohl, verriegelt, und Stavarta war nicht hier. Ich hörte Jemand die Treppe hinunterkommen. Ich versteckte mich und sah Dich hereinstürzen, Dich, Stavarta! Du sprangst auf den Käfig zu und verfluchtest das Thier, dann sahest Du Dich um, als wenn Du erwartetest, es würde in diesem Augenblick Jemand hereinkommen und Dich bemerken."

„Du lügst, Du lügst!" brüllte er und schlug mit den Füßen um sich, um sich frei zu machen und auf mich loszustürzen.

„Aber weshalb sollte er das alles zusammenlügen?" fragte der Direktor zornig.

„Weil er mich haßt," schrie Stavarta mit blutrothem Gesicht; „weil er mir den Ruhm meiner That abspenstig machen will."

„Ruhe, Stavarta, Ruhe!" rief der Direktor, dann wandte er sich zu mir und fragte: „Du sahst den Gorilla ebenso wie wir alle in der Manège. Wie erklärst Du Dir dieses Räthsel?"

„Kommt und folgt mir," versetzte ich; „ich glaube, ich kann es Euch lösen!"

Ich stieg die Treppe hinauf in Begleitung der Anderen, welche Stavarta zwangen, ihnen zu folgen. Stufe auf Stufe erklommen wir die Wendeltreppe, und bei jedem Absatz ward Stavartas Gesicht fahler und seine Stimme klang dumpfer und hohler.

Schließlich erreichten wir die Galerie, ich wandte mich nach links, und ich führte meine Begleiter nach der Seite, wo sich sechs kleine Logen befanden. Ich stieß die erste Thür auf und ging hinein, der Raum war leer. Ich versuchte dasselbe bei der nächsten Thür. Der Raum war ebenfalls leer. Die dritte Thür aber war verschlossen.

„Wo ist der Schlüssel?" fragte ich.

„Hier ist ein Schlüssel, der fünfzig Thüren wie diese erschließt," sagte einer der Männer und holte einen großen Dietrich hervor.

„Eine Falle, eine Falle!" rief Stavarta und wollte sich wieder losreißen, während wir erstaunt einen langen braunen Pelz und eine große Affenmaske betrachteten, die an der Erde lagen. Der Pelz war zerrissen und die Maske zerbrochen, weil man sie in fliegender Eile abgerissen hatte. Die handschuhähnlichen Hände und die haarigen Füße waren mit blauer Farbe beschmiert. Das Geländer war nämlich neu gestrichen worden. An einem Finger des rechten Handschuhs steckte ein Ring, und dieser Ring gehörte Stavarta.

* * *

Zenobia blieb am Leben, doch sie lahmte und muß sich noch heute eines Stockes bedienen. Sie ist jetzt mein geliebtes Weib.

Stavarta aber, der das Verbrechen aus Rache begangen hatte, weil Zenobia seine Liebesbetheuerungen zurückgewiesen und ihm gestanden hatte, daß sie nur mich liebe, vergiftete sich im Gefängniß. Der Schurke hat sich selbst gerichtet.

Die verkannte Natter.

Aus Ehingen wird der Ulmer Zeitung folgendes Geschichtchen mitgetheilt: „Do Bua!" sagte ein Bauer in Mundingen zu seinem Sohn, „bring de Säu amol die Kartofle do!" Der Junge gehorchte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriffe war, die Thür des Schweinestalls zu öffnen, sah er aus einer Ritze ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, das verdächtig hin- und herzüngelte. Entsetzt ließ er seine Erdäpfel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jeses, Herr Jeses!" schrie er seinem Vater entgegen, „im Saustall ischt a wüthig grauße Natter!" Dem Bauern blieb bei dieser Nachricht ein Rädle Stuttgarter Wurst, das er eben zum Nachtbrod verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Muth und ging mit einer Heugabel und einem Beil versehen auf den Schweinestall los. Richtig, da schwänzelte das verwünschte Ding immer noch aus der Ritze heraus. So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht und der Gedanke, es ohne Beihilfe umzubringen, verging ihm bei dessen Anblick ganz und gar. „Lauf was de kahnst zum Schmied!" rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag' em, er soll tapfer mit a paar Zange' komme." — Der Junge lief, was er laufen konnte und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und 10—12 Nachbarsleuten zurück. Jetzt ging das Debattiren los; kein Mensch machte sich an das gefährliche Ding heran, bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukniff und mit einem mächtigen Stemmeisen d'rauf loshieb. In diesem Augenblick fing die Sau im Stalle d'rin ein mörderisches Geschrei an. Man riß die Thür auf und sah, wie das Thier unter jämmerlichem Grunzen im Ringels'rum lief und sich vergeblich an dem Schwanz zu lecken suchte. — Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber Niemand sprach ein Wort. „Vater!" sagte endlich der Sohn, „des Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, ist glaub' i der Sauschwanz gewese und koi Natter!" und so war es auch.

Für die Küche.

— Suppe von Perlgraupen mit weißem Wein. Die Graupen werden mit wenig kochendem Wasser, mit einem Stückchen frischer Butter und einigen Zitronenscheiben, wodurch sie weißer und schneller weich werden, auf's Feuer gesetzt und in kurzer Brühe bei öfterem Nachgießen von kochendem Wasser langsam weich gekocht. Nachdem die Suppe 2 Stunden gekocht hat, gibt man gewaschene Rosinen hinein, läßt sie recht weich werden, fügt beim Anrichten, Wein, Zucker, Zimmet und wenig Salz hinzu und rührt die Suppe mit 1—2 Eidottern ab.

— Skallopierte Austern. Man rollt einige Hände voll Cracker mit dem Rollholz, gibt eine Lage davon auf den Boden einer mit Butter ausgestrichenen Puddingschüssel, befeuchtet sie mit einer Mischung von Austernflüssigkeit und gewärmter Milch. Dann kommt eine Lage Austern, über die man Salz und Pfeffer streut und kleine Butterstücke legt. Nun wieder eine Lage Crackerkrumen und so fort bis die Schüssel voll ist; die oberste Lage soll aus Cracker bestehen und dicker sein, als die übrigen; nun quirlt man 1 Ei in die Milch, welche man darüber gießt. Man legt Butterstückchen dicht darauf, deckt die Schüssel zu, setzt sie in den Ofen und bäckt sie eine halbe Stunde, wenn die Schüssel groß ist, dann nimmt man den Deckel ab und bräunt die Austern, indem man sie auf den oberen Rost im Ofen stellt oder indem man eine heiße Schaufel darüber hält.

— Nachlese (Blindhuhn), ein westfälisches Nationalgericht. Es wird ein Stück Schinken oder geräucherter Speck vorab gekocht. Unterdeß werden grüne Bohnen, welche schon etwas härtlich sein können, tüchtig gewaschen und auf einem Küchenbrett, in dem man eine Handvoll zusammenfaßt, in kleine runde Stücke geschnitten, die vorher ausgeschoteten weißen Bohnen hinzugethan, reichlich halb so viel gelbe Wurzeln als grüne Bohnen in kleine Würfel geschnitten, gespült und theilweise bei jedesmaligem Durchkochen zu dem Schinken gegeben. Hat man Birnen, so gibt man einige geschälte, in Viertel geschnittene, und wenn das Gemüse beinahe gar ist, in vier Theile geschnittene Kartoffeln mit dem nöthigen Salz nebst geschälten, in Stücken geschnittenen Aepfeln hinzu und läßt dies alles weich kochen. Darauf wird das Stück Schinken herausgenommen, etwas Mehl mit wenig Wasser angerührt, hinzugefügt und das Gemüse damit durchgeschwenkt. Blindhuhn muß recht sämig und saftig gekocht sein und von den Aepfeln nur einen etwas säuerlichen Geschmack erhalten. Wenn man zu wenig Aepfel oder gar keine hat, so wird das Mehl mit Essig angerührt. Falls die Bohnen etwas hart wären, wird es besser sein, sie vorab mit einem Stückchen Soda eine reichliche Viertelstunde abzukochen. — Zeit des Kochens 2—2½ Stunden.

Beilagen: roher und gekochter Schinken, Bauchspeck.

— Sardellensalat. Man wässert die Sardellen und reißt sie mitten durch, damit man die Gräten herausnehmen kann, ordnet sie in einer Salatschüssel mit Kapern, kleinen Essiggurken, eingemachten halb durchgeschnittenen Zwetschen, in Scheiben geschnittener Zervelatwurst, marinirtem Aal, welcher vorher gespalten und in fingerdicke Stücke geschnitten wird; auch kann man nach Belieben Morcheln und Austern hinzufügen und in die Mitte der Schüssel einige Schnitten geräucherten Lachs legen. Den Rand verziert man mit Zitronenscheiben und gießt eine Sauce, oder die Dotter einiger hartgekochter Eier, feingerieben, mit Weinessig, Oel, Pfeffer und Salz angerührt, darüber.

— Gedämpfte Kalbsrippen. Es gehört hierzu sehr gutes Fleisch. Man schneidet die Rippen glatt ab, klopft sie gehörig, aber nicht auseinander, so daß sie reichlich ½ Zoll dick bleiben, und hackt die Knochen zur Hälfte ab. Dann legt man sie in eine dick mit Butter bestrichene Schüssel, bestreut sie mit Salz, Muskat und gibt noch Butter, Zitronenscheiben, etwas gestoßenen Zwieback und etwa zu 3 Pfund Fleisch ¼ Quart halb Wasser und halb Wein hinzu. Darauf wird die Schüssel fest zugedeckt, ein feuchtes Tuch darüber hingelegt und auf Kohlen ¼ Stunde geschmort.

— Kaninchenbraten wie Wild. Der Rücken eines großen Kaninchens werde drei Tage vor dem Gebrauch in einem irdenen Geschirr mit folgender Beize übergossen: Dazu nehme man ¼ Quart Essig, ½ Quart Rothwein (wozu das Letzte vom Faß gebraucht werden kann), 4 gehackte Zwiebeln, einen gehäuften Theelöffel frische grob gestoßene Wachholderbeeren, einen Theelöffel zerstoßener Pfefferkörner, 3 Lorbeerblätter und ein Bündchen Thymian. Damit begieße man den Kaninchenrücken täglich dreimal, lege ihn auch täglich auf die andere Seite. Dann wird der Braten wie Hase gespickt, mit Salz versehen und mit saurer Sahne gebraten. Braun oder roth gekochte Birnen (bei letzteren nehme man keine Preißelbeeren), Aepfelkompote und Preißelbeeren, frisch oder eingemacht, sind besonders passend dazu.

— Sauce von frischen Aepfeln. Saure Aepfel werden geschält, in 4 Theile geschnitten und gewaschen. Zu einem Suppenteller voll nehme man stark ½ Quart Wasser, einige Zitronenscheiben und eine Wallnuß dick Butter, koche die Aepfel darin weich und rühre sie durch ein Sieb. Dann lasse man in dieser Sauce ⅓ Tasse wohlgereinigte Korinthen weichkochen und füge etwas aufgelöste Stärke hinzu.

— Von der Kontrollversammlung. Junge Frau: Aber Eduard, heute Morgen halb 10 Uhr bist Du fortgegangen zur Kontrollversammlung und jetzt Abends, 5 Uhr, kommst du erst nach Hause, dauert denn die Sache immer so lang? — Er (stark angeheitert): Freilich, mei lieb's Weiberl, da — da wird's gar genau genommen!

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Nach längeren Leiden ist in Charlottenburg der Hofbuchdrucker und Hofbuchhändler Wilhelm Moeser im 55. Lebensjahre gestorben. Er war Inhaber der altbekannten hiesigen Firmen W. Moeser Hofbuchdruckerei und W. Moeser Hofbuchhandlung in der Stallschreiber Straße. — Das Opfer eines rohen Attentats wurde in Rostock ein junger Berliner, der seit Kurzem in einer Rostocker Maschinenfabrik beschäftigte Techniker Siber, Sohn des hiesigen Geheimen Oberjustizraths Siber. Der junge Mann hatte soeben die Wohnung eines Arztes verlassen und zündete sich auf der Treppe eine Cigarre an. Ein ihm auf der Treppe begegnender angetrunkener Maschinentechniker Namens Jägerhof forderte gleichfalls eine Cigarre von ihm, Siber verweigerte die Hergabe, infolge dessen stieß Jägerhof den Siber vor die Brust, so daß dieser die Treppe hinunterstürzte. Siber starb nach kurzer Zeit infolge der erlittenen Gehirnerschütterung. — Bei der Heimkehr von der Beerdigung eines Nachbarn fand die Frau des Arbeiters Traugott Drasdo aus der Markusstraße No. 18 ihren Mann erhängt auf. Der 54 Jahre alte Mann war dem Trunke sehr ergeben. — „Ehrenschulden" — so schrieb er auf einem hinterlassenen Zettel an seine Mutter — haben den 19 Jahre alten Kaufmannslehrling Wilhelm Henning aus der Memelerstraße 45a in den Tod getrieben; er erschoß sich. Welcher Art diese Schulden sind, hatte der junge Mann nicht angegeben. — Zu erhängen versuchte sich in der Gefängnißzelle der frühere Gefangenenaufseher Bertram, der wegen Durchstechereien mit Gefangenen in Plötzensee zu 3 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden ist; er wurde noch rechtzeitig abgeschnitten. Bertram's Sache kommt noch einmal zur Verhandlung, da das Reichsgericht das Urtheil aufgehoben hat. — Durch bittere Noth auf Abwege gerathen ist der frühere Student der Theologie Johannes Langhan, welcher unter der Anklage der Urkundenfälschung und des Betruges zu einem Monat Gefängniß verurtheilt wurde. — Hofschlächtermeister Max Großner feierte sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Innungsmeister. Großner hat den deutsch-französischen Feldzug beim Leib-Garde-Husaren-Regiment mitgemacht.

Eberswalde. Das diamantene Ehejubiläum feierte mit seiner Gattin der Papiermacher Gotta in der Weitlacher Papiermühle, wo das in den neunziger Jahren stehende Jubelpaar seit 50 Jahren wohnt und beschäftigt ist.

Potsdam. Durch einen Revolverschuß in's Herz getödtet hat sich der 31jährige Reisende Bruno Reiband. Die That soll die Folge von fortgesetzten Unterschlagungen sein, welche Reiband bei seinem Chef, dem Groß-Destillateur C. J. Kallabis (Inhaber Alfred Dahlweid), Jägerstraße 6, begangen hat.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. In dem Hause Friedmannstraße No. 40 fiel der 1½ Jahre alte Knabe Paul Gringel durch die Sprossen des im vierten Stocke den Lichtschacht umgebenden Geländers in den Lichtschacht hinab und starb alsbald an den bei dem Sturze erlittenen Verletzungen.

Landkrone. Dem Eigenkäthner Lindemann brannten Wohnhaus, Stall und Scheune nieder.

Memel. Kaufmann A. E. Buttkus sen. feierte sein 50jähriges Jubiläum als Mitglied der Corporation der Kaufmannschaft.

Lyk. Der wegen Mordes zum Tode verurtheilte, im hiesigen Justizgefängniß internirte Wirth Johann Kotzan aus Gutten (Kreis Lötzen) ist zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden. Kotzan hatte, während er als Knecht bei dem Besitzer Weiß diente, denselben erschlagen. Die Frau, welche mit ihm ein Liebesverhältniß unterhielt, soll die Anstifterin des Mordes gewesen sein. Sie war deshalb vom Schwurgericht bereits freigesprochen, wurde dann aber auf Grund eines Geständnisses des Kotzan im Wiederaufnahmeverfahren verurtheilt. — Wegen Unterschlagung im Amte und Urkundenfälschung erhielt der Landbriefträger Friedrich Jaeger aus Kutten bei Augerburg 4 Monate Gefängniß.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Der Schüler Albert König wurde zwischen Langfuhr und Neuschottland, als er während der Fahrt von einem Lastwagen absteigen wollte, von diesem überfahren; er erlitt einen Beckenbruch und starb im Stadt-Lazareth. — Rangirer Reinecker wurde auf dem Rangirbahnhof von einem Rangirzuge überfahren und sofort getödtet. Reinecker hinterläßt eine Frau und vier unversorgte Kinder. — Die Strafkammer verurtheilte den 16jährigen Lehrling Karl Heß wegen Unterschlagung zu 5 Monaten Gefängniß.

Altwalde. Ein schweres Unglück hat die Besitzer Thurow'schen Eheleute betroffen. Vor etwa einem Jahre ertrank der älteste Sohn von 24 Jahren beim Baden. Dieser Tage sollte der zweitälteste Sohn aus einer Lehmgrube Lehm holen. Als er nun beim Aufladen beschäftigt war, stürzte die eine Wand ein und begrub ihn. Er wurde zwar noch lebend hervorgeholt, jedoch ist kaum Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten. Die Mutter ist vor Schreck gelähmt.

Marienwerder. Töpfer Julius Lustig verletzte sich seinen Arm an einem rostigen Nagel. Er schenkte der unbedeutenden Wunde keine Beachtung, sondern arbeitete ruhig weiter. Der Arm schwoll bald darauf an, so daß Lustig einen Arzt zu Rathe ziehen mußte. Dieser konnte jedoch nicht mehr helfen, innerhalb 24 Stunden starb der junge Mann unter qualvollen Leiden an Blutvergiftung.

Provinz Pommern.

Stettin. Verhaftet wurden der Schlosser Richard Knopf und der Anstreicher Max Schuster wegen eines gemeinschaftlich ausgeführten Einbruchsdiebstahls, der Arbeiter Robert Hagemann wegen Körperverletzung und der Arbeiter Carl Mielke wegen Gewaltthätigkeiten. — Seinen Verletzungen erlegen ist im Krankenhause der 20 Jahre alte Maler Hermann Berch, welcher vom Gerüst am Hause Falkenwalderstraße 20 herabstürzte.

Kolberg. In einer Stadtverordneten-Sitzung wurde die Errichtung eines Nettelbeck-Gneisenau-Denkmals auf dem Kaiserplatz beschlossen. Es sollen dazu 25,000 Mark angewandt und die Ausführung dem Bildhauer Georg Meyer, der bereits den Entwurf zu dem Denkmal geliefert hat, übertragen werden. — Arbeiter Friedrich Mundt, welcher in der Ziegelei in Karlsberg einem anderen Arbeiter mit einer Schippe schwere aber nicht lebensgefährliche Verletzungen am Kopfe beigebracht hatte und deshalb in Polizeigewahrsam genommen worden war, erhängte sich in der Zelle im Rathhause an seinem Leibriemen.

Swinemünde. Bei einem Spaziergang auf der West-Mole verunglückte ein Fräulein L. Gadebusch. Die Leiche wurde von Lootsen in der See gefunden und in die Leichenhalle gebracht.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Die sechsjährige Tochter des Schlachtermeisters Jansen auf dem Schulterblatt ergriff in Abwesenheit des Vaters im Laden ein haarscharfes Schlachtermesser und wollte damit einen Bindfaden, den es im Munde hielt, durchschneiden. Dabei hat das unglückliche Kind sich fast die Kehle durchschnitten. — Der 66 Jahre alte frühere Fischhändler Wittrock, eine in weitesten Kreisen bekannte Persönlichkeit, ist bei der sinkenden Leuchtbaake aus einem Boot gestürzt und ertrunken.

Eddelack. Total niedergebrannt ist das am kattrepeler Wischweg gelegene Wohnhaus des Arbeiters Peter Jebens.

Hadersleben. In diesen Tagen wurde ein Dienstknecht aus Braruminge ausgewiesen. Auf seine Frage, was er denn verbrochen habe, wurde ihm erwidert, daß gegen ihn persönlich nichts vorliege. Dagegen wurde ihm bedeutet, daß sein Dienstherr, der Gärtner Behrens in Gramm, eine Schwester habe, die vor einigen Wochen mit mehreren anderen jungen Mädchen an einer Tour nach Copenhagen theilgenommen habe.

Itzehoe. Vor Kurzem wurde in der Nähe des Kaiserberges an der 50jährigen Ehefrau Christine Albrecht ein Sittlichkeitsvergehen verübt. Der Thäter ist nunmehr in der Person des 24jährigen Arbeiters Johann Gripp festgenommen worden.

Provinz Schlesien.

Breslau. In der Leder- und Treibriemenfabrik von König, Roßplatz 14, hat der 21 Jahre alte Sattler Oswald Päsler eine schwere Bluthat begangen. Zwischen ihm und seinem Mitarbeiter Materne gab es sehr oft Streit. Als beide wieder einmal handgemein wurden, stieß Päsler seinem Gegner ein scharf geschliffenes Sattlermesser in die Brust. Der Gestochene sank augenblicklich todt zu Boden. Päsler wurde verhaftet.

Hirschberg. Stellenbesitzer Friedrich Weist aus Hohenwiese, der vom hiesigen Schwurgericht am 8. October 1898 wegen der am 16. Juni begangenen Ermordung seines Stiefbruders, des Stellenbesitzers Heinrich Opitz zu Buchwald, zum Tode verurtheilt worden war, ist vom Könige zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden.

Königshütte. Nachts brach in der Besitzung des Fleischermeisters Emanuel Drabik auf der Charlottenstraße Feuer aus. Zwei Stallungen brannten total nieder. Der 26jährige Aushelfer Jonas kam in den Flammen um.

Wüstegiersdorf. Auf der Chaussee gab ohne jede Veranlassung der Schlepper Menzel auf den Berghauer Berg aus Fellhammer, welcher auf seinem Zweirad saß, einen Revolverschuß ab. Die Kugel traf die Kinnlade. Beitz ist schwer verletzt; Menzel wurde verhaftet.

Provinz Posen.

Posen. Drei Leichen wurden in dem Hause Wallischei No. 27 aufgefunden. Es waren dies der Arbeiter Nowak, seine Ehefrau und eine bei den Nowak'schen Eheleuten seit einigen Tagen wohnende, polizeilich nicht gemeldete Frauensperson. Nach polizeilicher Feststellung sind alle drei Personen durch ausgeströmtes Kohlengas erstickt. Ob ein Selbstmord oder ein Unglücksfall vorliegt, konnte noch nicht festgestellt werden. Ein Verbrechen scheint ausgeschlossen, da das Zimmer von innen verriegelt war.

Grätz. Die Wahl des Justizraths Motty zum Beigeordneten ist von der Regierung nicht bestätigt worden. Es hat seiner Zeit Aufsehen erregt, daß, obgleich das Stadtverordneten-Collegium aus acht Deutschen und nur vier Polen besteht, ein Pole die Stimmenmehrheit erlangte.

Uszez. Auf dem Wege von Uszez nach Kaldus wurde der 14jährige Sohn des Schmiedemeisters Falck von hier von einer Dampfdreschmaschine überfahren und auf der Stelle getödtet.

Unruhstadt. Der Sohn des Gastwirthes Müller in Scharmitz hatte in Abwesenheit seines Vaters das geladene Gewehr desselben in die Hand genommen und damit gespielt. Plötzlich krachte ein Schuß, die Kugel ging durch die Glasthür in die Nebenstube und traf die 20 Jahre alte Schwester des Müller in die linke Hand. Von dem sofort hinzugezogenen Arzt mußte der Zeigefinger dieser Hand abgenommen werden.

Provinz Sachsen.

Aschersleben. Der 13jährige Knabe Spulack, der einem Knechte beim Abladen eines Wagens behülflich war, wurde von einem starken Windstoß so unglücklich von dem Wagen herabgeschleudert, daß der Knabe das Genick brach und sofort todt war.

Erfurt. Von Stufe zu Stufe gesunken ist der frühere Steuerkassen-Assistent Otto Eckhardt von hier, der von der Strafkammer wegen Betrugs, Unterschlagung und verschiedener Schwindeleien mit 2 Jahren Gefängniß belegt wurde. — Den aus der Untersuchungshaft vorgeführten Arbeiter Albert Kaetsch, welcher in schamlosester Weise sich an zwei Mädchen unter 14 Jahren vergangen hatte, traf eine Gefängnißstrafe von 1 Jahr 6 Monaten.

Ermstädt. Auf einem hiesigen Gehöft wurde der Knecht Brand vom Treibriemen der Dampf-Dreschmaschine erfaßt und mehrere Male herumgeschleudert. Die Verletzungen des Verunglückten sind sehr schwere.

Großheringen. Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich bei der Revision der hiesigen Eisenbahnbrücke dadurch, daß einer der dabei beschäftigten Schlosser aus der Centralwerkstätte Erfurt, Namens Zinserling, abstürzte. Zinserling zog sich neben erheblichen äußeren Verletzungen eine Gehirnerschütterung zu.

Provinz Hannover.

Hannover. Auf einem Neubau (Haus zum Herold) stürzte der Maler Friedewald, Hallerstraße 13 A wohnhaft, und erlitt so schwere Verletzungen, daß er starb. — Bei einer Kahnfahrt ertrank die 20 Jahre alte Anna Gerlach, Bergstraße 19 wohnhaft.

Bockeman. Der Dachdecker Hermann Buchheißer stürzte vom Dache des Hauses des Dr. med. Hoffmeister, und brach das Genick.

Einbeck. Der Arbeiter Gehrke, ein arbeitsscheuer, dem Trunke ergebener Mann, versuchte seiner Frau während des Schlafes eine giftige Flüssigkeit in den Mund zu schütten. Auf das Hilfegeschrei der Frau drangen Nachbarn in die von innen verschlossene Stube. G. wurde in das Gerichtsgefängniß eingeliefert.

Goslar. Die im Ringelskamp vor dem Breiten Thore stehende, dem Oekonomen Otto Rißling gehörige Weizendieme gerieth in Brand und wurde vollständig eingeäschert. Der von 70 Morgen geerntete Weizen ist verbrannt.

Provinz Westfalen.

Münster. Auf der Eisenbahnfahrt von Milte nach hier wurde der Schreinermeister Lienkamp vom Schlage getroffen. Der Tod trat alsbald ein.

Erwitte. Das zweijährige Töchterchen des Bahnhofswirthes C. Büker, das über das Bahngeleise laufen wollte, wurde von einem Zuge zermalmt.

Herne. Die an der Shamrockstraße gelegene große Dampfschreinerei von H. F. W. Neuhoff ist vollständig niedergebrannt.

Herdecke. Den Flammentod fand die 70 Jahre alte Wittwe Krieg. Wie man annimmt, ist die Frau, welche einen lahmen Arm hatte, mit der Lampe gestürzt, so daß ihre Kleider Feuer fingen. Da sie allein wohnte und sich selbst nicht helfen konnte, verbrannte sie.

Hörstel. Der Ziegelmeister Knöner von der hiesigen Kerster'schen Ringofen-Dampfziegelei wurde vermißt. Erst drei Tage später fand man ihn in einem Busche auf dem Deckenberge bei Ibbenbüren in schwer verletztem Zustande auf. Er starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Von den rohen Thätern fehlt jede Spur.

Hüsten. Der Fuhrunternehmer Bürger Hochen, der mit einem schwer beladenen Wagen die Rönkhauser Straße passirte, kam zu Falle und zog sich so schwere Verletzungen zu, daß er in's hiesige Karolinenhospital überführt werden mußte.

Rheinprovinz.

Köln. Rentner Johann Peter Kayser und seine Frau Gertrud, geb. Zander, konnten das Fest der goldenen Hochzeit begehen. — Ein Hochstapler, welcher Fabrikanten und Versandtgeschäfte um erhebliche Beträge geschädigt hat, wurde in der Person des Technikers Johann Czoyek aus Komotau hier verhaftet.

Aachen. Im Hotel „Zur neuen Post" machte der angebliche Steuermann von Dombrowsky aus Antwerpen mit einer Frau einen Selbstmordversuch, indem sie beide Phosphorlösung tranken und sich die Adern aufschnitten. Beide wurden schwerverletzt, die Frau liegt hoffnungslos darnieder.

Düsseldorf. Ein seltenes Jubelfest, das diamantene Amts-Jubiläum, konnte der Rektor an der Volksschule an der Bismarckstraße, G. Kellermann, feiern.

Elberfeld. Ein großer Brand entstand in dem Geschäft der Firma Gebr. Alsberg. Der Schaden beträgt 80,000 Mark.

Göttelborn. Der auf Grube Göttelborn beschäftigte Bergreferendar Eckard hat sich in seiner Wohnung erschossen. Die Veranlassung zum Selbstmord ist noch nicht aufgeklärt.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Der Intendanturrath Prüssen von der Intendantur des XI. Armeecorps hierselbst wurde als Leiche am Fuße der Felsen des Neuen Wasserfalles auf Wilhelmshöhe, von denen er abgestürzt war, aufgefunden. Der 37jährige verheirathete Mann war seit längerer Zeit nervenleidend.

Eltville. Als der Dachdeckermeister Christof Rascht auf dem Dache eines Hauses beschäftigt war, riß einer der Leiterhaken. Rascht stürzte herab und trug einen doppelten Schädelbruch davon, der seinen sofortigen Tod herbeiführte.

Frankfurt. In Sachsenhausen feierte das Gärtnerpaar Joh. Gg. Braun und Johanna Christiane, geb. Braun, das Fest der goldenen Hochzeit. Er ist eines der wenigen noch lebenden Mitglieder der Weißbusch-Kapelle. — Der Techniker Heilig, der ein 18jähriges Mädchen mit seinem Rade todtfuhr, wurde von der Strafkammer zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

Heiligenstadt. Während einer Suche nach Felddieben wurden auf den Feldschützen Bode aus einem Felde heraus zwei Revolverschüsse abgegeben. Eine Kugel ging durch die Mütze des Beamten und streifte dessen Kopfhaut. Der Angreifer entkam.

Mitteldeutsche Staaten.

Bieblach. Beim Obstpflücken stürzte der 70 Jahre alte Gutsbesitzer Dicke von einem Baume so unglücklich herab, daß Dicke einen Wirbelsäulenbruch erlitt, der sofort seinen Tod herbeiführte.

Debschwitz. Der Gemeinderath, bestehend in der Mehrheit aus Sozialdemokraten, hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, daß die Namen der Einwohner, die weder Steuern noch Schulgeld zahlen und sich womöglich bei Karten- und Kegelspiel damit brüsten, öffentlich bekannt gegeben werden sollen.

Greiz. Verhaftet wurde in Stettin der von der hiesigen Staatsanwaltschaft wegen Straßenraubes steckbrieflich verfolgte Händler Johann Müller.

Holzminden. Bürgermeister Hermann Schrader ist im Alter von 55 Jahren nach längerem Leiden verstorben. Schrader waltete seit 21 Jahren hier seines Amtes.

Kleinaga. Im Agaer Werke verunglückte der Maschinenführer Paul Röhmer aus Lonzig. Er wurde im Maschinenraum bei der Kurbelstange mit zermalmtem Kopfe todt aufgefunden. Der Unfall ist wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit beim Oelen eingetreten.

Köstritz. Der beim hiesigen Postamt angestellte Landbriefträger Bernhard ist allem Anscheine nach ein Opfer des Hochwassers geworden. Es ist anzunehmen, daß er spät Abends auf dem Wege vom Bahnhof bei der ganz außergewöhnlichen Finsterniß von der Straße abgeirrt und in die hochangeschwollene Elster gerathen ist.

Langenhain. Abgebrannt sind das Wohnhaus, Scheune und Stallung des Drechslers Friedrich Weiß und eine Nachbarscheune. Die Weiß'sche Familie wurde vom Feuer derart überrascht, daß sie nur mit Hemden bekleidet, in die Nachbarhäuser flüchten mußte.

Sachsen.

Dresden. Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich auf der Leipziger Straße in der Nähe des Schlachthofs. Der 40 Jahre alte Baugewerke Katzsche aus Friedrichstadt wollte einem Wagen der elektrischen Straßenbahn ausweichen, kam zu Fall und wurde überfahren. Eine schwere Kopfverletzung führte seinen Tod herbei. — Der durch seinen früheren Schatzmeister, den Commerzienrath Hopffe, so arg hereingelegte „Albertverein" hat jetzt seinen Rechenschaftsbericht erstattet. Nach diesem hat Hopffe insgesammt 207,199 Mark veruntreut, ein Betrag, der nur bis auf 115,411 Mark durch das Vermögen Hopffe's gedeckt ist. Diese letztere Summe verliert der Verein.

Bockau. Auf seinem Scheunenboden erhängte sich aus Schwermuth der 61jährige Fleischermeister und Hausbesitzer Ullmann.

Leipzig. Dem Oekonomievolontär Hans Heinrich Lampe ist die silberne Lebensrettungsmedaille verliehen worden. — Der vermißte Straßenbahnschaffner Adolf Otto Linke aus Leipzig ist in Laucha a. U. als Leichnam aus dem Wasser gezogen worden.

Liptitz. Von einem herben Schicksalsschlag ist die Familie Lehmann betroffen worden. In der Familie ist der Typhus aufgetreten. Innerhalb acht Tagen sind drei Glieder der Familie der heimtückischen Krankheit zum Opfer gefallen. Erst starb die jüngste Tochter, dann der Vater und dann eine 15jährige Tochter.

Oppach. Als Abends der Waldarbeiter Seiler nach seiner im Orthstheil Picka befindlichen Wohnung gehen wollte, schoß ihm der Weber Kaulfuß aus einem Terzerol eine Schrotladung in den Hinterkopf. Seiler ist schwer verletzt. Als Ursache zur That werden Streitigkeiten wegen einer Wohnung zwischen den beiden Männern angegeben. Kaulfuß, welcher nach der That sofort flüchtete, wurde in einem zum Rittergute Weigsdorf gehörigen Teich todt aufgefunden.

Sachsendorf. Das Wohnhaus des Stellmachers Born brannte nieder.

Schönberg. Von seinem eigenen Wagen tödtlich überfahren wurde der Fuhrmann Hermann Lochmann.

Schwand. Ertränkt hat sich die 61 Jahre alte Handarbeiterin Joh. Christ. Reißaus im Dorfteich.

Sohland am Rothstein. Der Arbeiter Emil Stübner machte seinem Leben durch Erhängen ein Ende.

Waldorf. Goldene Hochzeit feierte der Maler und Hausbesitzer Johann Gottfried Hohlfeld mit seiner Ehefrau, geb. Matthes. Unter den Gästen befanden sich auch zwei Personen, die vor 50 Jahren zu den Hochzeitsgästen zählten.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Nach dreitägiger Verhandlung sprachen die Geschworenen den Kaufmann Simon Heil in Darmstadt von der Anklage des betrügerischen Bankerotts frei, erklärten ihn dagegen des einfachen Bankerotts für schuldig. Der Gerichtshof erkannte auf eine Gefängnißstrafe von sechs Monaten.

Bieber. Zwischen hier und Offenbach verunglückte der 42jährige verheirathete Weißbindermeister Martin Paul aus Obertshausen mit seinem Zweirad. Ehe ärztliche Hülfe requirirt werden konnte, war Paul eine Leiche.

Birkenau. Ein Opfer seines Berufes ist der 55jährige Steinbruchaufseher Adam Bechtold geworden. Bechtold, welcher in der Firma Herpel und Hildebrand beschäftigt war, fiel aus einer Höhe von ungefähr 25 Meter herab und blieb mit zertrümmertem Schädel als Leiche am Boden liegen.

Mainz. Schneidermeister Janson aus Wendelsheim erhielt wegen Mißhandlung eines 1½jährigen Pflegekindes zwei Jahre Gefängniß. Bei der gerichtlichen Sektion der Leiche des armen Kindes ergab sich, daß demselben mehrere Rippen und der Unterkiefer gebrochen war.

Bayern.

München. Vom Pilatus abgestürzt ist der Gerichtsvollzieherschreiber Ludwig Rödl aus München, dessen Eltern vor etwa 13 Jahren starben und dessen Vater Karl Rödl in der Au eine Bäckerei betrieb.

Ansbach. Der kgl. Landstallmeister a. D. Deisinger feierte seinen 80. Geburtstag.

Aschaffenburg. Im benachbarten Damm tritt die Genickstarre auf; ein Kind starb bereits und zwei liegen schwer krank darnieder. Die Behörden haben alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ein Weiterverbreiten der Epidemie zu verhüten.

Bachern. Der in Ottmaring geborene Knecht Joseph Groll wurde in Wien verhaftet. Groll war zuletzt bei einem Wirthschaftsbesitzer bedienstet und seinem Herrn mit den Werthpapieren in der Höhe von 13,500 Mark durchgegangen.

Hammelburg. Seit einigen Tagen ist der erst kürzlich von Werneck hierher versetzte Rentamtsofficiant Holzinger abgängig. Der Rentbeamte von Werneck hatte die Pfändung des Mobiliars des Holzinger zur Deckung eines Fehlbetrags beantragt.

Hof. Nachts wurde hier ein äußerst frecher Einbruchdiebstahl verübt. Ein jedenfalls mit den Oertlichkeiten gut bekannter Gauner drückte ein Fenster am Postgebäude ein und erbrach die im Telegraphenamt aufgestellte eiserne Cassette, aus der er die Summe von mehr als 1900 Mark entwendete.

Marbach. Das Opfer eines meuchlerischen Ueberfalls wurde der hiesige Schulrevisor Voit, ein Sohn des Bürgermeisters Voit von Altenstein. Als Voit Abends sein Kosthaus verließ, wurde er hinterrücks niedergeschlagen und schwer verwundet. Die rohe That, ein Schlag mit einem Knüppel in's Genick, ist ein Racheact, weil Voit einen Buben verdientermaßen züchtigte.

Würzburg. Oekonomierath Josef Schmitt ist gestorben. — Ende Juli hat der ledige Kaufmann Julius Dittmar aus Schweinfurt im Stadtwalde bei Kissingen die Kurfremde Gärtner aus Nienburg unter Bedrohung mit dem Tode beraubt. Das Schwurgericht verurtheilte Dittmar zu 1½ Jahren Gefängniß.

Württemberg.

Stuttgart. Wegen betrügerischen Bankerotts und Betrugs ist der 47 Jahre alte Kaufmann und Goldwaarenhändler Karl Holl von Cannstatt, gebürtig von Worms, vom hiesigen Schwurgericht zu einem Jahr und zwei Monaten Gefängniß verurtheilt worden.

Biberach. Der hiesige Bezirkscommandeur Oberstlieutenant v. Lerch hat sich im Buchauer Krankenhaus in einem unbewachten Augenblick durch das Fenster in den Hof gestürzt, wo er später todt aufgefunden wurde. Vorher hatte er sich im Walde die Pulsadern geöffnet.

Bondorf. Die Strafkammer verurtheilte den Hilfsbahnwärter Wilhelm Heid von Giengen a. B. wegen Gefährdung eines Eisenbahntransports zu vier Jahren Gefängniß. Heid hatte am Abend des 23. Juli weder die Barriere geschlossen, noch die Sicherheitslaternen angezündet. Infolgedessen wurde ein Gesellschaftswagen mit Mitgliedern der „Giengener Liedertafel" vom Ulmer Postzug erfaßt, wobei 5 Insassen getödtet und 7 schwer verletzt wurden. Heid wurde nach dem Unglück schwerbetrunken und schlafend im Straßengraben aufgefunden.

Ellwangen. Die hiesige Strafkammer verurtheilte den Bürgermeister Anton Geiger von Schwenningen wegen Urkundenfälschung und Unterschlagung von Mündelgeldern zu 1 Jahr 8 Monaten Gefängniß und 2jährigem Ehrverlust.

Herbrechtingen. In einem Gasthause in Zürich ist der von der Staatsanwaltschaft in Ulm wegen Raubes und anderer Verbrechen steckbrieflich verfolgte Müller Gottlieb Eßlinger von hier festgenommen worden. Er wurde den deutschen Behörden ausgeliefert.

Munderkingen. Feuer legte das Gasthaus „zum Hirsch" (Geburtsstätte des Dichters Waitzmann) in Asche. Die Nachbarhäuser waren sehr gefährdet. Das Feuer wurde von einem Bewohner des Hauses, dem Conditor Traub, absichtlich gelegt. Traub, welcher die That im Säuferwahnsinn beging, versuchte sich nachher mit einem Brotmesser den Hals zu durchschneiden, was ihm auch theilweise gelang. An seinem Aufkommen wird gezweifelt.

Oberjettingen. Bauer Johannes Lehre fand dieser Tage beim Hopfendörren unter einem morschen Brett auf der Bühne seines Hauses in einem Säckchen wohlverpackt 12 Gold- und 219 größere Silbermünzen, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend, im Gesammtgewicht von annähernd 5 Pfund.

Schorndorf. Forstwart Heckmann von Thomashardt kam, während er im Walde aus einer Kulturanlage ein junges Reh herauszujagen wollte, zu Fall, wobei sich sein Gewehr entlud; der Schuß zerschmetterte ihm den rechten Arm. Der Verunglückte wurde nach Stuttgart in's Diakonissenhaus gebracht und dort operirt.

Wildberg. Vom Wetter begünstigt, fand hier dieser Tage der Schäferlauf statt. Die Betheiligung war heuer weit größer als in den letzten Jahren. Das Spiel selbst, Wettlauf der Schäfer, Schäferinnen, Wasserträgerinnen u. s. w., ging nach festlichem Umzug durch die Stadt auf der Klosterwiese vor sich. Zur Theilnahme an dieser Festlichkeit erhalten sämmtliche bäuerlichen Dienstboten der Umgegend einen freien Tag.

Baden.

Karlsruhe. Nach längerer Krankheit verschied der Kammermusiker Ferdinand Braun, welcher nahezu 40 Jahre dem Hoforchester als hervorragendes Mitglied angehört hat. — Reallehrer a. D. Karl Peter beging mit seiner Gemahlin, geb. Fiedler, das Fest der goldenen Hochzeit. — Die Steinbrecher Fridolin Mutter und Anton Rebmann stürzten im Steinbruch bei Wyhlen durch Aufgehen eines Seilknotens etwa 40 Meter hoch in die Tiefe. Mutter, der erst kurze Zeit verheirathet war, starb nach einer halben Stunde, während Rebmann lebensgefährlich verletzt in's Spital überführt wurde.

Airach. Während eines heftigen Gewitters schlug der Blitz in das Anwesen des Landwirths A. Roth, das rasch niederbrannte. Sämmtliches Inventar, 9000 Garben Getreide, 10,000 Liter Most etc., gingen verloren. Vieh und Werthsachen konnten gerettet werden. Die Stallung mit viel Heu blieb unversehrt.

Altenheim. Hier wurde der 18jährige Th. Adam, welcher mit seinen Kameraden nach Hause ging, von einigen Raufbolden angehalten und durch einen Schlag auf die Stirn lebensgefährlich verletzt. Der muthmaßliche Thäter ist verhaftet.

Heidelberg. Unter donnerähnlichem Krachen stürzte die im zweiten Stock gelegene Küche des Hauses Mittelbadgasse 14 in das unterste Stockwerk hinab. Die in der Küche beschäftigten Personen, Frau Magdvertingerin Prechter und ihre Tochter Babette, stürzten mit in die Tiefe. Auch das Wasserleitungsrohr wurde dabei auseinandergerissen, so daß sich das Wasser auf die Hinabgestürzten ergoß, welche schwere Verletzungen erlitten. Faule Balken waren Ursache des Einsturzes.

Mannheim. In der Spiegelmanufaktur Waldhof erhielt der 23jährige Schlosser J. Schweighof, als er in bückender Stellung in das Getriebe hineinsehen wollte, von einer Fraktionsscheibe einen wuchtigen Schlag auf den Kopf und erlitt einen Schädelbruch und eine Gehirnerschütterung. Ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, ist der Verunglückte bald darauf seinen Verletzungen erlegen.

Meißenheim. Landwirth G. Huser III. wurde ohne alle Ursache von zwei Burschen aus Altenheim, dem Rechenmacher G. Kammerer und Maurer W. Frick, überfallen und mit einem Backstein zu Boden geschlagen. Schließlich nahm einer dem Huser den Hut; dann sprangen beide davon. Als Huser ihnen nachging, um seinen Hut wieder zu erhalten, überfielen ihn die Burschen abermals und schlugen so auf ihn ein, daß er zu Boden stürzte und bewußtlos liegen blieb. Er hat unter anderen lebensgefährlichen Verletzungen auch zwei Stiche im Kopf. Die zwei Raufbolde sind verhaftet.

Rheinpfalz.

Miesenbach. Bei dem Neubau des Philipp Kleemann, Wirth, stürzte der Dachdecker Jacob Sofsky von Bruchmühlbach von dem 2. Stock auf die Straße und war sofort todt. Er hinterläßt eine Frau und 13 Kinder, von denen noch 6 schulpflichtig sind.

Kaiserslautern. Die Wittwe des kürzlich hier verstorbenen Commerzienraths Carl Karcher hat den sämmtlichen Angestellten und Bediensteten ihres Hauses ansehnliche Geldgeschenke von 1000 Mark bis zu 100 Mark überreichen lassen. — Infolge Explosion eines Gasofens verbrannte sich der Arbeiter Jakob Matheis, wohnhaft in der Epplergasse, in der Kayser'schen Nähmaschinen- und Fahrräder-Fabrik so schwer, daß er durch die Sanitätscolonne mittels Tragbahre in seine elterliche Wohnung verbracht werden mußte.

Niederschettenbach. Tagner Johann Hoff erstach seinen Schwager, den Wirth Jacob Flory. Ordnungshalber hatte Flory den angetrunkenen streitsüchtigen Hoff aus seiner Wirthschaft entfernt und die Hausthüre zugeschlossen. Eine Weile später klopfte es an der Thür. Ahnungslos öffnete Flory das Haus. Da stach ihm Hoff ohne weiteres auf dem Hausflur das Messer in die Brust. Flory war alsbald eine Leiche. Nach der Unthat flüchtete der Mörder gegen Bobenthal, wurde aber von der ihn verfolgenden Polizei eingeholt und dingfest gemacht.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Dieser Tage bewarfen sich gegenseitig mehrere Schüler der Münsterschule mit Mörtel. Bei dieser Gelegenheit flog dem Schüler Josef Kempf ein Stück Mörtel in's rechte Auge; der Knabe fiel bald darauf in Bewußtlosigkeit und verschied trotz sofortiger sorgsamer ärztlicher Hilfe.

Kolmar. Nachts wurde im städtischen Armenamt ein Einbruch verübt. Die Diebe, die durch ein Fenster eindrangen, erbrachen die in die Wand eingemauerte Cassete und stahlen den Inhalt, der sich auf 284 Mark belief.

Mecklenburg.

Malchin. In Guatemala starb infolge Herzschlages der jüngste Sohn des hier ansässigen Commissionsraths [illegible]. Derselbe war daselbst Besitzer einer Kaffeeplantage und außerdem Verwalter einer großen Actien-Kaffeeplantagen-Gesellschaft zu Hamburg. Der Verstorbene ist etwa 20 Jahre hindurch in Guatemala thätig gewesen.

Neubrandenburg. Auf der Chaussee nach Rostock verunglückte der Chasseewärter Tiedt. Dieser war auf den Wasserwagen eines Dampfpflugs gestiegen, von wo er während der Fahrt so unglücklich niederfiel, daß er erhebliche Verletzungen des Kopfes erlitt und alsbald starb. Tiedt, der 38 Jahre alt war, hinterläßt Frau und 7 Kinder.

Oldenburg.

Altenesch. Nachts ist das Haus der Wittwe Woltjen abgebrannt. Das Feuer griff so schnell um sich, daß die Bewohner nur das nackte Leben retten konnten.

Garrel. Dem Wirth und Kaufmann Fr. Thoben von hier wurden auf dem Cloppenburger Mariä-Geburts-Markte von einem Taschendieb ca. 1000 Mk. in Werthpapieren gestohlen. Drei Tage darauf erhielt die Polizei in Cloppenburg von dem gestohlenen Gelde zwei Zinscoupons von je 51 Mk. aus Hannover zugesandt.

Freie Städte.

Hamburg. Flüchtig geworden ist der hier angestellt gewesene Schutzmann Ad. Ernst Herrmann, als er wegen wiederholten Diebstahls in Haft genommen werden sollte. Die Staatsanwaltschaft hat einen Steckbrief gegen ihn erlassen. — Der im Untersuchungsgefängniß befindliche Arbeiter Hefter hat sich in seiner Zelle mittels eines Bettuches erhängt. — Das neunjährige Mädchen Anna Struve ist ein Opfer der Unsitte geworden, auf dem Treppengeländer herunterzurutschen. Das Kind stürzte in dem elterlichen Hause, Hammerbrookstraße, über das Geländer der dritten Etage in das Parterre hinab, wobei die Kleine so schwere Verletzungen erlitt, daß der Tod nach kurzer Zeit eintrat. — Die 13jährige Marie Kerstens, die im Hafen in die Elbe fiel und im letzten Augenblick noch gerettet wurde, ist infolge der ausgestandenen Angst gestorben. — Der Bauarbeiter Carl Holst fiel auf einem Neubau von einem Schalgerüst herunter und schlug dabei mit dem Genick auf die Spitze eines Zimmerhammers. Der Unglückliche wurde nach dem Krankenhause gebracht, wo er durch den Tod von seinen Leiden erlöst wurde. — Der bei einer Firma am Graskeller beschäftigte Reisende Gronauer wurde wegen bedeutender Unterschlagungen und wegen Wechselfälschung in Haft genommen.

Schweiz.

Aarau. Auf dem hiesigen Bahnhof wurde Bahnwärter Bürli von Erlinsbach, der die Barriere am Uebergang beim Schulhaus bediente, von einem Zuge überfahren und getödtet.

Basel. Das Kriminalgericht verurtheilte den Württemberger Dietz, der in Therwil seinen Kameraden durch einen Schlag auf den Kopf getödtet hatte, zu 3 Jahren Zuchthaus.

Benzenschwyl. Hier starb, 87 Jahre alt, Joh. Klausner, Gemeindeschreiber, Fertigungsaktuar und — Straßenwärter.

Ermensee. Unweit von hier wurde der Schneider Johann Schärer von Safenwyl, als er auf den letzten Zug der Seethalbahn springen wollte, von demselben überfahren und getödtet.

Gampel. Das Fabrikgebäude der Acetylenfabrik dahier ist infolge Zersprengung eines Rohres eingestürzt. Der Schaden wird auf eine Million geschätzt.

Lommis. In dem benachbarten Kalthäusern ist das Wohnhaus nebst Scheune des J. Frei, Landwirth, abgebrannt. Vom Mobiliar konnte nur wenig gerettet werden. Der Brand soll durch ein dreijähriges Knäblein verursacht worden sein.

Münsterlingen. Im Alter von 54 Jahren starb im hiesigen Kantonsspital Martin Schmid von Müllheim, Advokat und Gerichtspräsident des Bezirks Steckborn.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Im Alter von 84 Jahren ist der pensionirte Director der Hofapotheken Hofrath Eduard Steinebach gestorben. — Der Stadtzimmermeister Franz Bezchleba, Burgsteiggasse 43, ist plötzlich gestorben. — Der Redacteur des „Fremdenblatt" Ludwig v. Komorzynski ist im 55. Lebensjahre gestorben. — Der 20 Jahre alte Buchhalter Bewersdorf, der dem Holzhändler Stolz in Berlin 12,000 Mark unterschlug, wurde hier verhaftet. — Der 61jährige Fruchthändler Anton Grasl II., Jägerstraße No. 67 wohnhaft, hat sich durch einen Revolverschuß getödtet. Ein langwieriges Leiden hat den alten Mann zum Selbstmorde veranlaßt. — In seiner Wohnung, Jägerstraße No. 8, wurde der Fouragehändler Ignaz Hauser erschossen aufgefunden. Häusliche Zwistigkeiten sind das Motiv der That. — Ein alter Wiener Bürger, Herr Joseph Schreier, Trödler auf der Fischerstiege No. 3, feierte mit seiner Gattin Johanna Schreier, geb. Wolf, das Fest der goldenen Hochzeit. — Wegen zahlreicher Heirathsschwindeleien wurde der Solicitor Adolph von Swieten-Philippsborn verhaftet.

Bozen. Der etwa 50jährige ledige Andreas Pichler, genannt Grotten-Ander, ist von Eggen beim Nachhausegehen in der Dunkelheit von der Eggenthaler Straße in der Nähe der Hintermühle abgestürzt und todt geblieben.

Budapest. Der Buchhalter Lazar Neumaier der Firma Samuel F. Goldberger und Söhne hat sich entleibt. Als Motiv des Selbstmordes werden Verluste an der Börse angegeben.

Weißstetten. Der Hausbesitzer Johann Langer wurde von seinem Neffen Rudolf Langer im Streit erstochen. Langer wurde verhaftet.

Im Reiche der Mode.

Nach einer durch die Unbeständigkeit der Mode zur Gewohnheit gewordenen Voraussetzung erwartet man beim Beginn jeder neuen Saison die bisher bekannten Formen durch staatsumwälzende Neuheiten in den Hintergrund gedrängt zu sehen. Vollzieht sich der Wechsel auch nicht in so schneller Folge, so sorgt doch der an Phantasien reiche Schaffensgeist unserer Kleiderkünstler für interessante, die Aufmerksamkeit fesselnde Varianten, aus denen sich allmählig neue Gebilde entwickeln.

Zu einer für alle praktisch Denkenden so wünschenswerthen Wandlung der engen, mit Aalform bezeichneten Kleiderröcke bietet sich einstweilen keine Aussicht, ebenso gilt die durch Volants „en forme“ sich ergebende untere Weite mit kleiner Schleppe auch ferner für die auf Eleganz Anspruch erhebende Toilette als bedingt und unerläßlich.

Das Straßenbild zeigt augenblicklich eine auffallende Vorliebe für Tuchkostüme in grauen oder altblauen Tönen, deren Machart durch allerlei Zubehör so vielfach variirt wird, daß von einer maßgebenden Richtung abgesehen und dem persönlichen Geschmack die Wahl des für die eigene Individualität Passenden überlassen werden muß. Die Mannigfaltigkeit der Tunikaformen, welche ein oder mehrere Volants begrenzen, das Imitiren der ersteren



durch die eine Contour markirenden Stickereien, oder Applikationen in der Höhe der Volants, sowie der hübsche Effecte vermittelnde unter Volantansatz aus abstechendem Stoff oder Spitze ergeben einen kaum zu erschöpfenden Wechsel, der gleichzeitig für ökonomische Rücksichtnahme anerkennenswerthe Vortheile bietet. Dem Ueberfluß des dominirenden Garniturmaterials fällt auch die uniforme Tracht des tailor-made-Kostüms nach und nach zum Opfer. Mit der Erkenntniß für die Unkleidsamkeit der anliegenden Aermelformen wird der Ausputz am oberen Ansatz derselben von neuem begünstigt. Conservativer erweist sich die Mode im Festhalten an legeren Jäckchen und Boleros, die in ihrer Verbindung mit abstechenden Chemisetts oder Blusen außerordentlich kleidsame Effecte vermiteln. Eine bevorzugte Rolle spielen hierbei noch immer die Chifonrüschen.

Sehr beliebt für kühlere Tage ist schwerer Cheviot, der für einfachere, glatt gearbeitete Kleider besonders geeignet erscheint. Sowohl die nette Form wie die Verwendung von starkwolligem altrothem Cheviot mit einer Garnitur von schwarzem Sammetband geben dem in Figur 1 dargestellten hübschen Anzug den herbstlichen Charakter. Den Futterrock begrenzen drei nach der Form geschnittene Stofftheile mit durchsteppten Rand. Darüber fällt der obere, unten zackenförmig ausgeschnittene und mit Sammetband besetzte zweite Rock, der vorn zwei aufliegende, nach unten sich etwas verbreiternde Quetschfalten hat. An der Taille setzten sich die Falten bretellenartig über die Schultern bis zum hinteren Taillenabschluß fort, wo sie



unter dem, Taille und Rock verbindenden, mit Sammetband und schönen altsilbernen Knöpfen verzierten Gürtel verschwinden. Die mit gleichen Knöpfen ausgestatteten Falten bedecken den Ansatz runder, vorn und hinten gleicher, mit Sammetband besetzter Jackentheile, sowie die kleinen, eckigen, mit Sammetband garnirten Epauletten. Den herzförmigen, mit Sammetband umrandeten Ausschnitt füllt ein Latz mit Stehkragen aus weißem Atlas mit schwarzer Sammetbandgarnitur. Die engen Aermel haben am Handgelenk einen kelchförmigen Ansatz mit Sammetbandverzierung. Der schwarze Kastorhut, der den hübschen Anzug vervollständigt, hat eine breite, gerade Krempe und einen ziemlich hohen Kopf; diesen umgibt ein Schrägstreifen aus rothem Sammet; vorn schmückt den Hut eine gleiche Rosette, in deren Mitte eine schöne, längliche Schnalle aus Altsilber ruht, die mit Sammet durchzogen ist. An der linken Seite ist unter der Rosette eine kurze, volle, schwarz und roth schattirte Straußfeder befestigt.

In geschmackvoller Weise ist die in der zweiten Figur dargestellte Gesellschaftstoilette aus schwarzem, gemustertem Seidenstoff mit lachsfarbenem Moire, Atlas und Seidenkrepp garnirt. Drei, etwa 5 Zoll breite, rundgeschnittene Volants umgeben den nur



leicht schleppenden Rock, der am Ansatz des oberen Volants mit einem Moirestreifen besetzt ist. Aus gleichem Stoff besteht auch die gerundete Passe und der Stehkragen, während die schmalen Plisses aus Krepp und der durchsteppte Faltenbesatz aus Atlas gewählt sind. Die hinten glatt überspannte, kleidsame Taille ist vorn in leichte Querfalten geordnet und an der linken Seite unter einem graziösen Schleifenarrangement aus Atlas geschlossen; die langen Enden der Schleife sind mit vergoldeten Senkelhülsen zusammengefaßt. Eine flotte Atlaskrawatte und kleine Schmuckknöpfe vervollständigen die Taille.

An dem hübschen Kleide aus altblauem Tuch, Figur 3, ist der vorn mit helleren Aufschlägen verzierte und ringsherum durchsteppte Rock mit einem schmalen Einsatz versehen, der unterhalb der Aufschläge etwas breiter und hier dem Rock mit kleinen Crystallknöpfen untergeknöpft ist. Die hinten glatte Taille hat eine vorn spitze, hinten runde weiße Tuchpasse mit leicht geschweiftem Stehkragen, der wie der Schluß der Passe mit schmalen Pelzstreifen besetzt ist. Die Taille öffnet sich mit helleren Tuchrevers über einem faltigen dunklen Tucheinsatz, der am Zusammenstoß der Falten mit Crystallknöpfen verziert ist. Auf den Schultern ruhen eckige, wie die Revers am Rande durchsteppte hellblaue Garniturtheile, die auch hinten den Passentheil begrenzen und hier in der Mitte geschlitzt sind. Die übrige Garnitur



der Taille bilden schmale aufgesteppte Stoffstreifen und Crystallknöpfe; erstere grenzen vorn einen Latz ab und ziehen sich auf dem Schooß rings um die Taille. Die am Handgelenk mit hellem Paspel begrenzten Aermel haben hier spitze weiße Tuchaufschläge und Crystallknöpfe. Recht kleidsam ist das Hütchen aus altblauem Filz, dessen Garnitur aus weißen Taffetrosetten mit blauer Chenillenumrandung, blau schattirten Straußfedern und einer großen Rosette aus gewundenem dunkelblauem Sammetband besteht.

Bräunliches Tuch und Moire in gleicher Schattirung sind für das geschmackvolle Kleid, Figur 4, gewählt, das reich mit nach der Form geschnittenen, aufgesteppten Stoffstreifen garnirt ist. Die bogenförmigen Verzierungen schmücken die über einem Moireeinsatz auseinandertretenden Vorderbahnen des Rockes, wie die einen Westentheil aus Moire freilassenden Jäckchentheile, die sich oben, einen runden Kragen bildend, umlegen; über diesen fällt ein aus Tuch und Moire gearbeiteter, eckig geschnittener Doppelkragen; den kleinen Ausschnitt füllt ein Moirelatz mit Stehkragen; die engen Aermel sind ohne jede Garnitur gearbeitet und legen sich nur unten mit einer Spitze auf die Hand. Die Taille umschließt ein einfacher brauner Stoffgürtel mit eleganter Metallschnalle. Für jugendliche Gesichter recht kleidsam ist der zu dem Kleide gewählte große, dunkle Sammethut mit hohem Kopf, dessen



Garnitur in reichem phantastischem Federschmuck und einer Straßagraffe besteht.

Grüner „Covert-coat“ ist für die kleidsame Toilette, Figur 5, gewählt, deren vorn geschlossener Rock, eine Tunika imitirend, mit 2 Zoll breiten, durchsteppten, schrägen, schwarzen Taffetstreifen garnirt ist. Auch die sich vorn pattenartig verlängernden Westentheile der hübschen Jäckchentaille sind mit durchsteppten Taffet bekleidet. Sie legen sich mit kleinen Revers um, denen sich Kragentheile anschließen, die wie die Revers mit Taffetstreifen umrandet sind. Das Jäckchen ist ringsum in Bogen ausgeschnitten und mit schwarzer Bisenschnur benäht. An den Spitzen der vorderen Bogen befinden sich außerdem eckige Jeitknöpfe. Hinten läßt das Jäckchen die gürtelartige Taffetbekleidung der Taille sichtbar werden. Die Aermel haben Epauletten und Manschetten von durchsteppten Taffet und wie das Jäckchen Schnur- und Knopfverzierung. Den Anzug vervollständigt ein Chemisett aus weißer Seide mit kleiner Krawatte.

Filipinos in Louisiana.

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß schon seit einer langen Reihe von Jahren in den Ver. Staaten sich auch Filipino-Niederlassungen befinden. Dieselben sind im Staate Louisiana belegen und zwar an der Mündung des Mississippi, wo Hunderte winziger Inselchen sich nur wenige Fuß über den Gewässern des Golf von Mexico erheben. Die auf der Westseite des Delta in der kleinen Bai Barataria und nördlich von der berühmten Grand Isle belegenen Inselchen dienen den Vettern des „Erzrebellen“ Aguinaldo als Wohnstätten und weitere Filipinos beherbergt die Barataria-Gruppe auf der Ostseite des Delta. Auf der größten Insel dieser Gruppe, welche den Namen Clarkcheniere führt, befindet sich die bedeutendste Niederlassung von



Musikaufführung.

Filipinos, welche überall am Golf Manilamänner genannt werden. Nach ihren eigenen Mittheilungen haben sich die ersten Filipinos dort vor etwa 75 Jahren niedergelassen und zwar waren dies entlaufene Matrosen, die auf Sklavenschiffen gedient hatten und des Lebens an Bord der Seelenverkäufer müde geworden waren. Die schwer zugänglichen Inseln im Mississippi-Delta mit ihrem subtropischen Klima boten den entlaufenen Matrosen nicht nur sichere Zufluchtsstätten, sondern batten mit ihrer Heimath im fernen Orient auch so viel gemeinsam, daß die braunen Tropensöhne dort für immer verblieben. Noch heute finden sich unter den ältesten „Manilamännern“ einige Greise, die als Knaben dorthin gekommen sind und zu den ersten Mitgliedern gehören. Vor etwa einem halben Jahrhundert wurde Grand Isle, wo einst der berühmte Seeräuber Lafitte mit seinen Halsabschneidern viele Jahre lang hauste, von Filipinos besiedelt. Von den Elementen hatten sie viel Ungemach zu leiden und im Jahre 1856 ergossen sich bei einem furchtbaren Orkan die Meeresfluthen über eine ganze Anzahl der niedrigen Inselchen, dieselben mit allem Leben vollständig zerstörend. So wurde Last Isle vollständig überfluthet und ihre 400 Bewohner starben eines elenden Todes. Nachdem die Wuth der entfesselten Ele-



Filipinohütte.

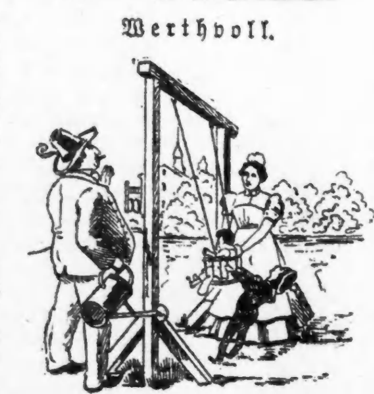
mente sich gelegt hatte, war in der Wasserwüste weder eine Spur der Insel noch ihrer Bewohner zu sehen. Diese furchtbare Katastrophe diente den überlebenden „Manilamännern“ zur Warnung, sie verlegten ihre Wohnstätten etwas näher an das Festland und ließen sich auf der Cheniere Caminado genannten Insel nieder. Dieses Eiland war etwas höher als die Nachbarinseln und mit mächtigen Eichen bedeckt. Dort nun bauten die überaus genügsamen Leute ihre primitiven Hütten, ja im Laufe der Jahre waren sie im Stande, ein Kirchlein sowie eine Schule zu errichten und die Grundlagen zu einem organisirten Gemeinwesen zu legen. Da kam eine zweite Heimsuchung über sie. Im Jahre 1880 brachen die Elemente von Neuem los; von dem Sturm getrieben, ergossen sich die Meeresfluthen fast über die ganze Insel und ca. 800 Menschen, beinahe die Hälfte ihrer Bewohner, ertranken in einer einzigen Nacht. Weitere Orkane, die große Verluste an Menschenleben im Gefolge hatten, schlossen sich an diese Katastrophe. Daß diese furchtbaren Erfahrungen die Ansiedler mit Angst und Schrecken erfüllten, konnte wohl nicht Wunder nehmen, und mit abergläubischer Furcht blickten sie auf die Inseln, wo sie der Wuth der Elemente schutzlos preisgegeben waren. Allmälig verließen sie ihre alten Niederlassungen, um sich auf den sumpfigen Inselchen in der geschützten Bai von Bataria und den schmalen Streifen Landes an den Bayous, deren Wasser unter Myriaden von Wasserlilien förmlich verschwinden, neue Wohnstätten zu suchen. Dort findet man überall, in dem hohen Sumpfgrase und unter der zeitweise mit tropischer Ueppigkeit sich entwickelnden Vegetation halb versteckt, die überaus primitiven Hütten aus Palmetto und Stroh, in denen die nur halbcivilisirten „Manilamänner“ ihr Dasein in stiller Bedürfnißlosigkeit verbringen. Mit Fremden halten sie keine Gemeinschaft und um die Ereignisse der Welt kümmern sie sich blutwenig. Von Natur vorzügliche Fischer, genügen ihnen ihre Boote und Netze, um ihren frugalen Lebensunterhalt dem Wasser abzugewinnen. Von „Schulweisheit“ ist unter ihnen keine Spur zu finden, wiewohl sie von der Natur mit mehr Intelligenz begabt sind, als manch' andere Angehörige unserer buntscheckigen Bevölkerung. Unter sich bedienen sie sich ausschließlich der spanischen Sprache, doch können sie sich auch auf Englisch leidlich verständlich machen. Die meisten Sitten ihrer fernen Heimath haben sie beibehalten, doch in der Kleidung sich den Delta-Creolen der niederen



Dewey Avenue.

Schichten vollständig assimilirt. Fische, Austern und andere Seethiere dienen ihnen nicht blos zur eigenen Nahrung, sondern auch zum Handelsartikel; namentlich unterhalten sie in diesen einen lebhaften Handel mit New Orleans. Als bemerkenswerth muß die Thatsache gelten, daß es in keiner Niederlassung der „Manilamänner“ auch nur eine einzige Frau gibt, die von den Philippinen stammt. Fast alle sind mit spanischen und französischen Creolinnen verheirathet und in einzelnen Fällen haben sie Weiber aus der Negerbevölkerung genommen. Clark Cheniere, die größte Niederlassung, ist eine Insel, die sich im Besitze eines weißen Bewohners von New Orleans befindet, und dieser erhebt von den Ansiedlern einen geringfügigen Grundzins, der zwischen $1.50 und $5 varirt. Weder eine Kirche noch eine Schule gibt es in Clark Cheniere oder einer anderen Filipino-Niederlassung und die dunkelhäutigen und schwarzäugigen Kinder wachsen heran, ohne selbst die Geheimnisse des ABC kennen zu lernen. Als Bewohner des Staates Louisiana haben die „Manilamänner“ Anspruch auf die Errichtung öffentlicher Schulen und ein wohlmeinender Bürger that sein Bestes, um die Leute zur Stellung entsprechender Anträge bei der Regierung zu bewegen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg und schließlich gab er dieselben auf. Die Charaktereigenschaften der Filipinos sind recht gut und Verbrechen sind unter ihnen so gut wie unbekannt; etwaige Streitigkeiten schlichten sie, ohne Gerichte oder sonstige Behörden anzurufen. Ihr Hauptvergnügen, das oft freilich zum Laster wird, ist das Spiel. In der Mitte der Niederlassung befindet sich ein Gebäude, wo sich die Männer allabendlich nach gethaner Arbeit versammeln, um zu spielen und meist nicht eher aufzuhören, als bis der letzte Nickel futsch ist. Auch der Musik sind sie hold; freilich kann man von den Naturkindern, die keine Noten kennen, nichts Anderes als primitive Productionen erwarten. Wie alle Orientalen sind die Filipinos überaus mäßig und Fälle von Trunkenheit überaus selten. An den kriegerischen Ereignissen des Vorjahres nahmen die Leute, die ohne Ausnahme von grimmigem Hasse gegen die Spanier beseelt sind, lebhaftes Interesse und ihrer Verehrung für den Admiral Dewey, der die Philippinen von dem spanischen Joche befreite, gaben sie dadurch Ausdruck, daß sie der Hauptstraße in Clark Cheniere, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, den Namen Dewey Avenue beilegten. Ueber die gegenwärtigen Kämpfe auf den Philippinen schweigen sie sich aus.

Werthvoll.



Bankier (zur Wärterin, welche das kleine Kind schaukelt): „Nur ja recht vorsichtig, Bertha, bedenken Sie, es ist eine halbe Million, die Sie da schaukeln!“

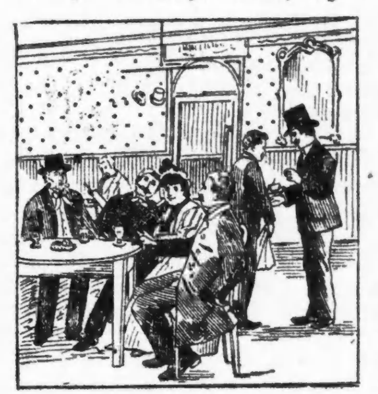
— Hübsche Dauer. Richter (zum Kläger): „Also gerade als Ihnen Ihre Frau eine Gardinenpredigt hielt, muß der Einbruch in Ihrem Hause geschehen sein — um welche Zeit war das?“ — „So von eins bis zwei!“

— Boshaft. Gattin: „Wir werden die Frau Registrator in unser Kaffeekränzchen aufnehmen.“ — Gatte: „Sie hat ihren Probeklatsch also bestanden?“

— Stimmt doch! Schwiegersohn: „Sie sagten mir doch, daß ich mich verwundern werde über die Mitgift, die Ihre Tochter mitbekomme — und nun ist sie ganz leer ausgegangen!“ — Schwiegerpapa: „Nun, verwundern Sie sich darüber vielleicht nicht?“

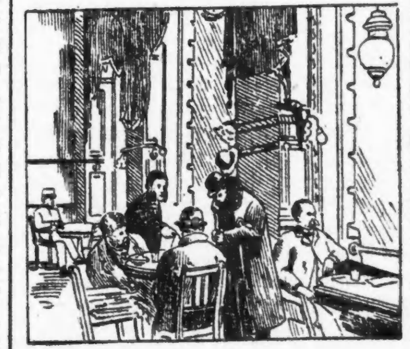
Das Wiener Kaffeehaus.

Auf der ganzen Welt hat sich das Wiener Kaffeehaus eingebürgert; aber nirgends, außer in Wien selbst, ist es wirklich ein Kaffeehaus nach dem Herzen der Wiener, weil zu dem Begriffe auch das richtige Land und die richtigen Leute gehören. Schon in der österreichischen Provinz vermißt man einige Charakterzüge des Wiener Kaffeehauses, im Auslande aber findet man in der Regel blos die Aeußerlichkeiten nachgeahmt. Es fehlt dort, wenn man so sagen darf, dem Wiener Kaffeehause der autochthone Geist, der es in Wien mit dem ganzen Zauber der Beschaulichkeit und Behaglichkeit erfüllt, dieser beiden Eigenschaften, welche die aus dem Orient stammende Einrichtung dem Wiener so unentbehrlich gemacht haben. Außerhalb Oesterreichs ist das Wiener Kaffeehaus zumeist verquickt mit anderen ortsüblichen Erfrischungsstätten. Es ist das Kaffeerestaurant. In Wien bietet das Kaffeehaus gleichfalls kalte Küche, Wein, ja sogar auch Bier, wenn der Gast es verlangt. Dennoch bleibt es seinem Charakter als Kaffeehaus treu und will sonst nichts sein als dieses, vielleicht noch immer unter dem Einflusse der Erinnerung an die Art seiner Gründung. Ein Pole Namens Kolszycki, der sich während der zweiten Türkenbelagerung wiederholt als Späher den Wienern nützlich gemacht hatte, erhielt zum Danke dafür nach dem Abzuge der Türken die Erlaubniß, die zurückgelassenen Kaffeevorräthe der Bedränger Wiens zur Errichtung ei-



Kaffeehaus alten Stils.

nes türkischen Kaffeehauses zu benützen. Zwei Jahrhunderte sind seither vergangen, die Stadt Wien hat die Fesseln ihres Festungsgürtels gesprengt und ist heute eine Großstadt von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern geworden. Das Wiener Kaffeehaus hat mit dieser Entwickelung immer gleichen Schritt gehalten. Aus den qualmigen Stuben, die im vorigen Jahrhundert und noch bis in die Mitte des gegenwärtigen hinein die Versammlungsstätten der Kaffeetrinker und Pfeifenraucher bildeten, ist das Wiener Kaffeehaus in der modernen Stadt zu dem nämlichen übermäßigen Luxus vorgeschritten, der die Ueppigkeit unserer Epoche kennzeichnet. Aeltere Wiener erinnern sich noch an das bescheidene „Silberne Kaffeehaus“, sogenannt wegen seiner silbernen Tassen, in denen servirt wurde. Hier kamen in den dreißiger Jahren die Häupter der literarischen Bewegung täglich zusammen: Lenau, um Billiard zu spielen; Bauernfeld, um das damalige junge literarische Wien mit seinen revolutionären Reden zu befeuern; ferner Grillparzer, der allerdings seltener erschien und dann schweigsam in einer Ecke saß; Anastasius Grün und andere, welche die Führer der heutigen jungliterarischen Bewegung als längst „über-



Im Café Habsburg.

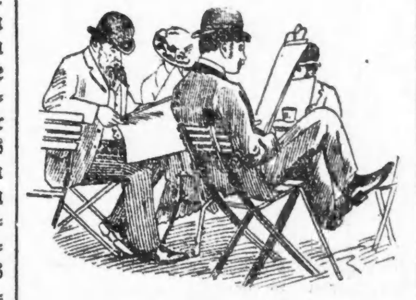
wunden“ erklärt haben. Zwischen dem „Silbernen Kaffeehaus“ und dem späteren Café Griensteidl auf dem Michaelerplatze, das auch noch den behaglichen alten Stil, wenngleich schon ausgedehntere Räumlichkeiten zeigte, lag die Periode der mächtigen Entwickelung Wiens, die jetzt wohl in den modernen Bauten auf ihrem Höhepunkt angelangt ist.

In all' dem Sturm und Drange war das Kaffeehaus immer der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, war sozusagen der Salon für die Wiener, die in ihrem eigenen Hause nicht so gesellig sind wie die Norddeutschen, sondern ihre Empfänge gewissermaßen an einen neutralen Ort zu verlegen lieben, wie das Gast- und das Kaffeehaus. Das letztere sieht in seinen Räumen alle Schichten der Bevölkerung. Es gibt literarische Cafés, Künstlercafés, Schauspielercafés, Kaffeehäuser für die Spießbürger vom Grunde, Kaffeehäuser, wo fast ausschließlich Handelsleute verkehren, Börsencafés, Damencafés u. s. w. Ohne erkennbaren Grund wird manches Kaffeehaus mit Vorliebe erst des Nachts auf dem Heimwege vom Theater oder Restaurant besucht, ein anderes wieder, das bei Tag ganz anständig ist, aus guten Gründen des Nachts gemieden, wenn man sich in Gesellschaft von Damen befindet. Insbesondere für den Junggesellen ist das Kaffeehaus eine zweite Heimath, wenn nicht seine eigentliche Heimath. Es gibt Garçons, die das erste Frühstück im Kaffeehause einnehmen, sich dorthin ihre Briefschaften kommen lassen, des Mittags dort ihren „Schwarzen“ trinken und am Abend ihre Schinkenschnitte verzehren. Ja, es ist sogar nicht selten, daß solche eingefleischte Kaffeehausbrüder ihren Schneider oder sonstige Lieferanten in's Kaffeehaus bestellen, in dem sie mehr Stunden des Tages zubringen als in ihrer eigenen Wohnung.



Im Café Lehmann.

Der Reiz des Wiener Kaffeehauses, sein liebenswürdiger Zauber sind auch in der That unleugbar. Immer ist es durchsättigt von einer eigenthümlichen lässigen Behaglichkeit, erfüllt von einer Atmosphäre müßigen Frohmuths, der sich daran genügen läßt, von der Zeitgeschichte aus den Blättern zu nippen und in gedämpftem Tone zu plaudern, wenn es in der Welt draußen donnert. Der Fremde, welcher die Bedeutung des Kaffeehauses für den Wiener kennen lernen will, der muß es in den Frühstunden besuchen, und zwar nicht in der schönen Jahreszeit, sondern an einem grauen, nassen Spätherbst- oder Wintermorgen, wenn der Tag noch ebenso unausgeschlafen ist wie die Menschen, welche frühzeitig ihr Tagewerk zu beginnen haben. Oben am Himmel wallen dicke Nebel, unten auf dem Pflaster dunstet die schmutzige Nässe um die Wette mit dem fauligen Herbstgeruch, den die verwelkenden Blätter des Parkes, die ersterbenden Gräser und Pflanzen der nahen Anlagen ausströmen. Bei solch' schwermüthigem Wetter umspinnt das Wiener Kaffeehaus seine Gäste mit einem ganz unbeschreiblichen Behagen. Durch seine blankgeputzten Spiegelscheiben schimmert das elektrische Licht, mit dem in keinem besseren Kaffeehause gespart wird. Im großen Füllofen flackert ein mächtiges Feuer, und wenn man eintritt, umfängt einen gleich ein appetitliches Duftgemisch von Kaffee, frischem Gebäck und von noch jungfräulichem Cigarrenrauch. An den blanken Tischen ist schon alles für die früh aufstehenden Junggesellen bereit, die aus ihren ungeheizten Zimmern mit aufgeschlagenem Kragen dahergelaufen kommen und nach einem warmen Tropfen Kaffee oder Thee lechzen. Diese lieblichen Getränke dampfen unter den



Am Lesetisch.

kundigen Händen des Feuerburschen in der Kaffeeküche, während auf den verhüllten Billards neben den Kipfelkörben ganze Stöße von Zeitungen liegen, deren kräftiger Geruch nach Druckerschwärze den Frühstücksgästen zu den frischen Kipfeln auch ein frisches Stückchen Zeitgeschichte verspricht. Nach und nach rücken sie nun an, die jungen und alten Hagestolze, meist übellaunig, verschlafen, fröstelnd. Erwärmten sie sich und ihren Humor nicht an der traulichen Kaffeehauspoesie des Morgens, es stünde schlecht um ihre Laune und Arbeitsfähigkeit während des ganzen Tages. Im Gegensatze zu dem geselligen Triebe am Abend setzt sich jeder womöglich allein an ein Tischchen und greift nach seinem Lieblingsblatte, das der aufmerksame Marqueur bereits vor ihm hingelegt hat.

Und wie da dem Geschmacke und den Gewohnheiten des Gastes Rechnung getragen wird, welche sinnreichen Combinationen blos beim Kaffee allein möglich sind! Abgesehen von den drei quantitativen Unterscheidungen, nämlich Schale, Glas oder Portion, erhält man den Kaffee in folgenden Gestalten: eine Schale, sehr heiß, mit viel Haut; eine Schale Gold ohne alles; eine Melange mit Schlagobers; einen Kapuziner mit einem Stück Zucker



In der Kugel.

mehr; einen Lichtbraunen in der Theeschale; einen Schwarzen im Wasserglas ohne Zucker; einen Nußbraunen mit Cognak; eine Schale Schwarzen mit zwei Gläsern Wasser etc. etc. —, lauter anmuthige Variationen über das eine würzige Thema: Kaffee. Nun kommt aber noch die Wiener Gebäckssymphonie dazu: resche, warme Kaisersemmeln, mürbe Kipfel, Baunzerln, Wasserkipfel, Milchbrot mit Rosinen, Zuckerkipfel, Theestangerln, flaumige Briochelaibchen, ferner zur Allerseelenzeit geflochtene Heiligenstrizzel, im Fasching zuckerbestreute Krapfen, mit Marillengelee gefüllt, zur Osterzeit die herkömmlichen Osterflecken und zu jeder Jahreszeit den gelben, leckeren Gugelhupf.

Wenn unter diesen schönen Dingen in den Morgenstunden tüchtig aufgeräumt worden ist, so werden sie am Nachmittage für die „Jause“ wieder reichlich ersetzt; denn nun rücken in vielen Kaffeehäusern die Frauen an, welche zwischen vier und sechs Uhr Nachmittags ihre Besorgungen unterbrechen, um im Kaffeehause den von ihnen so geliebten Kaffee einzunehmen.

Namentlich während des Winters und an Sonntagen wimmelt es in den Kaffeehäusern von Frauen, welche die illustrirten Journale durchfliegen, während ihre Gatten in den Spielzimmern eine Tarockpartie machen. Vom Kaffeehause aus wird dann in's Theater oder mit guten Bekannten ins Gasthaus gegangen. Und auf dem Rückwege vom Gasthause wird abermals im Kaffeehause eingekehrt, um noch ein Stündchen zu verplaudern, ehe die heimathlichen Penaten aufgesucht werden. So bildet das Wiener Kaffeehaus stets wichtige Stationen auf dem täglichen Lebenswege der Wiener Bevölkerung.

Wien bei Nacht hat auch seine eigenen Kaffeehaustypen. Wer spät nach Mitternacht vom Schottenring über die Freyung zur inneren Stadt wandert, der sieht das Café „Zur Kugel“ Am Hof hell erleuchtet und dicht besetzt. Dieser Andrang währt bis weit in den



Tschecherl.

Morgen hinein. Es sind die Kräutler und Kräutlerinnen, die zu vielen Hunderten den nahen Gemüsemarkt beschicken und um diese Zeit bereits frühstücken. Diese braven Leute geben mit ihrer stillen Emsigkeit dem Café ein anderes Gepräge, als einige Gassen weiter das nächste, von fragwürdigem Gesindel besuchte „Tschecherl“, das den Abschaum der Großstadt beherbergt, oder das elegante Nachtcafé, in dem sich die Lebewelt bei den Weisen einer Zigeunerkapelle herumtummelt.

Zur Sommerszeit gewinnen natürlich die Kaffeehäuser im Prater, dann der Kursalon im Stadtpark besondere Bedeutung, wie überhaupt jedes, das einen sogenannten Vorgarten besitzt, bestände er auch nur aus einigen transportablen Epheustöcken. Der Wiener Volksmund hat längst die Formel für dergleichen Kaffeehausgärten gefunden: „Schani, trag den Garten aussi!“

Durch die Blume.



Studiosus: „Sag' 'mal, Onkelchen, möchtest Du nicht meinem Geldbriefträger 'mal so recht imponiren!“

Naturwunder.



Fremder (in einer Universitätsstadt): „Erlauben Sie, Herr Wirth, was hat denn jener Herr dort für eine eigenthümliche Nase?“

Wirth: „Ja, das ist der Studiosus Haumüller, dem haben sie nach der letzten Mensur eine künstliche Nase von Hühnerfleisch angesetzt; jetzt wachsen ihm eben Federn d'rauf!“

— Kasernenhofblüthe. — Unterofficier: „Rekrut Dämelmann, Sie passen in die Uniform, wie die blaue Blume der Romantik in den Käseladen.“

— Der kleine Schwerenöther. Lehrer: „Nun, kannst Du nicht antworten, Fritz?“ — Fritz: „Der Herr Lehrer hat doch neulich selbst gesagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“

— Dankbarkeit. A.: „Warum ziehst Du denn vor diesem Herrn Deinen Hut so tief?“ B.: „Na, weißt Du, der hat einmal meine Erbtante sitzen lassen.“

— Ein Stoiker. „Aber wie magst Du nur ein so gleichgiltiges Gesicht hinmachen, Seppel, nachdem man Dir das Hinterkastell so versohlt hat?“ — „Nun, soll ich mich etwa viel darum bekümmern, was hinter meinem Rücken vorgeht?!“

— Ein Muster für Politiker. Alter Deputirter: Ja, liebes Kind, die politische Laufbahn ist eine schwierige und dornenvolle.“ — Junge Gattin: „Für Dich vielleicht, weil Du zu wenig Ehrgeiz besitzt! Warum nimmst Du Dir nicht ein Beispiel, sagen wir an Gambetta? Der war in Deinem Alter schon todt!“

Margit.

(Von Hedwig Hofmann.)

Als sie Vormittags, vor dem Spiegel stehend, das neue Hütchen probirte, das sie bei Gelegenheit des nachmittägigen Ausfluges tragen wollte, da machte sie eine Entdeckung — die Entdeckung, daß sie und ihre Mutter einander lächerlich ähnlich sahen. Aehnlichkeit war ja immer dagewesen, hatte sich aber noch nie in diesem aufdringlichen Maße gezeigt. Ihre Wangen waren wohl schmäler und ihre Züge spitzer geworden in Folge der Aufregungen der letzten Zeit, und die vergangene Nacht hatte sie überdies schlecht geschlafen, so mußte es gekommen sein. Ein wilder Schreck durchzuckte, eine heiße Angst erfaßte sie. Noch war sie jung, noch war sie schön, noch verlieh dasselbe Etwas, das dem Gesichte der Mutter die unangenehme Schärfe gab, dem ihrigen pikanten Reiz; noch war der leise Bronzeton ihrer Wangen weit entfernt von der gelb-braunen Hautfarbe der älteren Frau — noch! noch! aber wie lange noch? Wer sie heute neben der Mutter sah, vor dessen Blick mochte wohl die Zukunft ihres eigenen Gesichtes auftauchen. Und heute, gerade heute sollte die Mutter an der Unterhaltung theilnehmen, gerade heute sollte „er" deren Bekanntschaft machen!

Der Zufall hatte es bis jetzt gewollt, daß der junge Ingenieur, der ihr seit Wochen bei jeder Gelegenheit sein Interesse bekundete, und eben im Begriffe schien, sich ernstlich in sie zu verlieben, noch nie mit ihrer Mutter zusammengetroffen war. Sie hatte den vornehmen Mann in dem gastlichen Hause einer jungvermählten ehemaligen Mitschülerin kennen gelernt und in der Folgezeit dortselbst oft und öfter gesehen. Eine süße Hoffnung war in ihr erwacht, die sich von Tag zu Tag mehr befestigte. Fünfundzwanzigjährig, arm und in Folge ihrer Erziehung es tief unter ihrer Würde haltend, sich ihr Brod selbst zu verdienen, war sie auf eine Versorgung durch Heirath angewiesen. Sie klammerte sich deshalb mit allen Fasern ihres Seins an diese Hoffnung und bot alle ihre weiblichen Künste auf, das ersehnte Ziel zu erreichen. Die jugendliche Dame jenes gastlichen Hauses, die nach Frauenart das sich unter ihren Augen entspinnende Verhältniß lebhaft begünstigte, hatte einen Gesellschaftsausflug arrangirt, der Nachmittags stattfinden sollte, und zu dem unter anderen Gästen auch der junge Ingenieur und sie, die Lieblingsfreundin, mit ihrer Mutter, geladen waren.

Aber die Mutter durfte heute nicht mitkommen, nein, um keinen Preis! Sie Beide im hellen Sonnenschein und er daneben — jeden Zug, jedes Fältchen hätte er da studiren, vergleichen können. Im modernen Salon mit seinem diskreten Dämmerlicht, da mochte ihm die Mutter zum ersten Male entgegentreten, im Freien nicht. Vielleicht, daß es heute im Verlaufe der gemeinsam zu verbringenden Stunden zu einer Erklärung kam; das weiße Hütchen stand ihr gut, und sie wollte ihre holdeste Koketterie spielen lassen. Und dann, wenn es einmal so weit war, schien ihr die Gefahr des Verlierens nur gering. Er würde ins Haus kommen, er würde sie erblicken gesondert von den übrigen jungen Mädchen und Frauen, der Zauber ihrer Persönlichkeit würde ihn umspinnen, immer enger und enger. Ihre Phantasie ließ ihr die Zukunft sekundenlang in rosigem Lichte erscheinen. O Gott, wie wonnig, endlich erlöst zu sein von der Qual des Hoffens und Bangens! Sie hatte schon in den letztvergangenen Jahren gelitten, am ärgsten aber in den jüngsten Tagen, da Hoffen und Bangen ihren Höhepunkt erreicht hatten. Der Vater todt, die Mutter und sie nur im Besitze einer kargen Pension und eines kaum nennenswerthen Vermögens, mühsam ringend, das Hauswesen in dem gewohnten vornehmen Stil zu erhalten — o, es war entsetzlich gewesen! Gewesen?! Sie entsann sich wieder der Gefahr, die heute ihrem Glück drohte. Die peinliche Aufgabe trat an sie heran, der Mutter zu sagen.... Wenn sie nur wüßte, wie sie es sagen sollte. Die Matrone, die einmal blendend schön gewesen war, besaß den hellen Blick nicht, der das Verwelken der eigenen Schönheit sieht: sie war überdies nervös, empfindlich. Das junge Mädchen überlegte einen Augenblick lang. Das, was sie sagen wollte, hatte einen Beigeschmack von Rohheit an sich. Sie empfand es deutlich. Aber es mußte sein: es galt ihr Glück! Und wenn die Mutter klug wäre und die rechte Liebe zu ihr hätte, müßte sie es einsehen. Sie legte das Hütchen weg und trat ins Nebenzimmer.

Da saß die alte Frau an dem großen Tische und nähte so eifrig, daß sie das Kommen der Tochter überhörte. Das, was sie nähte, war eine lichte Halsruche für das dunkle Kleid, welches sie Nachmittags anziehen wollte. Der Eifer, mit dem sie bei der Sache war, die leicht bewegten Züge verriethen eine gewisse Freudigkeit. Die bevorstehende Unterhaltung war ihr offenbar nicht gleichgiltig. Die Aussicht, heute den Mann kennen zu lernen, an den sich so große Hoffnungen knüpften, elektrisirte sie. Der Tochter war zu Muthe, als ob ihr etwas die Kehle zusammenschnüre, aber sie begann dennoch zu sprechen.

„Ich wollte Dich bitten, Mama, heute zu Hause zu bleiben". Da war es gesagt.

Die Mutter hob den Kopf; sie hatet nicht recht verstanden.

„Ja, Mama, Du mußt heute zu Hause bleiben; ich habe meine Gründe".

Die alte Frau verstand noch immer nicht recht. „Zu Hause bleiben? Gründe? Aber Margit, Du hast Dich doch schon tagelang auf diesen Ausflug gefreut! Was soll die Laune?"

Das Flackern in den Augen der Mutter und das Wörtchen „Laune" reizten die Tochter. „Ich habe keine Laune, jetzt, wo Alles auf dem Spiele steht. Nicht ich werde zu Hause bleiben, nur Du darfst nicht mitgehen".

„Ich darf nicht mitgehen? Ich bin doch geladen".

„Geladen freilich, aber ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich Gründe für mein Verlangen habe".

Hierauf antwortete die alte Frau nichts, sie sah die Sprecherin blos an mit starren Augen und halb geöffneten Lippen. Nach einer kleinen Weile fingen die Augen wieder an zu flackern und die Lippen begannen zu beben.

Margit wartete die Frage, die sich ohne Zweifel vorbereitete, nicht ab. Ein harter Zug legte sich um ihren Mund, sie haßte die Mutter beinahe in diesem Augenblick. „Nein, Du kannst nicht mitgehen; es ist unmöglich. Wenn er Dich heute neben mir sehen würde im hellen Tageslicht.... So, wie Du jetzt aussiehst, werde ich einmal aussehen, vielleicht schon in kurzer Zeit — wir modernen Frauen altern früher. Er würde das erkennen, er könnte vielleicht.... Den Männern gilt unser Aeußeres so viel, und ich kann mir keinen Freier mehr leichtsinnigerweise verscherzen...."

Sie hatte weitersprechen wollen, ein paar beschönigende, mildernde Worte, aber das schrille Auflachen, das in diesem Momente den Raum durchgellte, hinderte sie daran.

Schier furienhaft sprang die alte Frau aus dem Sessel empor. „Wie, Du schämst Dich meiner, schämst Dich der grauen Haare Deiner Mutter!" und dann nach einer Pause, während welcher die durch das ungewohnte Schreien erschöpften Lungen Athem holten, „Meine Haare sind in Ehren grau geworden; sieh' zu, daß es die Deinen auch werden!" Die Augen, die sich in das erblaßte Gesicht des Mädchens bohrten, flammten in maßloser Leidenschaft.

Margit war anfangs schier regungslos auf ihrem Platze verharrt, jetzt trat sie unwillkürlich mehrere Schritte zurück: das Bewußtsein der eigenen Schuld und der Ekel, den fremde Zügellosigkeit immer erregt, kämpften in ihr. Das heiße Schuldbewußtsein blieb im Herzen, aber Ekel und Verachtung drängten nach außen. Ein feines, hohnvolles Lächeln der Ueberlegenheit glitt um ihre Lippen.

Das war zu viel für das wilderregte Blut der Anderen. Ein einziger Sprung trug sie dicht hin vor die Tochter. Schon hob sie die geballte Faust, aber der erhobene Arm wurde kraftvoll gefaßt und hinweggeschleudert. Die alte Frau taumelte zurück und sank in den Sessel. Dann schlug sie beide Hände vor das verzerrte Gesicht. Als Margit eine Sekunde später das Zimmer verließ, hörte sie wimmerndes Weinen.

Die gebrochenen, qualvollen Töne rührten sie nicht. Wie Eis legte es sich um ihr Herz. Sie hatte um ihres Glückes willen gekämpft, was weiter! — nicht einmal roh erschien ihr die Art dieses Kampfes mehr — und sie hatte gesiegt; die Mutter würde nicht mitgehen.

Der Nachmittag war köstlich, nicht allzu warm, aber dennoch blau und licht. Die kleine Gesellschaft befand sich in Folge dessen in bester Laune. Frl. Margit v. Besth war allein erschienen; sie hatte das Fernbleiben der alten Dame durch Unwohlsein derselben entschuldigt. Geradezu entzückend sah sie aus in der duftigen, hellen Toilette, welche ihre südliche Schönheit voll zur Geltung brachte. Ihre dunkeln Augen leuchteten, ihre weißen Zähne blitzten. Der junge Ingenieur, der sich sogleich zu ihr gesellte, glaubte freilich trotz aller Frische einen Zug von Müdigkeit in ihrem Gesichte zu entdecken, aber dieser Zug machte sie ihm nur süßer, begehrenswerther.

Draußen im Walde ergaben sich allgemach kleinere und größere Entfernungen zwischen den einzelnen Paaren und Gruppen. Margit und ihr Begleiter blieben eine zeitlang völlig allein. Er hatte ihr den Arm geboten und so schritten sie dann dicht neben einander hin. Die anfänglich übersprudelnde Laune des Mädchens wich nunmehr einer tiefen Schweigsamkeit. Er betrachtete sie heimlich von der Seite und fand sein Urtheil von vorhin bestätigt. Sie sah müde, ja traurig aus.

„Was ist Ihnen?" fragte er sanft.

Sie schrak zusammen, aber dann lächelte sie fröhlich. „O nichts, nichts!...." Es schien einen Augenblick lang, als ob sie weitersprechen wollte, doch sie schloß die Lippen wieder.

„So leicht gebe ich mich nicht zufrieden — es bedrückt Sie etwas, ich sehe es ja", und er wagte es, die kleine Hand zu fassen, die auf seinem Arm lag.

Margit schüttelte nur den Kopf, doch als er sie noch inniger bedrängte, da wandte sie sich halb ab, wie um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Ich, ich sollte jetzt nicht hier sein". kam es endlich stammelnd, widerstrebend von ihren Lippen, „Mama ist krank — ich bin ein schlechtes Ding".

Das schamvoll abgewendete Antlitz, der süße, bebende Zauber in ihrer Stimme rührten den Mann. „Ich dachte, es sei nur eine kleine Unpäßlichkeit; Sie sprachen doch vorhin zu Frau Hohenauer in diesem Sinne?"

„Es ist ja auch nichts von Bedeutung, und Mama wünschte auch mein Fortgehen, aber...."

„Aber Sie machen sich dennoch Vorwürfe", ergänzte er herzlich. Nach einer Pause fragte er in leicht verändertem Tone: „Sie hängen wohl sehr an Ihrer Mutter?"

Da durchzuckte es sie mit Blitzesschnelle: Die zur Schau getragene Kindesliebe gefällt ihm, aber er fürchtet die Schwiegermutter. Jetzt hieß es klug sein, klüger, feiner als bisher.

„Seit Papas Tode habe ich sonst Niemanden auf der Welt", sagte sie leise, „und dann gemeinsame Sorgen ketten eng aneinander. Wir sind nicht reich, nicht einmal so wohlhabend, als es den Anschein hat" — wieder wandte sie den Kopf wie in heißer Verlegenheit — „Mama und ich sind aufeinander angewiesen in Folge dessen. Die Eine muß Geduld haben mit den Schwächen der Anderen. Mama ist nervenleidend und deshalb launisch, unberechenbar, und ich — ich bin auch nicht immer, wie ich sein sollte".

Er hatte ihren Arm immer näher an sich herangezogen, während dieses Geständnisses. Sie empfand es wonnig. Er war reich, er mochte wohl das Mittel errathen haben, das ihn von der drohenden Schwiegermutterplage befreien konnte; sie hatte ihm das Errathen wahrlich nicht schwer gemacht. Die Armuth war es hauptsächlich, die Mutter und Tochter so eng an einander fesselte. Eine reichliche Unterstützung für die alte Frau und Alles ging nach seinem Wunsche.

Eine Weile schwiegen Beide; dann begann er zu sprechen, leise, innig, so innig, wie sie es dem eleganten Manne nimmer zugetraut hätte. Er wolle die kostbaren Augenblicke des Alleinseins benützen und endlich das zum Ausdrucke bringen, was er schon längst im Herzen trage, die tiefe Neigung zu ihr. Ihr Gesicht, ihr Lachen hätten es ihm schon angethan an dem Tage, da er sie zum ersten Male sah, und allmälig sei dann die heiße Sehnsucht in ihm erwacht, sie sein eigen nennen zu dürfen. Sie solle ihm gestatten, bei ihrer Mutter zu werben, morgen schon oder doch so bald als möglich.

Das Nahen von Stimmen überhob Margit einer direkten Antwort. Mehrere ältere Damen, die anfangs weit zurückgeblieben waren, wurden sichtbar.

„Nur einen Blick noch!" bat er dringend.

Da streiften die braunen Augen sekundenlang sein Gesicht, halb scheu, halb süß...

Auf dem Heimwege — die Dämmerung war bereits hereingebrochen— bot sich den Beiden noch einmal Gelegenheit zu kurzem, ungestörtem Beisammensein.

Er zog sie an sich und suchte ihre Lippen. Sie war so reizend gewesen in dem einsamen Waldhause, dem Ziele des Ausfluges, reizender als all die Anderen. Wunderlieblich war sie ihm namentlich erschienen, als sie einen Augenblick lang, in dem düsteren Thürrahmen stehend, nach ihm ausspähte, mädchenhaft heimlich, und dann, als er sie fester ins Auge faßte, blitzschnell den kleinen Kopf wandte, wie schon ein paar Mal heute. Jetzt konnte sie das Köpfchen weder drehen noch wenden, jetzt hielt er es fest und hätte es so bald nicht wieder frei gegeben, wäre die Angst vor einer eventuellen Ueberraschung durch fremde Augen nicht gewesen.

So ließ er sie denn nach einer Weile aus seinen Augen. Er war entzückt von den gesenkten Lidern, den errötheten Wangen und beglückwünschte sich, dieses Kleinod entdeckt zu haben, dieses Mädchen, das trotz der in ihm großgezogenen anmuthvollen Weltdame den jungfräulichen, ja kindlichen Zauber bewahrt hatte.

Margit konnte auch diese Nacht nicht schlafen, d. h. sie fühlte, daß sie es nicht können würde, und legte sich deshalb nicht zu Bette. Die helle Robe hatte sie mit einem dunklen Hauskleide vertauscht, und so stand sie in dem großen Erkerfenster des Salons und hörte noch die Mitternachtsstunde schlagen.

Warum es in ihr nicht jauchzte und jubelte, angesichts des ersehnten Zieles? Warum ihr auf einmal so merkwürdig öde zu Muthe war, so traurig und so müde? Die Müdigkeit heute Nachmittag war nicht echt gewesen. Der Streit mit der Mutter hatte ihre Lebensgeister erregt, hatte ein gewisses rücksichtsloses Kraftbewußtsein in ihr wachgerufen, aber das stille Gesicht mit dem matten Zuge um die Lippen mußte ihn rühren, in Stimmung bringen. Es war ihr nur Mittel zum Zweck gewesen, ein trefflicher Schachzug der feinen Koketterie, die ihr zu Gebote stand. Jetzt, da sie wieder allein war, hätte sie lachen können, lachen nach Herzenslust über die kurzsichtige Mutter, die der Tochter beinahe die herrliche Partie verscherzt hätte, über den leichtgläubigen Mann, über die jüngeren Freundinnen alle, die sie wohl schon heimlich zu den Uebriggebliebenen gezählt hatten; aber sie lachte nicht. Sie drückte die Stirn an die kalten Scheiben und schloß die Augen. Sie wollte die dunkeln Gartenbäume drüben nicht mehr sehen, die sich leise im Nachtwind bewegten, sie wollte überhaupt nichts mehr sehen. Wenn sie nur schlafen, schlafen könnte! aber sie mußte denken und grübeln. Nun war sie Braut geworden. Wie wundersam sie sich das Brautwerben einmal vorgestellt hatte. Ein hoher, schöner Mann würde kommen und sie an seine Brust ziehen, und sie würde sich nicht zu fassen wissen vor Seligkeit. Der hohe, schöne Mann war gekommen, und sie hatte an seiner Brust gelegen, hatte seine glühenden Küsse gefühlt, und — ja, das war es eben — hatte nichts anderes empfunden als: Jetzt hat das Hoffen und Bangen ein Ende und das glänzende Elend, das Du so lange ertragen mußtest! Und auch dieses Erlösungsgefühl war nicht so stark, so süß gewesen, wie sie es noch heute Vormittag erhofft hatte.

Und einem Impuls des Augenblicks folgend, trat sie vor den hohen Spiegel, denselben, vor dem sie heute Vormittags gestanden war. Nahe dem Spiegel brannte eine Lampe. Der milde Schein derselben ergoß sich über die Gestalt des Mädchens. Sie bog den Kopf zurück und öffnete die Lippen, so daß die Zähne sichtbar wurden. Ihre Zähne waren von seltener Schönheit und verliehen dem zarten Gesicht, namentlich bei künstlicher Beleuchtung etwas Faszinirendes. Die schönen Zähne hatte sie voraus vor der Mutter. Sie nahm sich vor, viel zu lachen in Gesellschaft, mehr noch als bisher; daheim dem Manne gegenüber, den sie heute erst so recht kennen gelernt hatte, mochte sie immerhin auch eine ernste Miene zur Schau tragen. In ihr lachendes Gesicht hatte er sich verliebt, schon an dem Tage, da er sie zum ersten Male gesehen — so hatte er wenigstens gesagt — aber ihr ernstes heute hatte ihm die bindende Erklärung abgenöthigt. Er war ruhig und gediegen, ein Mann, den sie hätte leidenschaftlich lieben können, wenn — er früher gekommen wäre. Ja früher, damals, als der Vater noch lebte, als sie noch so jung und warm war, so unberührt von den Kämpfen des Lebens. Ein Schauer überflog sie bei der Erinnerung an jene vergangene Zeit. Die Natur hatte es besser mit ihr gemeint als das Schicksal. Die Natur hatte ein vornehmes, adliges Geschöpf gewollt, aber da war das Schicksal gekommen und hatte gemodelt mit seiner rauhen Hand. Es hatte ihr frühzeitig den Schmelz abgestreift und nicht blos von den Wangen allein. Wie ihr ekelte vor diesem schlanken, geschmeidigen Leibe, vor diesen feinen, klugen, falschen Zügen; die entschwundene Lieblichkeit wußte sie täuschend zu heucheln — pfui!— und dieser Mund, dieser schöne, edle Mund, dessen Spiegelbild sie so gerne betrachtete, wie konnte er lügen und höhnen, ja höhnen, höhnen! Sie schnitt eine häßliche Grimasse, dann schlug sie beide Hände vor das Gesicht und floh von dem Spiegel weg in eine entgegengesetzte Ecke des Zimmers. Dort sank sie auf ein Tabouret nieder und warf sich mit dem Oberkörper auf das nebenstehende Tischchen. Sie schluchzte ein paar Mal auf, heiß, wild, und weinte dann, weinte bis zur Erschöpfung.....

Musikantenwitz.

Von Franz Fridberg.

Eigenartiges Völkchen, diese Künstler aus der Musikerbranche — sie machen Alle Witze! Man verlangt es sogar von ihnen in der Gesellschaft als Begleiterscheinung ihrer Kunst. Auch ist man — warum, weiß ich nicht — meist eher geneigt, ihnen schlechte und selbst unstatthafte Witze zu verzeihen, wie den anderen Sterblichen. Leider machen einzelne meiner Herren Kollegen oft einen allzu ausgibigen Gebrauch von dieser Konzession. Im großen Ganzen aber sind's gerade nicht die Musikanten, die die schlechtesten Witze machen.

Ob Bach oder Beethoven witzig waren, weiß ich nicht; von Haydn und Mozart haben wir Beispiele. Seinen geistreichsten Witz machte Haydn unstreitig mit seiner Abschiedssymphonie, oder, wie sie in Wien genannt wird, „Lichtlsymphonie".

Der Graf Eszterhazy gab eines Tages Haydn die Absicht kund, sein über zwanzig Jahre bestehendes Hausorchester aufzulösen. Haydn war erschüttert von dieser Nachricht, nicht weil er selbst seine Stellung verlor, sondern weil die meisten der Orchestermitglieder hier alt und grau geworden waren und nun auf einmal brotlos werden sollten. Er suchte den Grafen umzustimmen, vergebens — der Kostenpunkt sprach hier ein zu großes Wort mit. Haydn kam jetzt auf einen ganz originellen Einfall: Das letzte Konzert fand statt. Haydn hatte für diesen Abend eine neue Symphonie komponirt. Der Graf saß im Kreise seiner Familie und lauschte mit Aufmerksamkeit und innerer Bewegung diesem letzten ihm von seinem Freunde Haydn gespendeten Kunstgenuß. Die Symphonie war ungefähr bis zur Hälfte gediehen, da stand der erste Violinist plötzlich auf, löschte das eine Licht seines Pultes aus, nahm seine Geige unter den Arm und ging gesenkten Hauptes von dannen. Einige Takte weiter erhob sich der zweite Geiger, löschte das zweite Licht aus und ging, und so ein Musiker nach dem andern, bis nur der Pauker übrig blieb. Der gab noch zwei matte Schläge ab, dann löschte auch er sein Licht aus, ging hinaus — die Symphonie war zu Ende.

Der Graf war derart gerührt, daß er die Entlassung zurücknahm und das Orchester bis an sein Lebensende behielt, obgleich er daran zu Grunde ging. —

Mozart hatte einmal eine größere Gesellschaft bei sich. Er hätte gern seinen Gästen ein Glas Champagner vorgesetzt, aber das nöthige Geld fehlte. Er dachte einen Augenblick nach, dann stand er auf, bat, ihn für ein Weilchen zu entschuldigen, ging in die Nebenstube und kam ungefähr nach einer halben Stunde mit einem beschriebenen Notenblatt zurück, einem Klavierstück, das er soeben komponirt hatte. Einer der Gäste setzte sich an's Klavier, um es vorzuspielen. Er war bis gegen die Mitte gekommen, da stockte er. „Meister", wendete er sich an Mozart, „das muß hier ein Irrthum sein. Die rechte Hand ist im Diskant beschäftigt, die linke im Baß, und in der Mitte soll auch noch ein Ton angeschlagen werden. Das ist rein unmöglich. Solche Hände hat kein Mensch in der ganzen Welt!"

Mozart blieb ernst und proponirte eine Wette, daß dies doch möglich sei. Die Wette wurde angenommen. Mozart setzte sich hin, spielte, und als er zu der betreffenden Stelle kam, schlug er den unmöglichen Ton — mit der Nase an. Alles lachte, und Meister Mozart hatte die zwölf Flaschen Champagner gewonnen, die auf der Stelle getrunken wurden.

Von Künstlern meiner Bekanntschaft waren es in Wien hauptsächlich zwei, die gute Witze machten. Joseph Hellmesberger, der Konzertmeister der Oper, Direktor des Konservatoriums und späterer erster Hofkapellmeister, und Professor Richard Lewy, der berühmte Waldhornist der Oper und Gesanglehrer der Lucca, ich glaube auch der Mallinger und vieler anderer berühmter Sängerinnen.

Richard Lewy führte eine giftige Zunge. Seine Witze waren tödtlich, Dolchstiche. Man konnte sicher sein, wenn Richardl — so nannten wir ihn alle—den Mund aufthat, fiel Jemand getroffen zu Boden. Hier ein Pröbchen seiner Art:

Er trug einmal in einer Gesellschaft ein Hornsolo vor. Unter den Größen befand sich auch der Lustspieldichter Eduard Mautner. Mautner war als Gesellschafter in Wien ungemein beliebt und namentlich bei der hohen Aristokratie. Wenn seine Stücke im Burgtheater aufgeführt wurden, so hatte er es wohl mehr seiner hohen Protektion wie seinem Talent zu verdanken. Während Lewy nun sein Solo blies, stand Mautner mit einigen jungen Damen nicht weit davon und plauderte und lachte immerfort. Lewy warf ihm erst warnende Blicke zu, als die aber nicht helfen wollten, brach er plötzlich ab und rief hin: „Herr Mautner, ich finde es durchaus nicht in der Ordnung, daß Sie hier zu meinem Spiel lachen. Sehen Sie, mein Lieber — bei Ihren Lustspielen im Burgtheater lache ich auch nicht." —

Einer unserer Tenöre, Namens Labatt, sang zum ersten Male den Rienzi. Labatt hatte zwar eine große, aber recht rohe Stimme. Als er in der großen Szene auf dem Pferde saß, fing das Thier an, unruhig zu werden und Kapriolen zu machen, so daß der Sänger fast nicht mehr weiter singen konnte. Nächsten Tag klagte er dem Lewy, daß man ihm ein ungezähmtes Pferd aus der Kavalleriekaserne zugeführt hätte. Nun heißt das Kavallerie-Exerzierfeld bei Wien „Schmelz".

„Das Pferd is halt mehr Schmelz g'wöhnt", meinte Lewy achselzuckend.

Von Hellmersburgers Witz, der meist gemüthlicher, harmloser Natur war, erzähle ich ein anderes Mal.

Die Satansaffen.

Die Ausrottung des schönen Satansaffen (Colobus Satanas), aus dessen glänzend schwarzem, langhaarigem Fell man Kutschermäntel und Damenmuffe verfertigt, steht bevor. Der Gouverneur der Goldküste berechnete 1892 die Ausfuhr der Felle dieser und einiger nahestehender Arten auf jährlich 175,000 Stück, die einen Werth von 600,000 Mark repräsentirten und, da nicht alle Felle brauchbar sind, der Erbeutung von wenigstens 200,000 Affen entsprachen. Seitdem hat sich die Ausfuhr fortschreitend vermindert, und 1894 kamen noch 168,405 Felle, 1896 aber kaum mehr die Hälfte zur Ausfuhr, weil diese Affen in manchen Gegenden schon völlig ausgerottet sind. Da die Jagd dieser Thiere im ganzen Jahre frei ist, wird der Affe bald überall ausgerottet sein, wenn ihm nicht vielleicht gesetzliche Maßregeln in Deutsch-Kamerun eine Freistätte und Schonzeit schaffen.